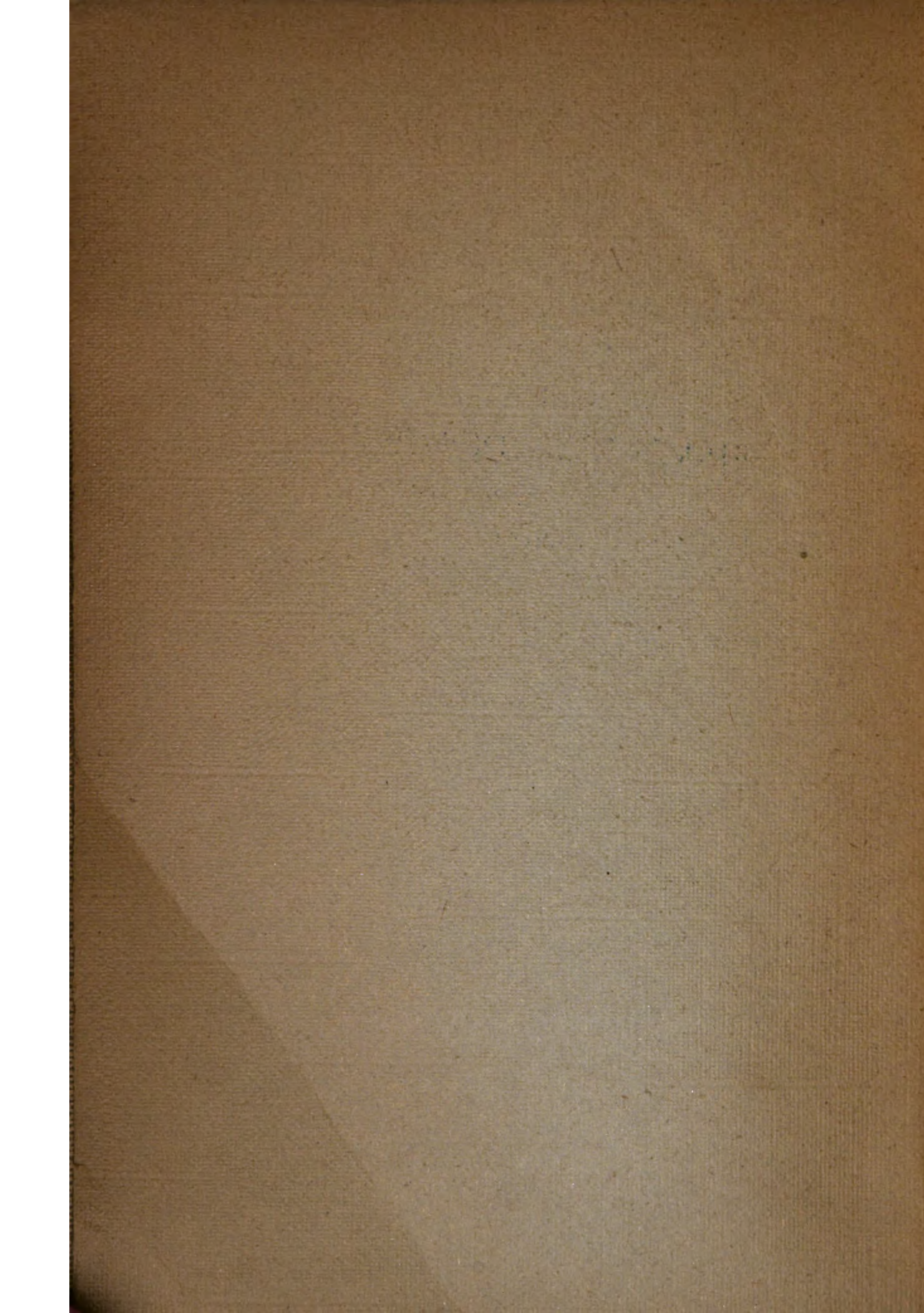
Der Bildhauer

von
Hanns v. Zobeltitz







Von Hanns von Zobeltitz erschienen u. a. ferner und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lichterfelderstraße Nr. 1. Bohème-Geschichte
Die Kronprinzenpassage. Roman
Ein bedeutender Mann. Roman
Senior und Junior. Roman
Arbeit. Roman
Das Tagebuch einer Hofdame. Roman

Hanns von Zobeltitz

Der Bildhauer

Ein Roman



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1906

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Der Bildhauer

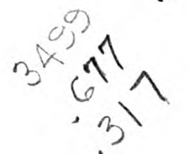
Ein Roman

1



In mächtigen Sätzen sprang Fritz Serrenberg den Hang bergab, über Wurzeln und Steine, dem Waldessaum zu, hinter dem der lichte blaue Augusthimmel schimmerte. Stärker, als er es je für möglich gehalten hätte, war jetzt die Sehnsucht nach der Heimat in ihm, die er so lange nicht wiedergesehen hatte. Nach dem kleinen alten Nest, das nun unten im Talgrund zwischen grünen Wiesen gleich auftauchen mußte mit seinem Dutzend Gehöften, der Oberförsterei und dem rotbraunen Backsteinkirchlein im lindenbeschatteten Friedhof.

An zwei Stunden schon war er von der Bahnstation aus unterwegs, den Wagen verschmähend und die neue breite Chaussee. Neu? Er mußte lächeln, als er sie in Gedanken so nannte. Sie mochte gut und gern zwanzig Jahre schon von Witschdorf nach Lugow führen, gerade



so lange fast, wie er das Dörfchen nicht wiedergesehen hatte, in dem er geboren war. Aber ihm kam sie so neu vor, wie ihm der alte verwahrloste Waldweg vertraut erschien mit seinen wunderlichen Windungen, den tiefeingeschnittenen Rändern, an denen die Brombeeren wucherten. Hunderte von Malen wohl hatte ihn ja der Bauernjunge mit den flinken Füßen zurückgelegt, um sich den Botenlohn zu verdienen — zwei gute Groschen! Im Winter durch tiefen Schnee, im Sommer durch den mahlenden Sand, mit dem Eierkorb am Arm hin, mit dem Semmelkorb und der Posttasche zurück, drei Meilen Wegs um fünfundzwanzig Pfennige und, wenn's hoch kam, einen Teller Kartoffeln mit Leinölstippe. Wie sich die Zeiten änderten —

Nun hatte Fritz Serrenberg die letzte Baumreihe gewonnen. Hoch aufatmend lehnte er sich an den nächsten Fichtenstamm und schaute ins Tal.

Wunderlich, daß ihn der Blick doch so packte. Noch heut früh, als er in den Eilzug stieg, hätte er's für unmöglich gehalten.

Zwanzig Jahre — nein — zweiundzwanzig wohl gar —

... und so gar nichts verändert! Als wäre die Zeit vor diesem Weltwinkel stille gestanden...

Nur der Königliche Forst war hier am Hang

wohl früher ein Stückchen weiter gegangen. Richtig, da saßen ja noch die Stubben im Boden, von der Erika umwuchert und Blaubeerkraut. Dann das breite Stoppelfeld, dahinter der grüne Wiesenstreifen, die ersten Gehöfte. Matzankes Hof und Krauses — sogar die Häuser schienen noch die alten zu sein, nur die Strohdächer waren verschwunden; aber auch die Ziegel, die sie verdrängt, sahen schon wieder graubraun aus vor Alter.

Deutlich zeichnete sich die einzige Dorfstraße ab ... das niedrige Pfarrhaus, das Kantorhaus daneben, nur durch den Obstgarten getrennt ... das Kirchlein mit dem viereckigen Turm, der noch aus der Hussitenzeit stammen sollte ... jenseits wieder Wiesen, wieder ein paar Felder, wieder Forst ... und hart am Saum drüben die stattliche Oberförsterei ...

Und an jedem Fleckchen Erde dort unten eine Erinnerung. Wie fest die Erinnerungen aus der Kinderzeit doch haften. Zwanzig Jahre sind über sie hingegangen, das wogende Leben hat sie scheinbar verlöscht, aber mit einem Male sind sie wieder da, und es ist fast, als sei es gestern gewesen ...

Nur das kleine Kätnerhaus, in dem er geboren, das ist verschwunden. Abgebrannt — das hat ja seinerzeit der alte Santer geschrieben — und nicht wieder aufgebaut. Nachbar Lebbien,

der die paar elenden Morgen Land damals kaufte, hatte kein Interesse daran.

Alles sonst wie ehedem. Auf dem Dach von Krauses nistet sogar wieder das Storchenpaar.

„Herr Adebaar — du bester —
Bring mir 'ne kleene Schwester —"

Ein Segen, daß der kluge Storch ein Einsehen gehabt hat und den Jungenwunsch damals nicht erfüllte. Es war der Hungerleiderei auch so genug. Ein Glück, daß man allein durch die Welt gehen konnte, ohne Anhängsel und Bleigewichte . . . ganz allein . . .

Fritz Serrenberg sah nach der Uhr. Halb sieben — er hatte noch Zeit; in die dumpfige Wirtsstube, die ihn da unten erwartete, kam er immer noch früh genug, und auf die Unterhaltung mit dem Herrn Pastor loci hatte er keine sonderliche Sehnsucht. Höchstens der alte Santer! Dem die Hand noch einmal zu schütteln, darauf freute er sich. Sonst war ja wohl auch eine ganz neue Generation herangewachsen. Die Felder und die Häuser und die Bäume blieben, aber die Menschen wechselten.

So setzte er sich auf den Grabenrand mitten ins Heidekraut, schob den Rücken fest gegen eine knorrige Riesenwurzel und ruhte sich aus. Ganz so leicht wie einst dem Jungen war der Weg

dem fast Vierzigjährigen doch nicht geworden, so rüstig er sich fühlte.

Eine eigen behagliche Stimmung überkam ihn. Je länger er in das grüne Gesenke hinuntersah, desto hübscher fand er das Bild. Unwillkürlich faßte sein Künstlerauge die feinen Farbennuancen auf, die nicht zuletzt den Reiz der märkischen Landschaft bilden: das satte Grün der Wiesen, das Gelbgrau der breitgestreckten scharfumrissenen Stoppelfelder, drüben der dunkle Forst; die rotbraunen Dächer im Dorf, die grauen Rauchwolken, die sich langsam aus den Hausessen zum blauen Himmel hoben, kerzengerade fast. Es paßte alles zusammen — auch die sandgelben Wege, die von drei Seiten ins Tal hinabführten, der Staub, den die heimkehrende Herde aufwirbelte, das lichte Silberblau des kleinen schmalen Bachgerinnsels. Nichts Großartiges in alledem, aber etwas seltsam Anheimelndes. Man mußte es liebhaben . . .

Oder mußte man, um es liebzuhaben, um es recht zu schätzen, auf märkischer Erde geboren sein?

Er lächelte vor sich hin. Die rechte Heimatsliebe war ihm eigentlich fremd geworden. Er fühlte sich überall gleich wohl — oder gleich elend. Im deutschen Norden und im deutschen Süden, in Paris und in Rom. Vielleicht in

Rom am wohlsten. Und dies Dörfchen dort unten? Was konnte das ihm geben und gelten! Hübsch war's ja — so wie jetzt von außen gesehen. Aber sich für den Fleck Erde begeistern, ihm besonders erhitzte Empfindung entgegenbringen, nur weil da zufällig der Kätner Karl Serrenberg und dessen Ehefrau Berta ihr kümmerliches Leben abgelebt hatten und zufällig seine Eltern geworden waren — Unsinn! Man konnte, durfte das ja selbstverständlich nicht in die Welt hinausposaunen, aber sich selbst mußte man's doch gestehen: Unsinn war's mit dieser Art Heimatliebe, mit der Verehrung für ein Stück Scholle, für die spezifische Heimatsluft. Des Mannes wahre Heimat konnte immer nur dort liegen, wo sich ihm Anregung für sein Schaffen, wo sich ihm Arbeit und Anerkennung boten.

Hatte er denn in all den Jahren nur einmal den Drang in sich gefühlt, diesen Erdenwinkel wieder zu besuchen? Leicht genug wär's ihm ja, mindestens in den letzten zehn Jahren, gewesen. Aber nicht einmal der Gedanke, geschweige denn der Wunsch war ihm gekommen. Bis auf die letzte Zeit. Und nun war's eben eine Laune —

Warum sollte er sich nicht die Künstlerlaune gestatten, sich dort unten ein Denkmal zu setzen?

Es gab bizarrere, kostspieligere, gefährlichere Launen. — — —

Nun wurde es übrigens wohl Zeit. Drüben neigte sich die Sonne. Hübsch war das doch wieder, wie der Feuerball über dem dunkeln Grün des Forstes stand auf dem violett schimmernden Abendhimmel. Und seltsam anheimelnd tönte der leise Glockenklang herauf. Immer noch das alte kümmerliche Geläut im Kirchturm. Damals, vor einem Vierteljahrhundert, war die Glocke gesprungen. In all der Zeit hatte die arme kleine Gemeinde gewiß nicht die Mittel gehabt, eine neue zu beschaffen. Nun — vielleicht wurde dazu jetzt auch Rat.

Fritz Serrenberg erhob sich, reckte die starken Glieder, klopfte sich mit dem Stock den Sand von den Beinkleidern und begann langsam den Hang hinabzusteigen, quer über den schmalen Heidestreifen dem Wege zu.

Hart am Rande, in einer kleinen Mulde, so daß er ihn erst jetzt bemerkte, packte gerade ein alter Mann Holz auf eine Schiebkarre. Er hatte augenscheinlich Stubben gerodet, Hacke und Axt lagen noch neben ihm.

Als Serrenberg sich näherte, richtetete er sich auf, sah unter den weißen buschigen Augenbrauen scharf, fast mißtrauisch auf den städtisch Gekleideten,

rückte dann ein wenig an seiner Mütze: „. . . 'n Abend ooch . . ."

„Guten Abend, Alterchen!" Serrenberg blieb stehen. Das war also der erste Bewohner Lugows, den er traf. Wer mochte es sein? Er suchte in seinen Erinnerungen, aber sie versagten.

„Die Sonne geht schön unter. Morgen gibt's gut Wetter," meinte er, um eine Anknüpfung zu finden.

Der Alte legte auf eine Sekunde die braune dürre Hand, die aussah wie gegerbtes Leder, über die Augen und sah nach Osten. „Kann sin — kann aber ooch nich sin," sagte er dann und bückte sich wieder, lud Axt und Beil noch auf, nahm die Karrengabel hoch und schob schwer durch den tiefen Sand.

„Harte Arbeit — das Roden."

„Ja — ja! Hüt vor 'n Jahre dreißig un so war's beten schwerer, als wir 'n Napolium gefangen ha'n."

Serrenberg schlenderte neben der Karre her.

„Alterchen, das war ja am 2. September. Heut haben wir den 18. August."

„So? Nu, ich bin doch darbei gewest. Ich muß's doch weten. Am End. Wo ich das Krüz kriegt hab, hüt vor'n Jahre dreißig un so. Wo ich den Napolium mit min eigen Hände zu fassen kriegt, hinterm Busch, wo er 'rumkraucht ist."

Mit Mühe unterdrückte Serrenberg ein Lachen: jetzt hatte er mit einem Male den Erinnerungsfaden wieder gefunden.

„Wie kam denn das?" bat er. „Erzählt doch mal . . ."

Der Alte sah wiederum etwas mißtrauisch auf den Städter.

„Wie das komm'n ist? Nu, Herr, eegentlich steht's woll in all die Geschichtsbücher. Aberst das steht ooch ville falsch. Un wat man selber mitmacht, dat weeß man. Nämlich wie die Schlacht vorbei is, kommt der Moltke mit 'n Bismarck zu unse Feuer geritten un ruft 'n Willem Neudeck aus Machnow und mich auf: ‚Jungens,' sagt er, ‚seht ihr den Busch da drüben? Ja, na dann nehmt man eure Zündnadel un patrullt druf los. Da steckt Napolium drin. Du, Willem, rechts und der Franz links.' Wir nich faul, stiebeln los. Da krabbelten noch 'n paar Rothosen rum, aber die gaben Schuhleder. Un richtig, gleich hinterm Busch fand'n wir den Napolium, wie der Moltke das gekundschaftet hatte. Er lag in 'n Chausseegraben. Leibschmerzen hat er gehabt, daß einen Christenmenschen jammern konnte. Aber die ganze Brust vorn voll Ordens, immer ein' neben 'n annern. Ich hab' noch eenen davon. Den hat mir Napolium schenkt, weil er

nämlich meente, ich würd' ihn laufen lassen. Ja, proste die Mahlzeit — Jarde-Grenadier, Regiment Alexander, un 'nen gefangnen Kaiser laufen lassen. Na, da hätt'n Se aber sehn soll'n, wie wir mit ihm ins Lager gekommen sind, un wie der olle König da stand und bloß meinte: ,'n Abend, Herr Bruder. Sehn Se, warum haben Se mit mir angefangen! Nu haben Se die Keile weg — un die Krone ist futsch, un mit Herrn Lulu is ooch nischt un Sie gleich ab nach Kassel ... Herr Bruder ...'"

Jetzt konnte sich Serrenberg doch nicht mehr halten. Er lachte fröhlich auf. „Aber, Lügenfranz ... immer noch die alte Geschichte! Seit dreißig Jahren! Nur den Schluß habt Ihr ja geändert. Früher hat der König Euch doch ja einen Taler geschenkt ... für den Napoleon ..."

Der Alte war stehen geblieben, hatte die Karre abgesetzt, sah den Fremden wieder von oben bis unten an, schüttelte den Kopf und meinte ganz ernsthaft: „Hat er auch. Ich hab' mer 'n Daler lang aufhoben. Bis ich da hinten unter de Innianers kam mit de kupperne Haut, wissen S', Herr. Die han'n mer gefangen gekriegt, wie ich 'n Napolium, un se waren schon feste mang, meine Haare mitsamt der Haut abzupellen. Hier hinten is noch die Narbe, wenn's der Herr nich

glauben will. Da hab' ich den Daler vom ollen König als Lösegeld geben müssen. Leid tut's mer heut noch drum." Er spuckte in die Hände, nahm den Karren wieder auf und trottete abwärts. In seinem Pergamentgesicht hatte auch nicht eine Miene gezuckt.

Auch die Geschichte kannte Serrenberg schon. Oft genug hatte er den Lügenfranz, der damals freilich noch ein kräftiger Mann Ende der Dreißiger gewesen war, in der Spinnstube erzählen hören. Denn die Mädels holten sich den Vielbelesenen gar zu gern in ihre Mitte.

„Kennt Ihr mich noch, Stilling?" fragte er.

Der Alte schob unbeirrt weiter, er sah nicht einmal mehr auf. „Ich denk' doch. Der Herr wird woll der Serrenberg Fritz sein —", sagte er gelassen, „morgen soll ja das Ding von ihm eingeweiht wer'n. Was nich aus 'm Mensch'n allens wer'n kann! Ich hab' da mal 'n Schuster kennen gelernt, den hab' ich nachher bei de Chinesen wieder getroffen — Just Meier hieß er un war aus Glauchau —, der war Oberschuster beim Kaiser von China geworden, weil er nämlich so 'ne feine Hand gehabt hat für die Krüppel-füße . . ."

„. . . aber, Stilling . . ."

„Das glaub'n Sie woll nu wieder nich? Und

ich hab's doch selber mit erlebt, wie sie ihn da langsam bei lebendigem Leibe gebraten haben, bloß weil die eene Kaiserin 'n Leichdorn gekriegt hat. Und ganz kurz eh's mit ihm alle war, hat er mer noch zugerufen: ‚Franz, man soll 'n Tag nich vor 'n Abend loben.'"

„Ihr meint, Stilling, ich könnte auch noch mal bei lebendigem Leibe gebraten werden?"

„Das kann keiner wissen, Herr ... Herr Serrenberg. 's Unglück kommt manchmal über Nacht. 'n guter Freund von mer — der Lechter aus Sternberg —, der hat mal in 'merika 'n Klumpen Gold gefunden, schieres Gold, so groß wie 'n Kinderkopf. Den legt er nachts neben sich und denkt: morgen machst du dir aber 'n guten Tag. Un am andern Morgen haben die Heuschrecken das Gold rein aufgefressen."

„Stilling!"

„Glauben Sie's oder glauben Sie's nich. Die Heuschrecken fressen Gold. Der Lechter hat noch eine gefangen und ausgedrückt und da ist noch genung drin gewesen, daß er sich hat 'ne Pulle Korn kaufen können. Un der Korn war dunnmals drüben sehre teuer, weil der Kaiser von 'merika sich alle Tage zweimal in Korn gebadet hat, von wegen weil er sich das Zipperlein im Eismeer geholt hat — weil er doch den großen Walfisch fing,

der nachher überall ausgestellt is. Da hat er ville Geld mit verdient."

Sie waren langsam bis an das erste Gehöft gekommen. Ein kleiner Köter prallte kläffend gegen den Lattenzaun. Ein Dutzend Gänse watschelte, militärisch zu einem formiert, quer über die Dorfgasse, die noch gerade so ungepflastert war und tief ausgefahren wie ehedem. Die Tür von Kruses Haus stand offen, man konnte das Herdfeuer in der Küche sehen, und ein leichter Duft nach Speckgrieben lag in der Luft.

Stilling hatte den Karren niedergesetzt. „Hier wohn' ich jetzt," erklärte er, „hinten — bei Möbus, wo ich dunnmals wohnte, machten die Kinners zu arg Lärm. Ich hab' sonst Kinners gerne, aber die von Möbus taugen nich ville. Die woll'n nich mal glauben, daß ich mit 'n ollen Krüger von da unten aus Afrika auf Jagd auf die verdammichten Engelländer gewesen bin —"

„Die Welt wird schlechter mit jedem Tag, Stilling! Solche Gören!" lachte der Professor und griff in die Tasche. Er faßte ein paar lose Taler und drückte sie dem Alten in die Hand: „Hier, Stilling — aber lassen Sie sich die nicht von den Indianern fortnehmen oder von den Heuschrecken auffressen. 'n Abend, Lügenfranz —"
Schnell schritt er weiter die Dorfstraße hinunter,

belustigt über die Erneuerung der alten Bekanntschaft. Wie ein hübscher Auftakt dünkte ihm die Begegnung. Ein bißchen Schauspiel war ja doch das Ganze.

Dicht an den Zäunen entlang ging er, durch die sich die Johannisbeerzweige drängten. Er zählte die einzelnen Höfe, rekapitulierte in Gedanken die Besitzernamen. Da saßen jetzt gewiß überall schon die Söhne im Besitz, die Eltern, die er vielleicht noch kannte, im kargen Altenteil, nicht viel besser daran oder schlechter wie der Tagelöhner, der Lügenfranz. Denn der märkische Bauer ist hart, wo er zugreift.

Die Gasse war menschenleer, nur ein paar Kinder standen in den Gärten und starrten ihn mit offenen Mäulern an.

Einen Augenblick blieb er vor dem epheuumrankten Pfarrhause stehen und überlegte: sollte er anklopfen? Aber das hatte Zeit bis morgen früh. So ging er quer über den Anger nach dem Kirchhof.

Als er die Tür im Zaun öffnete, kam plötzlich etwas wie Scham über ihn.

Daß hier die Gräber der Eltern lagen, daran hatte er bis auf diese Minute nicht gedacht. Und in all den langen Jahren auch nicht einmal daran, sich drum zu kümmern, daß sie instand

gehalten wurden. Nicht der kleinste Denkstein schmückte sie.

Es war zu ärgerlich: was mußten die Leute von ihm denken! Der Pastor vor allen und der alte Oberförster! Zu verdrießlich — zu dumm! Am liebsten hätte er kehrt gemacht. Die Kirche selbst war ja gewiß doch schon geschlossen.

Dann kam's ihm wie moralische Feigheit vor, so zu fliehen, und er ging langsam, suchend die Gräberreihen entlang. Hier und dort blieb er stehen, las auf den Kreuzen, den schlichten Steinen die Inschriften, Bibelvers, Daten, die Namen, die fast immer wiederkehrten.

Endlich fand er die Grabhügel seiner Eltern, dicht bei dem alten Maulbeerbaum, der, wie die Sage ging, noch von Friedrich dem Großen herstammte, aus der Zeit, da der die Seidenraupenzucht in der Mark einführen wollte.

Die beiden Gräber waren sauber gehalten. —

Als Fritz Serrenberg näher zusah, doch mit aufrichtiger Augenblicksergriffenheit, sah er freilich, die Sauberkeit war neueren, ja allerneuſten Datums. Der schmale Streif gelben Kieses frisch aufgeharkt, die paar Blumen vor wenigen Tagen erst eingepflanzt; die Kreuze und die Inschriften neu gestrichen.

Wie er so stand und las: ‚Hier ruht in Gott

Carl Serrenberg ...', schoben sich unwillkürlich seine Hände ineinander. Ein eignes Empfinden beschlich ihn, seltsam gemischt aus Rührung und Stolz.

Er hörte Stimmen von rückwärts und wandte sich um. In der geöffneten Tür der Kirche stand Behrend, sein erster Atelierarbeiter, neben ihm ein junger schlanker Mann in schwarzem, etwas abgebrauchtem Anzug. Beide grüßten und kamen ihm auf halbem Wege entgegen.

„Mein Name ist Wirgow," sagte der junge Mann, „ich bin der Lehrer, Herr Professor. Gerade hab' ich noch bewundernd vor Ihrem Meisterwerk gestanden, Ihrer großherzigen Gabe. Wenn ich daran denke, daß man dereinst nach unserm kleinen Kirchlein pilgern wird, um diese gottbegnadete Schöpfung anzustaunen, ist mein Herz voll Dank." Er hatte die Hand Serrenbergs ergriffen, schloß seine beiden schmalen Schreiberhände inbrünstig darüber und blickte mit himmelnden Blauaugen zu dem Professor auf.

Serrenberg fand, so wenig er sonst um Worte verlegen war, im Augenblick keine passende Entgegnung. Denn vor seinem Geiste tauchte plötzlich die vierschrötige Erscheinung des alten Flehr auf, des Kantors, der ihm einst das Abc eingebleut hatte — eingebleut im wörtlichsten Sinne des

Wortes. Der alte breitschultrige Flehr, der selber seine Kartoffeln hackte und seinen Mist ausfuhr, dessen dicke Finger Sonntags in ewigem Kampf mit der Orgelklaviatur lagen, der es auch nicht verschmähte, mit den Bauern mal im Krug ein Schnäpschen zu nehmen — notabene wenn sie's bezahlten —, und dieses feingliedrige Männchen: der Gegensatz war überwältigend. Von einer Seite aus hatte also die moderne Zeit doch schon ihren Einzug in Lugow gehalten. Aber Serrenberg hätte es besser gepaßt, wenn er dem alten Flehr noch hätte die Hand drücken können.

„Sehr erfreut, Herr Wirgow!" sagte er nur, und dann: „Alles in Ordnung, Behrend?"

„Jawoll, Herr Professor. Es macht sich so weit ganz gut."

Sie traten in die Kirche ein, und Serrenberg schritt, doch selbst gespannt, rasch auf den Altar zu.

Es war schon ein wenig Dämmerung in dem ziemlich hohen Raum mit den weißgetünchten Wänden. Aber der schmucklose Altaraufbau, zu dessen Seiten die beiden größten Fenster lagen, stand im leidlichen Licht.

Serrenberg biß sich auf die Lippen. Er war doch noch mehr enttäuscht, als er im stillen befürchtet hatte.

Hatte er da in seinem Atelier ein Madonnen-

relief herumstehen gehabt, fast die erste Arbeit, die ihm in Marmor auszuführen vergönnt gewesen war. Sogar irgendeinen Preis hatte er mit ihr gewonnen — vor zehn Jahren vielleicht oder länger. Er hätte das Ding wohl seither auch einige Male verkaufen können, aber anfangs hatte sich das immer wieder zerschlagen, später mochte er das Relief, über das er sich selbst herausgewachsen fühlte, nicht mehr der Oeffentlichkeit, der Kritik überantworten. Fast aus dem Gedächtnis war es ihm entschwunden. Als er aber vor einem halben Jahr sein neues großes Atelier bezog, kam ihm das Ding wieder in die Hände. ‚Eigentlich ist's doch zu schade, daß es verstaubt in den Ecken herumsteht,' dachte er — ‚ein gewisses Interesse hat's doch schließlich auch als eine meiner besten Jugendarbeiten. Ueberhaupt, so übel ist es eigentlich gar nicht. Hübscher Linienfluß ist drin, wenn auch etwas konventionell.' Und da war ihm plötzlich der Gedanke aufgetaucht, das Relief für die Kirche seines Heimatdorfes zu stiften. Er hatte — seit vielen Jahren zum ersten Male — an den alten Santer geschrieben, hatte sich die Maße des Altars schicken lassen. Wenn man noch eine etwas breite Marmorleiste als Umrahmung spendierte, paßte das Relief ganz gut in die Altarwand, stellte sich heraus. Ja —

und so sah er es nun jetzt an Ort und Stelle, und es gereute ihn doch, seiner Laune nachgegeben zu haben. Fade sah das Ding aus; zu klein war's auch trotz der gekünstelten Vergrößerung — Ruhm war damit nicht einzulegen.

Eine ganze Weile betrachtete Serrenberg das Relief, ärgerlich über den ganzen dummen Einfall. Ein paarmal zauste er sich in dem braunen starken Vollbart. Das hat man von den Heimatserinnerungen —

Aber schließlich: wer sah's denn hier mit Kenneraugen an? In Lugow! Und wenn sich wirklich einmal ein verständiger Mensch hierher verirrte, nun — dann war's eben eine Jugendarbeit von Friedrich Serrenberg.

Er lächelte: „... es macht sich wirklich ganz gut," sagte er zu den beiden andern. Und Herr Kantor Wirgow antwortete eilfertig — die Ueberzeugung stand ihm auf dem Gesicht geschrieben: „Bewundernswert, Herr Professor." Der gute Behrend aber lächelte wie sein Meister. Was verstanden denn diese dummen Dorfteufel hier von Kunst; das Relief war noch allemal Kaviar für sie.

Sie gingen. Schwer hallten ihre Schritte auf den roten Ziegelsteinen des Fußbodens.

In der Tür blieb der Professor noch einmal

stehen. „Was ich fragen wollte, Herr Wirgow ... wer hat denn daran gedacht, die Gräber meiner Eltern so hübsch herzurichten? Es hat mich sehr gerührt."

Am liebsten hätte der junge Mann sich vielleicht selbst das Verdienst, einen Anteil des Verdienstes wenigstens, zugemessen. „Es war der allgemeine Wunsch, Herr Professor ..." begann er. „Dann hat aber der Herr Oberförster die Initiative ergriffen ... Fräulein Hanna war heut nachmittag noch selber auf dem Kirchhof ..."

‚Die Wirtschafterin des alten Herrn,' dachte Serrenberg. Laut sagte er: „Das ist sehr gütig. Ich hatte mir schon so oft Vorwürfe gemacht, nicht selbst für meine lieben Gräber gesorgt zu haben. Aber glauben Sie mir, Herr Wirgow, dies Großstadtleben und der Beruf mit seinen vielseitigen Anforderungen, diese ewigen Aufregungen und Kämpfe ersticken die besten Vorsätze. Da spricht man immer von uns freien Künstlern. Ach ... wenn man wüßte, wie sehr auch wir Sklaven sind!"

Er schüttelte dem Lehrer die Rechte, nickte Behrend noch einmal zu und schritt zum Krug hinüber, in dem er sich Quartier bestellt hatte. Die verdrießliche Stimmung, die ihn vorhin überfallen hatte, war schon wieder verrauscht. Er

freute sich auf einen ruhigen Winkel in der Gaststube oder, besser noch, in der Laube — ob die wohl noch bestand? — auf einen Eierkuchen mit Specksalat und ein Glas Bier. Mehr war ja sicher nicht zu erwarten. Die märkischen Dorfkrüge sind nicht sonderlich auf illustre Gäste eingerichtet.

Die Laube im kleinen Vorgarten stand wirklich noch, ganz wie ehedem, dicht an der Tür. Als Serrenberg seinen Fuß auf die erste der drei Stufen setzte, die zu der hinaufführten, da wurde es hinter den Fliederbüschen lebendig. Gleich darauf tauchte eine breitschultrige Gestalt neben ihm auf, eine Bärenfaust legte sich ihm auf die Schulter, und eine tiefe Stimme, aus der kaum bezwungene Rührung herausklang, sagte: „Also doch! Willkommen in der Heimat, Sie undankbarer — dankbarer Mensch!"

Und dann fühlte er plötzlich ein Kratzen im Gesicht und einen kräftigen Kuß auf der Wange: „Reuigen Sündern soll man verzeihen. Herzlich willkommen, Professor. Alle Wetter ... Sie sind ja ein Prachtkerl geworden. Fast so groß wie ich. Wie ich mich freue, Serrenberg! Wie ich mich freue, Menschenkind ..."

Da überkam doch auch ihn die Rührung. Mit einem Male sah er sich wieder als der Bauernbursch, der wohl ewig in der Enge ge-

blieben wäre, wenn dieser alte Mann nicht gewesen wäre und ihm die ersten Schritte in die Weite erleichtert, ermöglicht hätte. Er sah sich wieder in der Schreibstube der Oberförsterei vor dem urvorweltlichen Pult stehen, über dem der schöne Kupferstich der Madonna della Sedia hing; Santer saß am Pult, seine Kritzeleien vor sich und den Karo von draußen, den er in Ziegelton geknetet hatte, in der Faust, schüttelte wieder und wieder den Kopf, der damals schon grau war, und meinte: „Wetterchen, Junge, Wetterchen! Du bist ein ganz verflixter Kerl!" Und er sah sich dann wieder mit zehn Talern in der Tasche, die Santer ihm geschenkt, und mit einem Empfehlungsbrief an den Tierbildhauer Wolf, des Oberförsters Jugendfreund, in der Hauptstadt ... in einem abgelegten Bratenrock des Alten und sogar in dessen Stiefeln.

Wenn irgendein Mensch, so hatte der das Recht, ihn undankbar zu heißen. Undankbar bis auf diese Stunde. Nie hatte er's ausgesprochen ... und nun er's aussprach, tat er's, indem er ihn zugleich auf beide Wangen küßte.

Im Impuls des Augenblicks faßte der Professor beide Hände des Alten und sagte mit heißem Atem: „Nicht böse sein, Herr Oberförster —"

Da lachte der alte Herr: „I bewahre, Serren=

berg. Schwamm drüber! Kein Wort weiter davon! Und nu woll'n wir 'n Topp Bier trinken mit'nander. He, Krügern — Bier her, oder ich fall' um!"

2

Die Orgeltöne verhallten langsam.

... der junge Lehrer dort oben spielte entschieden besser als der alte Flehr mit seinen Bauernhänden, und die Buben und Mädels, die um ihn herum den Chor bildeten, hatte er auch mehr im Zug ...

... und der neue Pastor loci ... wie hieß er doch gleich? ... richtig: Wigant ... der sprach auch tiefer, geistreicher, als der alte Eckstein gesprochen hatte. Fast zu tief für diese Bauernschädel. Sogar über die hehre Kunst und deren göttliche Aufgaben hatte er allerlei eingeflochten. Vielleicht nicht einmal recht aus vollem Herzen. Denn heut früh hatte es ja fast den Anschein, als ob er im letzten Grunde gar nicht so ganz einverstanden gewesen sei mit diesem Altarschmuck. Als ob ihm der zu katholisierend sei. Lächerlich ... die Tage der Bilderstürmer waren ja doch vorüber. In Berlin schmückten sich alle Kirchen ... zum Glück für uns vom Bau ...

... heut sieht das Relief übrigens wirklich

gut aus. Gestern abend war die Beleuchtung gar zu ungünstig. Ich würde es ja jetzt anders machen ... selbstverständlich ... aber zu schämen brauchte ich mich der Arbeit nicht, selbst wenn sie im neuen Dom wäre, anstatt hier in dem Dorfkirchlein ...

... übrigens liegt doch solch eigner Zauber über dem Kirchlein. Etwas Künstlerisches sogar, man muß es nur zu sehen wissen. Die schlichten weißen Wände ... der grellrote Ziegelfußboden ... die braunen Balken an der Decke ... das ist wirklich fein im Ton ...

... und der Bauer dort drüben in der Ecke, der vorhin mit dem Klingelbeutel herumging, der hat ein Gesicht zum Küssen. Die richtige Bauernschlauheit und die richtige Bauernzähigkeit, Arbeitsfurche an Arbeitsfurche, die Haut wie Pergament über die Knochen gespannt. Gäb' einen prachtvollen farbigen Kopf ... erinnert geradezu an den Niccolò da Uzzano von Donatello. Daß es so was hier gibt ...

Fritz Serrenberg saß auf dem Ehrenplatze im Pfarrgestühl neben der kleinen, zierlichen Frau Pastor, die so rührend andächtig zur Kanzel emporsah.

Ihr war sicher kein Wort von der durchdachten Predigt des Gatten entgangen.

Der Professor hatte doch nur mit halbem Ohr zugehört. Alle möglichen fremden Gedanken flogen ihm durch den Kopf. Ein paarmal versuchte er sich zu konzentrieren, schon weil er fürchtete, nachher bei Tisch im Pfarrhaus — die Einladung hatte er ja nicht ausschlagen können — über die Rede vernommen zu werden. Aber es ging nicht. Immer wieder gingen die Augen und die Gedanken auf Wanderung.

Und immer wieder kehrten sie doch auf einen Punkt zurück.

Zu dem wunderschönen dunkeln Mädchenkopf oben auf der Oberförster-Empore, neben dem alten Herrn.

Er konnte sich gar nicht satt sehen an diesem Rassegesicht.

Wunderschön — war das nicht zuviel gesagt?

Er hätte nicht Bildner sein dürfen, um sich nicht einzugestehen, daß dies schmale zarte Gesicht nicht das Ebenmaß klassischer Linien aufwies. Es war ein wenig unregelmäßig geformt: das Näschen etwas zu klein, das Kinn etwas zu spitz, wenn man ganz streng urteilen wollte. Aber gerade dies Gesicht durfte man nicht zergliedern. Sein Charme lag so gar nicht in den Einzelheiten; der Ausdruck des Ganzen war es,

der ihn hervorrief: ein seltsam süßer, verträumter Ausdruck, kindlich und märchenhaft.

Gar nicht losreißen konnte er sich.

Und je länger er hinsah, desto mehr wurde ihm klar, wie sich doch auch die Einzelzüge, die ihm zuerst als unregelmäßig aufgefallen waren, harmonisch zueinander fügten. Gerade als ob die Natur ein kleines Meisterwerk hätte schaffen wollen, das der hergebrachten Regeln spottete. Natur, die sich das, gleich andern wirklich großen Künstlern, wohl einmal erlauben durfte.

Immer neue Schönheiten fand er heraus. Der kleine Mund war schwellend und rot, aber dabei eigen herbe. Die Augen waren blau und kontrastierten merkwürdig zu den dunkeln Brauen und dem schwarzen Haar, von dem sich einige widerspenstige Löckchen seitlich unter dem Strohhut hervorstahlen, als ob sie mit dem winzig kleinen Ohr kosen möchten. Köstlich war der Ansatz des schlanken Halses —

Anfangs hatte er gar nicht daran gedacht, wer dies holde Kind dort oben wohl sein könnte. Die reine Freude an ihrer eigenartigen Schönheit hatte ihm völlig genügt. Es war nichts Persönliches dabei als höchstens der auch nur allmählich wach werdende Wunsch, dies Antlitz festhalten, verewigen zu dürfen. Wenn er auf

einen Moment die Lider schloß, sah er den Kopf förmlich körperlich aus dem Marmor neu erstehen. Eine Wonne müßte das sein —

Dann kam doch der Gedanke: wer ist sie?

Sie saß neben Santer, gehörte augenscheinlich zu ihm. Der Oberförster aber war schon damals, als Serrenberg das Heimatsdorf verließ, Witwer gewesen. Der Professor konnte sich nicht erinnern, ob er Kinder gehabt hätte.

Auf der andern Seite des alten Herrn saß eine sehr würdige Matrone, rund, mit grauem dünnen Haar und etwas hervorquellenden, unsäglich nichtssagenden Augen. Gewiß Hausdame, höhere Wirtschafterin oder etwas Aehnliches. Wahrscheinlich die bewußte Hanna, die sich der Gräber liebevoll angenommen hatte. Etwas Betuliches, Betrauliches hatte sie an sich. Sollte das die Mutter des schönen Mädchens sein? Kaum glaublich . . .

Die kleine Frau Pastorin rückte ein wenig unmutig hin und her. Gegen Ende des Gottesdienstes ging ihr das immer so, obwohl sie schon manchen Verweis dafür erhalten hatte und so sehr sie selbst dagegen ankämpfte. Sie konnte den Augenblick nie recht erwarten, in dem sie ihrem Wigant beide Hände drücken und ihm zuflüstern durfte: „Das hast du heut wieder zu

schön gesagt." Und dann kam heut doch auch die verzeihliche Hausfrauensorge hinzu wegen des verwöhnten Mittagsgastes aus der Residenz, dieses berühmten Bildhauers, über den alle Tage etwas in der Zeitung stand: heute hatte ihm der Herzog von Meiningen gesessen und morgen die junge Großherzogin von Hessen ... und dann war er wieder zum Kaiser ins Schloß befohlen gewesen oder der Allerhöchste Herr („Allerhöchst" durfte sie allerdings nicht sagen, wenn es ihr Mann hörte) hatte sogar sein Atelier besucht...

Dann und wann streifte sie Serrenberg mit einem vorsichtigen, prüfenden Blick.

... ein schöner Mann ... merkwürdig, daß er in diesem elenden Lugow, von so ganz, ganz kleinen Leuten geboren war. Der Kopf so charakteristisch mit dem wallenden dunkeln Bart, der scharfgebogenen Nase. Ein Künstlergesicht, fesselnd, imponierend. Auf der hohen Stirn ein paar tiefeingeschnittene Falten, die kamen und gingen; bisweilen zogen sich die Brauen fast wie drohend über der starken Nasenwurzel zusammen, und dann wieder nagten die oberen Zähne ungeduldig an der Unterlippe. Gut Kirschenessen mochte mit dem Manne nicht sein. Herrisch, rechthaberisch war er gewiß. Das waren ja freilich alle Männer, auch Wigant. Doch bei dem paarte es sich

immer mit Milde. Dieser da kannte gewiß keine Selbstzucht ...

Der Segen ... die Hände falteten sich noch einmal, die Häupter senkten sich. Dann das leise Scharren der Füße, verhaltenes Flüstern und Raunen. Der eine Teil der Gemeinde drängte nach der Türe, der andre schob sich zum Altar hin. Einige alte Bauern und Bäuerinnen blieben, ein wenig befangen und scheu, vor Serrenberg stehen, wollten ihm wohl gern die Hand drücken, wagten es doch wieder nicht, starrten ihn an. Auf den gefurchten Gesichtern schien geschrieben: ... Das soll unser Serrenbergs Fritze sein ...

Er sah das alles gar nicht. Er sah nur, wie oben auf der Empore die schlanke Mädchengestalt noch einen Moment mit andächtig gesenktem Köpfchen stand, wie sie dann die Treppe hinunterschritt ... so anmutsvoll, so leicht ...

Ein lichtes schlichtes Waschkleidchen trug sie, ganz schmucklos. Sicher sehr unmodern. Aber sie trug es mit zauberischer Grazie. Angeboren mußte das sein ...

Serrenberg schrak leicht zusammen. Der Pfarrer war neben ihn getreten, sprach ihn an. Er mußte antworten, mußte nun doch auch die sich ihm entgegenstreckenden Hände schütteln, mußte Vater Berndt und Mutter Matzanke wieder kennen.

„Aber selbstverständlich, Mutter Matzanken ... 'ne Pflaummusstulle habt Ihr mir mitgegeben ... damals ... schmeckt mir heut noch! — Ja, ja, Berndt ... von Euch hätt' ich mal bei einem Haar die schönste Tracht Prügel besehn, weil mir Eure braune Lise fortgelaufen war ..."

Und die harten Bauerngesichter leuchteten auf. Wie ‚gemein und niederträchtig' sich der Fritze machte, der nun solch vornehmer Herr geworden sein sollte und der das komische Ding da auf'm Altar gemacht hatte ... sogar geschenkt hatte ... ganz umsonst ... Umsonst, wo doch Kruses Christian, der bei der Garde gedient hatte, erzählte, daß in Berlin solch Ding ‚gewiß und wahrhaftig' ein paar tausend Mark kosten möchte.

Einige Minuten bereiteten die naiven Huldigungen, die erstaunten und doch bauernschlauen Gesichter, die eignen Versuche, den Volkston wiederzufinden, Serrenberg Vergnügen, nahmen ihn ganz in Anspruch. Dann suchten seine Augen wieder das schöne Mädchen.

Ah ... da stand sie ja mit dem Oberförster vor dem Altar ...

Aber sie waren nicht mehr allein. Neben ihnen stand ein junger Mann in der kleidsamen Forstuniform. Intelligentes Gesicht mit aufgewirbeltem schwarzen Schnurrbart ... gut gewachsen ...

patentes, hübsches Kerlchen überhaupt. Forsteleve wahrscheinlich ... oder wie man das nennt.

Serrenberg wußte nicht warum: der junge Mann war ihm unangenehm. Er empfand eine ausgesprochene Antipathie gegen ihn, die er selbst töricht nannte, aber die er nicht niederkämpfen konnte. Vielleicht tat's das flüchtige Lächeln, mit dem der Forstmann das Relief zu betrachten schien. Es lag etwas wie Kritik darin, etwas Ironie. Wie kam dieser Fant dazu?

„Nun muß ich aber meinem alten Gönner guten Tag sagen —"

Er nickte noch einmal rechts und einmal links — „auf nachher, Frau Pastor —" und schritt hastig auf die Gruppe vor dem Altar zu.

„'n Tag, Professorchen. Nja ... das ist ein Tag, von dem man in Lugow noch künden wird ... fast hätt' ich singen gesagt ... bis... na, wer weiß wie lange! Aber ich freu' mich so herzlich, daß ich das noch erlebt hab'! Ja so ... eigentlich stellt man freilich im Gotteshause nicht vor ... Herr von Geroth ... Herr Professor Serrenberg —"

Die beiden Herren neigten flüchtig den Kopf.

„Darf ich nicht bitten, lieber Herr Oberförster ..."

„Ach so ... das ist Hanna, Professorchen,

mein Enkelkind ... Kannst ihm immer die Hand geben, Hanna, er beißt nicht."

Sie streckte unbefangen die Rechte aus. Aber wie er die Hand umschloß und ihr mit heißen großen Augen ins Antlitz sah, strömte ihr plötzlich das Blut in die Wangen. Deutlich fühlte sie das, ihre Lider senkten sich, auch der Kopf sank ein wenig vornüber —

Es war ein reizendes Bild mädchenhafter Schüchternheit, das den Nahestehenden kaum entgehen konnte. Nur wirkte es auf jeden anders. Der Großvater lachte: „Mädel! Mädel!" Der junge Forstmann zog unwillkürlich die Stirn kraus. Serrenberg dachte: ‚Endlich einmal ein dornenloses Röslein. Großer Gott, ist dies Kind hold!'

Ihre Hand bebte leise in der seinen. Langsam zog sie sie nun zurück. Und er dachte weiter: ‚Wie wirst du diese Glocke nun zum Tönen bringen? Ihre Stimme muß ich hören ... gleich ... gleich ...'

„Ihnen bin ich noch besonders zu Dank verpflichtet, gnädiges Fräulein," sagte er. „Gestern schon, gleich nach meiner Ankunft hörte ich, daß Sie sich der Gräber meiner Eltern so liebevoll angenommen haben."

Da schlug sie die Augen auf, ein wenig scheu

noch, aber mit klarem Blick. Etwas wie Verwunderung lag darin, die Frage: ‚wie konntest du Jahre und Jahre vergehen lassen, ohne der Stätte zu gedenken? Wie war das nur möglich?‘ Ruhig entgegnete sie dann: „Eine große Freude war es mir. Aber das Verdienst ist das Großväterchens, nicht das meine.“

„Ach . . . Papperlapapp, Hanna.“ Der Oberförster fühlte wohl, daß eine weitere Erörterung Serrenberg peinlich sein mußte. „Verdienst hin — Verdienst her. Ist ja ganz gleichgültig. Und nun wollen wir gehen. Pastors warten gewiß schon auf Sie, Professor.“ Er schob seine Hand in den Arm Serrenbergs. „Wir bringen Sie hinüber. Vorwärts — marsch!“

Emsig redete er unterwegs weiter. Er hatte so viel zu fragen — die paar gestrigen Abendstunden hatten auch nicht annähernd zugereicht. Und Serrenberg mußte antworten, während seine Gedanken doch immer nach rückwärts gingen, zu dem schönen Mädchen. Der warme Ton ihrer Stimme klang noch in ihm nach, und der Ausdruck ihrer Augen stand vor seiner Seele. So ganz einfach als Kind, wie sie ihm zuerst erschienen, durfte er sie doch nicht einschätzen.

Endlich hielt er es nicht mehr aus. Er mußte

von ihr sprechen. „Ich wußte gar nicht, daß Sie eine Enkelin haben, Herr Oberförster.“

Der alte Herr lächelte: „Glaub' ich Ihnen. Sie hatten uns ja allesamt vergessen, und nun tauchen wir so allmählich wieder aus den Nebeln empor. Vielleicht auch meine liebe verstorbene Else ... damals, als Sie Ihren Stecken weiter setzten, war sie wohl schon drei oder vier Jahre verheiratet. Mit dem Domänenpächter Harweg auf Gandern ... erinnern Sie sich nicht? Ich hab' sie beide begraben müssen ... und dann hab' ich mir die Hanna ins Haus genommen. Das ist nun auch schon wieder an fünfzehn Jahre her. Solch ein Püppchen war sie damals —“

„... und nun eine Schönheit geworden. Wissen Sie das auch, Herr Oberförster?“

„Na — na — na! Nicht übertreiben! Sie müssen ja als Künstler freilich etwas von der Chose verstehen. Aber Schönheit?“ Er schüttelte den grauen Kopf, schmunzelte dabei. „Hübsch ist sie, das mag sein. Das beste dran ist, daß sie's selber nicht ahnt.“

„... das wird ihr schon rechtzeitig gesagt werden. Dieser Herr von Geroth ...“

„Unsinn, Professor. Der denkt an alles andre eher, hat tausend und ein Interesse, zersplittert sich nach meinem Geschmack sogar zu

sehr. Sonst ein lieber netter Kerl. Aber, wissen Sie, wenn die jungen Leute so als Feldjäger zwei Jahre lang in der Welt herumkutschieren, bald nach Rom und bald nach London und bald nach Konstantinopel, dann können sie sich immer erst langsam wieder in unsre engeren Verhältnisse zurückfinden. Ist übrigens sonst noch einer von den besten ... Da wären wir ja schon."

Sie waren am Pfarrgarten angelangt; unter der Linde jenseits des Staketenzaunes stand harrend der junge Pastor, in der Haustür die kleine Frau. Der Oberförster winkte grüßend hinüber.

„Wenn Sie hier frei sind ... machen Sie's nicht zu lange ... kommen Sie natürlich zu uns hinauf. Wie's gestern abgemacht wurde: der Abend gehört der Oberförsterei! Gott befohlen ..."

Serrenberg hatte gehofft, Hanna noch einmal in die Augen sehen zu können. Aber sie war drüben auf der andern Straßenseite stehen geblieben. Mit dem Forstassessor. Er konnte nur den Hut ziehen. Herr von Geroth grüßte kurz und militärisch. Das junge Mädchen neigte das Köpfchen.

Das Mittagessen im Pfarrhaus verlief nicht sehr pläsierlich. Zwischen Serrenberg und dem Geistlichen fand sich keine Brücke, trotzdem es letzterer nicht an Versuchen fehlen ließ, sie zu

schlagen. Frau Käthe aber beunruhigte sich darüber ebenso wie über jedes einzelne Gericht und den höchst mäßigen Appetit des Gastes. Ueberhaupt ... wunderliche Leutchen, diese Künstler! So zerstreut ... geradezu unhöflich ... wenig Erziehung ... der Bauer schlug doch wieder durch! Die Kinderstube fehlte. Und dabei war der Hecht wirklich gut gewesen, der Kaffee sogar vorzüglich. Da saß nun dieser Mann und rührte mit dem Löffel und rührte ... rein zum Nervöswerden war's. Ob er das auch tat, wenn er ins Schloß befohlen war? Und dann lächelte er wieder ganz stumpfsinnig vor sich hin, gerade als Männe (das war der Gatte) so schön von dem Gegensatz zwischen der Malerei Gebhardts und Uhdes sprach. Was ihn doch eigentlich hätte interessieren müssen ...

Als Serrenberg sich zum Aufbruch anschickte — nach einer recht verquälten letzten halben Stunde im Garten —, hatte er selber das unangenehme Gefühl, ein wenig liebenswürdiger, undankbarer Gast gewesen zu sein. So versuchte er wenigstens den Abschiedsworten eine wärmere Färbung zu geben, lud das Ehepaar zu sich nach Berlin ein, sprach möglichst herzlich seinen Dank aus. Aber er hatte es verspielt. Ueber einen frostigen Händedruck kamen beide nicht hinaus.

Nur daß Frau Pastor noch sagte: „Grüßen Sie Hanna, Herr Professor."

Er hatte es absichtlich in all den Stunden vermieden, von ihr zu sprechen. Es widerstrebte ihm, sich ihr Bild womöglich durch eine Schilderung aus dritter Hand verzerren zu lassen.

Nun blieb er doch stehen und fragte, möglichst beiläufig: „Sie sind natürlich mit Fräulein Harweg gut befreundet, Frau Pastor?"

„Gewiß, Herr Professor," erwiderte sie eifrig, um etwas zögernd zu ergänzen: „Das heißt... wir sehen uns eigentlich seltener, als man es bei solch halben Nachbarn glauben sollte." Und nach einer Pause: „Hanna ist ein eigen Ding . . ."

Der Pastor warf mit etwas starker Betonung ein: „Aber ein liebes Mädchen, Käthe."

„Das mußt du zugeben, Männe: etwas Verschlossenes hat sie!"

„Sag lieber etwas Verträumtes. Uebrigens ist sie eine etwas komplizierte Natur. Gar nicht so leicht zu deuten."

Serrenberg mochte nicht mehr hören, ja es verdroß ihn schon, überhaupt ein Urteil herausgefordert zu haben. So ging er.

Es mochte gegen fünf Uhr sein. Der rechte Sonntagnachmittagsfrieden lag über der Dorfstraße. Die Bauern saßen vor ihren Türen auf

den grob zusammengehauenen Holzbänken. Der und jener zog die Kappe, das eine und andre Muhmchen nickte ihm mit einem verschämten Lächeln zu; hier und dort mußte er Rede und Antwort stehen. Die Leutchen waren schon zutraulicher als heut morgen im Gotteshaus. Der wollte wissen, ob man mit seiner „Arbeit" denn wirklich viel Geld verdienen könne; ein andrer, ob es wahr sei, daß er schon für den Kaiser „gearbeit" habe und was? In der Siegesallee solle ja eine Puppe von ihm stehen. Die Siegesallee schienen sie alle zu kennen, wenn sie sich zum Teil auch eine wunderliche Vorstellung von ihr machten.

Nun hatte er endlich das Dorfende erreicht und stand an der Plaaskebrücke. Einen Augenblick lehnte er sich über das Geländer und sah in das kristallene Wasser, das langsam über den klaren Sandgrund hinfloß. Die einzelnen Steinchen konnte er auf dem Grunde zählen. Und er dachte lächelnd daran, wie gern er als Junge dort drüben am Erlengebüsch nachts mit dem brennenden Kienspan „krebsen" gegangen war. Das sollte, hatte er schon gehört, der heutigen Dorfjugend auch nicht mehr vergönnt sein, sintemalen seitdem die Krebspest die angenehmen Krustentiere vernichtete. Er pfiff vor sich hin ... die

Welt wird schlechter mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag . . ., aber es war ihm nicht Ernst damit. Im Gegenteil: er fühlte sich froher und freier als während des ganzen Tages. Die Sonnenstrahlen tanzten so lustig auf dem blinkenden Wasser, die Wiesenstreifen am Ufer leuchteten so frisch und grün, es duftete nach Heu, und im Ufergebüsch zwitscherten die Vögel. Unsinn . . . die Welt ist doch schön!

Und drüben am Hange, wo der Königliche Forst mit den uralten hochstämmigen Buchen begann, lag die Oberförsterei, und die barg ein seltenes Kleinod —

All die Stunden, ununterbrochen hatte ja doch nur ihr Bild vor seinen Augen gestanden. Nur an sie hatte er gedacht. Geformt hatte er im Geiste immer aufs neue, immer anders dies süße Kindergesicht, in dem ihm so vieles vereint schien: holde Unschuld und Jungfräulichkeit, kindliche Heiterkeit und sinnender Ernst, innige Hingebung und scheue Zurückhaltung. Nur die Augen brauchte er zu schließen, und seine Phantasie schuf sie zu neuen Bildern: als Gretchen sah er sie und als Egmonts Klärchen, als Waldnymphe und als Niobidentochter, als Psyche und als Sandalenbinderin . . .

Dabei wußte er ganz genau, daß es eben

eine gestaltende Phantasie war, die das alles in sie hineintrug. Aber Hanna blieb es doch, die seine Gestaltungskraft so mächtig anregte. Es war wie ein Gnadengeschenk: lange, lange hatte er mitten im großen vielgestaltigen Leben dürre gelegen, sich abgequält im Suchen nach Motiven. Lahm war er geworden, empfindungsarm. Ebbe war's um ihn gewesen und in ihm, mühsam vor der Welt, vor den Kollegen, vor der Kritik verhehlte Ebbe. Nun kam plötzlich wieder die belebende Flut. Die Flügel wuchsen ihm wieder. Die Sonne leuchtete —

Wie das weiter werden sollte, werden würde, darüber grübelte er nicht. Der Born hatte sich ihm erschlossen. Nun galt es zu schöpfen —

Aber er erinnerte sich einiger andrer Stunden aus seinem Leben, ganz weniger, reicher Stunden, in denen ihm ähnliches geworden. An einen tollen Ritt in die römische Campagna, bei dem ihm die Idee zu dem Zentauren gekommen war, der seinen Ruf begründen half. An seine erste Begegnung mit dem Fürsten Bismarck, der sein Roland entsprossen war. An Maddalena Pucci, seine Juno, die jetzt in der Nationalgalerie stand ... auch an Ulla Wiggersen ...

Wie ein Rausch war das immer gewesen. So war's auch heute.

Schade um die Stunden, die er im Pfarrhaus hatte opfern müssen.

Und mit einem plötzlichen Entschluß sprang er von der Brücke ans Ufer. Da schlängelte sich durch die Wiesen, den Fahrweg abkürzend, ein schmaler Fußpfad zur Oberförsterei hinauf. Den kannte er noch Schritt um Schritt. Den war er auch gegangen an jenem andern Entscheidungstag, als er zum alten Santer hinaufbefohlen war mit der kleinen Hundefigur, die seine ungeschickten Hände aus Ziegelton geknetet hatten.

3

Der Fußweg führte nicht in den vorderen Wirtschaftshof der Oberförsterei; er mündete seitlich in deren Garten, dort, wo der unmittelbar in den Wald überging, ohne Zaun oder Hecke. Es war ehedem eine ziemliche Wildnis gewesen — Santer liebte das so —, es war noch heute nicht anders. Nur waren die Fliederbüsche höher und dichter geworden, die Wege verwachsener. Hier und dort gab es ein Rondell oder eine morsche Steinbank; unter den Büschen wucherten die Farne.

Es war schattig und kühl hier. Serrenberg, der sehr schnell gegangen war — mehr gelaufen als gegangen in seiner unbezähmbaren Ungeduld —,

verlangsamte seine Schritte. Wider Erwarten konnte er sich doch nicht gleich zurechtfinden. Der Pfad, den er gekommen, mußte hier oben wohl gar nicht mehr begangen werden. Plötzlich schien er ganz aufzuhören. Syringen und Jasminsträucher schlossen ihn ab.

Einen Moment blieb der Professor stehen und bog die Zweige auseinander. Das breite Dach der Försterei blickte durch die Wipfel der höheren Bäume; dicht vor ihm aber lag eine kleine Lichtung.

Und an dem Rande, an dem alten Ziehbrunnen stand Hanna.

In dem hellen Waschkleidchen von heut morgen; nur eine zierliche weiße Schürze hatte sie vorgebunden. Aber sie war ohne Hut. So sah er zum ersten Male die ganze Feinheit des schönen Mädchenkopfes und die dunkle Fülle des Haares, die in einem breiten Flechtenkranz das Köpfchen krönte.

Gerade mußte sie an den Brunnen getreten sein, denn sie stellte soeben ein Schüsselchen mit Erdbeeren auf die Bank, reckte sich, hob die Arme und zog die Kette. Leise knarrte das Gebälk.

Er wagte kaum zu atmen —

Wie wundervoll modelliert jede Form der schlanken Gestalt . . . zart, biegsam und doch kräftig. Eine Mädchenfigur, der nie ein Zwang angetan war . . .

Der Eimer kam in die Höhe. Als sei er federleicht, so hob sie ihn heraus, übersprudelte die Erdbeeren, hing ihn wieder in den Haken zurück. Dann legte sie die Hand an die Augen und blickte zur Sonne, als wolle sie nach der Zeit sehen. Klar und rein hob sich ihr Profil ab — diese bei aller scheinbaren Unregelmäßigkeit so reizvollen Linien, die ihn schon heut morgen entzückt hatten.

Ein kleines Lächeln lag auf den Lippen. Wie Kinder bisweilen im Schlafe lächeln, wenn sie süß träumen. Und wenn sie erwachen und man fragt sie, so schütteln sie den Kopf und sagen: ich weiß nicht —

Die Hand sank herab. Hanna trat dicht an den Brunnen heran, legte die Arme auf die Holzbrüstung und beugte sich vornüber. Eine ganze Weile stand sie so und sah in die Tiefe. Und wieder entzückten Serrenberg das feine Oval des Kopfes, die dichten Wellen zwischen den Flechten, die kleinen Löckchen, die sich dazwischen überall hervorstahlen, an der Stirn, an den rosigen Ohren, am weißen Halse . . .

Nun richtete sie sich auf, und da trat er rasch aus dem Gebüsch und rief: „Der Nickelmann kommt, Fräulein Hanna!"

Er hatte geglaubt, sie würde ein wenig er-

schrecken. Dem war nicht so. Die sanfte Blutwelle glitt freilich wieder über ihr Gesicht. Aber sie neigte ruhig den Kopf und sagte scherzend: „Der liegt fest da unten, in Ketten und Banden. Ich hab' mich gerade davon überzeugt."

„Lassen Sie mich ihn auch einmal sehen, Fräulein Hanna!"

Sie schüttelte den Kopf: „Den sehen Stadtkinder nicht."

„Aber ich bin doch ein Dorfkind —" Und er trat an die Brüstung, beugte sich weit vor und berichtete: „Ganz deutlich sah ich ihn ... mit Schilf im struppigen Haar, einer güldenen Kette um den Hals und ... mit unglücklichen Augen. Der Arme sehnt sich nach Rautendelein. Wer will's ihm verdenken! Sie lieben die Märchen, Fräulein Hanna?"

„Ja, Herr Professor. Man muß sie nur recht verstehen, darf nicht daran deuteln und düfteln."

„So ist die Versunkene Glocke, sind Nickelmann und Rautendelein nicht nach Ihrem Sinn? Hab' ich recht verstanden?"

„Es ist gewiß sehr schön. Mir ist freilich solch altes Hausmärchen lieber ... Dornröschen oder Schneewittchen ..."

Er nickte. „Das glaub' ich gern!"

Sah sie doch selber wie ein Märchenkind aus.

Gerade jetzt, wo die Sonnenstrahlen um ihren Scheitel spielten, daß es sich wie eine Gloriole auf dem dunkeln Haar wob. Auch ihre blauen Augen, die so feucht und träumerisch glänzten, paßten zu dem Märchenbilde —

Sie hatte die Schüssel mit den Erdbeeren in die Hand genommen. „Nun muß ich aber ins Haus. Großvater wartet schon."

„Darf man nicht naschen?"

Sie hielt ihm das Schüsselchen hin. „Wenn man bescheiden ist —"

Er nahm ein paar von den Früchten und dachte daran, daß ihre Hände sie gepflückt hätten. „Köstlich sind sie!"

„Doch nicht so schön wie unsre Walderdbeeren. Im Juli sollten Sie herkommen, Herr Professor, wenn die reif sind! Ich weiß die besten Stellen. Am Bochensee und am Wege nach Grunow —"

„Also immer noch dieselben wie vor dreißig Jahren."

„Erinnern Sie sich denn noch an solche Einzelheiten? Ich glaubte, das hätten Sie alles längst vergessen — da draußen — in der weiten Welt —"

„Vergessen hatte ich's wohl, Fräulein Hanna. Aber das ist auch wie ein Märchen. Kaum hat

man den Heimatsboden betreten, so entquellen ihm all die alten Erinnerungen, und sie werden einem wieder lieb. So lieb! Mir ist's, als würde man dabei ein besserer Mensch . . ."

Sie sah ihn mit ihren großen Augen unbefangen an. Er mußte die Frage darin lesen: ‚Wird man denn — dort draußen — in der weiten Welt schlechter?'

„. . . und uns Großstädtern tut das not," fuhr er fort. „Wir verkümmern nicht nur, wir verderben auch zwischen unsern hohen, engen Steinmauern. Wohl uns, wenn uns wenigstens noch das Bedürfnis und die Kraft blieb, dann und wann in Gottes freier Natur die Brust zu weiten und das Herz zu reinigen. Wenn in uns das Hochgefühl der Freude noch lebendig ist an Wald und Feld, am plätschernden Wiesenbach und — und an einer schönen Blüte, die nicht in schwüler Treibhaustemperatur künstlich getrieben wurde, die frisch und frank und frei aufwuchs! An solch einer holden Blüte . . . wie Sie es sind, Fräulein Hanna!"

Sie hatte so aufmerksam zugehört. Auch jetzt senkte sie nicht die Lider, ruhig sah sie ihm in die Augen. Nur ein leises Lächeln spielte um ihre Lippen, ihre Wangen färbten sich wieder ein wenig tiefer, und sie schüttelte den Kopf:

„Das lassen Sie um Himmels willen Großväterchen nicht hören, Herr Professor . . . das letzte! Sonst ist's mit der guten Freundschaft vorbei."

„Warum denn, Fräulein Hanna?"

„Weil Großvater solche Sachen immer gleich schrecklich ernst nimmt —"

„Und Sie?"

„Ach ich! Ich freue mich darüber — so im Augenblick — und dann lach' ich über mich selber, daß ich so dumm war."

„Das versteh' ich nicht."

Hanna legte das Köpfchen ein wenig auf die Seite, und ihr Gesicht nahm einen schelmischen Ausdruck an, der ihm wieder ganz neu war.

„Das ist doch sehr einfach, Herr Professor," sagte sie. „Zuerst kommt die Freude, daß solch großer Künstler überhaupt so freundlich ist und daß er so . . . so hübsche Dinge sagt. Und dann kommt die Erkenntnis, daß er's ja eigentlich gar nicht ernst gemeint hat. Darüber mag sich eine andre dann ärgern . . . ich lach' mich lieber selbst aus."

„Sie tun mir damit aber bitteres Unrecht an, Fräulein Hanna! Denn, bei Gott, ich meinte es sehr ernst: Sie sind die liebreizendste Mädchenblüte, die ich je gesehen habe — heut schon in der Kirche erkannt' ich das . . . hier wurde es

mir zur Gewißheit ... das holdeste Geschöpf sind Sie auf dem weiten Erdenrund —"

Sie erschrak heftig. Die Hände hielten die Erdbeerschüssel tapfer umspannt. Aber die Augen schlossen sich, die Lippen bebten, und über das Gesicht wallte das Blut. Dabei stand sie doch wie gebannt.

Da rief es vom Hause her: „Irrwisch, wo bleibst du denn in drei Deubels Namen!" Und sie lief plötzlich wie ein gejagtes Reh von dannen.

Langsam folgte Serrenberg.

Nun doch sehr unzufrieden mit sich, daß er sich hatte fortreißen lassen vom Augenblicksimpuls. Unklug war er gewesen, scheu hatte er sie gemacht, wo sie ihm gerade so vertrauensvoll begegnet war, so kindlich naiv. Das ganze Spiel hatte er sich verdorben. Jetzt lag sie womöglich drinnen an der Brust des Alten, weinte und gestand, was er ihr gesagt. Wahrscheinlich! Und der Oberförster setzte ihn lachend vor die Türe. Lachend oder grob oder beides.

Am liebsten wäre er umgekehrt.

Aber das konnte er erst recht nicht —

Es zerrte ihn vorwärts.

Vor einer Stunde noch, unten an der Brücke, hatte eigentlich allein der schönheitsdurstige Künstler in ihm gesprochen. Jetzt hatte der Mann Feuer

gefangen. Nicht an ihrer Schönheit nur. Der naive Liebreiz, das so ganz Unbewußte in ihr hatte gezündet.

Immer hatten die Frauen ihn verhätschelt, begönnert, geliebt. Immer hatten sie eine Rolle in seinem Leben gespielt. Mädchen aus dem Volke, wie er sie so oft als Modelle gebraucht, Bühnenkünstlerinnen, Damen der Gesellschaft. Die eine und die andre hatte es auch verstanden, ihn dauernder zu fesseln — aber das waren Ketten, meinte er, die er in jedem Augenblick abstreifen konnte, die überhaupt seine Bewegungsfreiheit nie gehemmt hatten. Bis auf die eine...

Das hier... das aber war etwas ganz andres. Ganz klar sah er es nun vor sich.

Vor einer Stunde, unten an der Brücke, war ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß er wieder einmal vor einem jener künstlerischen Wendepunkte stehe, wie er deren schon mehrere erlebt hatte, sich immer zum Heile. Da hätte er laut aufjubeln mögen —

Jetzt wußte er, daß er vor dem großen Wendepunkt seines Lebens stand. Und das hemmte doch seine Schritte.

Er erwog nicht den Unterschied der Jahre. Gehörte er doch zu den Begnadigten, die deren Kommen und Gehen selber nie empfanden. Er

fragte sich auch nicht: kannst du sie dir erobern? Das hatte er sich nie gefragt, und er hatte immer gesiegt. Mochte sie jetzt vielleicht widerstehen, mochte der alte Herr auftrumpfen — das waren Hemmnisse, die zu überwinden nur den Reiz des Sieges erhöhte.

Aber sich binden ... sich ganz binden, so wie dies junge Wesen es erwarten mußte ... für das Leben sich binden: das umschloß für ihn einen Gedankenkreis, der ihn zögern machte.

Sollte er umkehren! Noch war es Zeit. Auf die Unhöflichkeit Santer gegenüber kam es schließlich nicht an.

Wenn nur die Sehnsucht nach den blauen Augen unter den dunkeln Brauen nicht gewesen wäre und nach den roten herben Lippen, die doch so eigen verträumt lächeln konnten! Und zu dem eine ganz absonderliche, fast brutale Neugier: wie wird sie sich benehmen, wenn du ihr jetzt fragend ins holde Gesicht siehst? Hat sie das, was du ihr sagtest, als süßestes Geheimnis in ihrem Herzen geborgen, oder hat sie es — weinend oder jubelnd — dem Großvater gestanden?

Immer langsamer waren seine Schritte geworden. Gar nicht aufgesehen hatte er.

Da stand er auch schon vor der weinlaubumrankten Veranda, und aus der rief der Ober=

förster ihm sein: „Heißa, Freundchen!“ zu. Hinter einem mächtigen Kübel saß er, in dem zwischen Eisstücken nicht nur die Kristallbowle, sondern noch ein halbes Dutzend rotgekapselter Flaschen ihren Platz hatten. Und er streckte dem Professor schon von weitem ein Paßglas entgegen. Eine dichte Schicht kleiner Monatserdbeeren leuchtete auf dem Wein.

„Probieren, Serrenberg! Das Mädel hat zwar lang getrödelt, und gezogen wird die Mischung noch nicht genug haben. Aber übel ist sie nicht, denk' ich, hoff' ich. Wie sich's gehört, wenn hohe Gäste kommen. Ich grüß' die Kunst . . .“

Er rückte an seiner großschirmigen graugrünen Kappe, hob sein eignes Glas und tat einen mächtigen Zug. Aus dem Patriarchengesicht strahlte die ehrliche helle Freude über den Gast.

Hanna war nicht sichtbar —

Sie hatte doch als Herzensgeheimnis geborgen, was er ihr zugeraunt —

Mit einem Sprunge nahm Serrenberg die drei Stufen zur Veranda und tat dem Alten Bescheid bis auf die Nagelprobe.

„Gut ist sie . . . und die Erdbeeren sind köstlich . . .“

„Sind sie auch! Hannas Verdienst. Früher

wurden sie nie so früh reif. Aber das Mädel hat solch glückliche Hand im Garten. Was sie anfaßt, gedeiht. So ... und nu setzen Sie sich mal her ... dahin! ... und nu erzählen Sie mir mal möglichst kurz, wie's bei Pastors war — honoris causa — und möglichst lang, was Sie für die nächste Zeit Schönes und Gutes in petto haben ..."

Mit dem Greise war gut plaudern. ‚Ein feiner Kopf — schade eigentlich, daß den das Schicksal hier festgenagelt hat,' dachte Serrenberg manchmal, überrascht durch die eine oder andre Gesprächswendung. Aber vielleicht wäre er nirgend anderswo so glücklich geworden. Denn so gern seine Gedanken in die Weite wanderten, so reges Interesse er hatte für die Welt da draußen — im Grunde wurzelte er doch ganz auf dem Boden, der ihm zur Heimat geworden war. „Noch ein oder zwei Jährchen, dann geh' ich in Pension. Hol' mich der Geier ... die Schreiberei kann einem nachgerade den Beruf verleiden ... wir sind jetzt mehr Aktenmenschen als Forstbeamte. Schreiben und wieder schreiben; rechnen und wieder rechnen! In den lieben grünen Wald werd' ich, will's der Herrgott, mehr kommen als jetzt, wenn ich mich zur Ruhe gesetzt hab'. Im Frühjahr fang'

ich an mit dem Hausbau ... unten an der Plaaske ..."

Hanna ließ sich nicht sehen.

Viertelstunde auf Viertelstunde verrann. Die Sonne sank, der Bowlenspiegel sank und wurde wieder aufgefüllt.

Bis endlich der Oberförster mit der Krücke seines Stockes mächtig auf den Tisch pochte. „Vereinfachtes Verfahren — meine Klingel!" und dem aus der dunkeln Diele auftauchenden Dienstmädchen zurief: „Fräulein Hanna soll kommen ... den Tisch decken ..."

Da kam sie denn.

Ihre Augen mieden Serrenbergs Blick. Aber sie sah nicht erzürnt aus und auch nicht unglücklich. Nur ein wenig verschämt, und ihre Hände bebten wohl dann und wann leicht, wenn sie dem Mädchen half, mit den Tellern hantierte und dies und das auf dem Tisch zierlich zurechtrückte. Einmal schob der Großvater ihr sein Glas hin: „Kost einmal, Irrwisch ..." Da tat sie ohne Ziererei einen ganz tapferen Zug.

Serrenberg dachte schon wieder: ‚Fast scheint's, als hätte sie dich immer noch nicht recht ernst genommen. Oder als hätte sie sich inzwischen überlegt, daß es doch bloß Phrase gewesen sei —' Das reizte ihn nur noch mehr.

„Wo steckt denn Geroth?“ fragte der Alte.

„Er ist nach Grunow gegangen —“

„Heute? Daß ihn . . .! Habt ihr euch am Ende wieder gezankt, ihr beiden?“

Sie zog die Schultern ein wenig hoch. Der Großvater lachte: „Nämlich . . . daß Sie's nur wissen, Professor . . . der Streit geht um Ihr Relief in der Kirche. Ich hab' die beiden heut belauscht, als sie dachten, ich mache mein Nickerchen. Der Geroth bildet sich ein, in Italien . . . ich erzählte Ihnen wohl schon, daß er als Feldjäger in Rom stationiert war . . . also er bildet sich ein, die Kunstweisheit mit Löffeln gefressen zu haben. Na, da behauptete er kurzweg, Ihr Relief sei einem Bilde von . . . wie hieß er doch . . . Bernardino Luini nachempfunden . . . stimmt's so, Irrwisch?“

„Und Sie haben für mich Partei genommen, Fräulein Hanna?“

Er fragte vergebens, denn sie huschte gerade zur Tür hinaus, nun doch wieder wie auf der Flucht. Aber der Oberförster antwortete für sie: „Tüchtig hat sie gekämpft. Mit mehr Eifer vielleicht als Kunstverständnis — ich weiß's nicht recht.“

„Da muß ich nachher noch besonders danken . . . Warum nennen Sie Ihre Enkelin eigentlich immer den Irrwisch, Herr Oberförster?“

„Das stammt, wie solche Spitznamen meist,

noch aus den Kinderjahren. Da hatte sie gar kein Sitzfleisch; immer mußten wir sie suchen... bald im Walde, bald auf dem Heuboden... und wenn wir sie fanden, saß sie und träumte mit wachen Augen. Oder sie hatte irgendeinen bunten Käfer im Schoß oder auch nur 'nen leblosen glänzenden Kiesel, und das war dann bald 'n verwunschener Prinz und bald eine Krone. Wie so Kinder spielen. Mit den Jahren hat sich's verloren. Natürlich. Aber der Name ist hängen geblieben. Wie das so geht." Er klingelte wieder mit dem Krückstock. „Kriegen wir nu bald unser elendes Rührei?"

Dann saßen sie zu dritt beieinander. Es dämmerte schon leicht. Vom Walde her wehte würziger Harzduft, in dem dichten Weinlaub rauschte es leise. Der alte Hühnerhund kam herangeschlichen, legte erst den Kopf vertraulich auf Serrenbergs Knie und streckte sich dann zu Hannas Füßen hin.

„... Ja so, Professor. Das müssen Sie mir noch erzählen. Wie kam das eigentlich, daß die Gräfin Wiggersen sich so für Sie interessierte?..."

Serrenberg fuhr aus seinen Gedanken empor. Er hatte wirklich mit wachen Augen ein Märchen geträumt. Gerade der Name aber war geeignet, ihn gründlich herauszureißen —

„Wie das kam?“ antwortete er endlich. „Mein Gott, sie ging in den Ateliers aus und ein. Die allgemeine Mäcenatin, wie wir sie nannten — oder auch Isabella Gonzaga ... obschon sie wohl mit der Markgräfin von Mantua gerade nicht viel Aehnlichkeit hat. Nun ... so sah sie ein paar kleine Arbeiten von mir, die ihr über Gebühr gefielen. Sie kaufte mir eine Nymphe ab, ziemlich das erste Stück, für das ich bar Geld sah. Und dann ist sie mir immer eine treue Gönnerin geblieben —“ schloß er. Es klang etwas ungeduldig.

Der Oberförster überhörte das. „Wie alt ist die Gräfin wohl jetzt?“ fragte er, der immer sein Garn gern bis zu Ende spann.

„An die fünfzig, schätz' ich. Bei solchen Damen ist das Alter schwer zu bestimmen.“

Der Alte lachte. „Wissen Sie, Serrenberg, daß mal in der Zeitung gestanden hat — aus Rom —, daß Sie sich mit der Gräfin verlobt hätten.“

„Journalistengewäsch, das man nur noch mehr aufrühren würde, wenn man's dementierte.“

Er hatte Hanna nicht aus den Augen verloren. Sie saß scheinbar ganz ruhig. Aber er hatte die Empfindung, daß ihr die Wendung des Gesprächs irgendwie peinlich sei. Er wollte gern abbrechen, doch da fragte der Oberförster weiter:

„Noch eine schöne Frau?“

„... manche mögen es finden,“ gab er kurz zurück und setzte dann, wie um den Faden zu durchschneiden, hinzu: „Ich bin ihr viel Dank schuldig. Es gab Zeiten, in denen sie sich meiner annahm wie eine Mutter.“ Im Augenblick, wo er es aussprach, fühlte er, daß er übertrieb, ergänzte noch „... oder eine ältere Schwester“ und wandte sich dann schnell an Hanna.

„Darf ich eine Bitte aussprechen, Fräulein Hanna? Wollen Sie mir morgen vormittag eine Sitzung bewilligen? Nur eine Stunde! Ich möchte gern eine Büste von Ihnen machen ... für Ihren Großvater ...“

Er hatte sehr lebhaft gesprochen. Der Unterschied des Tones gegen den fast abwehrenden Klang seiner letzten Worte mußte Hanna auffallen und sollte es.

Zum ersten Male, seit sie beieinander saßen, hob sie die Augen und sah ihn an. Nun lag doch etwas wie Unsicherheit in ihrem Blick. Es zuckte um ihre Lippen.

Dann schüttelte sie den Kopf.

„Aber warum?“ rief der alte Herr. „Bist du toll? Natürlich, Professor! Ich glaub' gar, das Mädel denkt, es tut weh. Wetterchen, Irrwisch ... weißt du die Ehre nicht zu schätzen,

die dir solch Meister antut. Natürlich will sie…"

Und wieder schüttelte sie den Kopf. Wie hilfesuchend sah sie den Großvater an … so als ob sie sagen wollte: verstehst du denn nicht? Ich fürchte mich … vor mir selber …

Serrenberg aber triumphierte innerlich. Er verstand diesen Blick, er wußte aus ihm zu lesen.

„Es ist sehr schmerzlich für mich," sagte er. „Ich war auf solche Ablehnung nicht vorbereitet. Es tut mir als Künstler weh — und noch mehr als Mensch. Ich wollte ja doch auch Ihrem Herrn Großvater eine kleine Freude bereiten. Aber ich muß mich bescheiden … ich darf nicht einmal nach den Gründen fragen …"

Ganz fest drückte Hanna die Hände unter dem Tisch zusammen. Sie kämpfte mit Tränen.

„Papperlapapp! Gründe!" Der Oberförster stieß unwillig sein Glas zur Seite. „Mädchenlaune, mein Lieber. Hysterie nennen's neuerdings die Aerzte, glaub' ich. Bei der Hanna kannt' ich solchen Unsinn freilich noch nicht." Er war ganz rot geworden unter dem weißen Bart. „Es ist mir sehr peinlich, lieber Serrenberg, daß Ihnen das unter meinem Dach begegnen muß. Seien Sie mir nicht böse —"

„Aber ich bitte Sie ..."

Hanna war langsam und schwer aufgestanden. Sie fühlte, ihre junge Kraft war am Ende. Ganz unsicher dachte sie: ‚so wie dir muß einem kleinen Vögelchen zumute sein, das sich verrannt hat, das nicht mehr aus noch ein weiß.'

„Sei nicht böse, Großvater," sagte sie. Und dann mit einer letzten Anstrengung: „Seien Sie mir nicht böse ... Herr Professor ..." Aller Klang war aus ihrer Stimme.

Und nun wollte sie hinter dem Rücken des alten Herrn nach der Tür. Der aber rührte sich nicht. Steifnackig saß er da und trotzte. Ganz schmal machte sie sich, um vorbeizukommen. Wie ein Schattenriß hob sich die schlanke Gestalt im Halbdunkel von der weißen Wand ab.

Da sprang Serrenberg auf und trat auf sie zu, mit ausgestreckten Händen. Sie wich noch mehr zurück, aber er zwang sie mit seinen leuchtenden Augen, ihn anzusehen. Das heiße Künstlerblut wallte wieder in ihm auf. Eine tiefe Rührung mit ihrer Hilflosigkeit überkam ihn —

„Fräulein Hanna ... ich bin ja nicht böse", rief er. „Alles andre eher. Glückselig bin ich. Denn ich weiß, weshalb Sie mir nicht sitzen wollen —"

„Donnerwetter —" Der Oberförster rückte

mit seinem Stuhl noch weiter zurück. „Das versteh' ein andrer . . ."

Serrenberg achtete gar nicht auf ihn.

Er griff nach Hannas zitternden Händen, er sah ihr mit seinem Siegerblick tief in die Augen. „Hanna!" bat er. „Wenn nun mein Lebensglück davon abhängt! Denken Sie daran, Hanna, was ich Ihnen heut am Brunnen sagte . . . es war Herzenswahrheit, bei allem, was mir heilig ist... liebe Hanna, sei gnädig mit mir Armen..." Er beugte sich vor, bis seine Lippen dicht neben ihrem Köpfchen standen: „Sag's mir ganz leise, Hanna, daß du mich liebst . . ." Und gleich riß er sie an sich, umklammerte sie mit seinen starken Armen, küßte sie auf den Mund, auf beide Augen. — Sie wehrte sich nicht. Erschauernd lag sie an seiner Brust.

Der Krückstock sauste auf den Tisch nieder. Mit beiden Händen auf die Platte gestützt, richtete der Oberförster sich auf. Einen Moment stand er wie erstarrt. Dann herrschte er: „Auseinander, ihr beiden!"

Aber Serrenberg warf nur den Kopf in den Nacken zurück, schloß seine Arme noch fester um Hanna und lachte den Alten an. „Mein!" rief er jubelnd. „Mein!"

4

Das Haus Karl Gustav Tarchow lag ziemlich weit draußen, fast an der Peripherie der Hauptstadt, in dem neuen Stadtviertel, das eigentlich schon Wilmersdorfer Grund und Boden war. Aber es war trotzdem in ganz Berlin bekannt, wenigstens dem Namen nach, denn es gab wohl keine Litfaßsäule selbst an der entlegensten Straßenecke, an der nicht wenigstens einmal, auf irgendeinem der zwanzig Theaterzettel zu lesen stand: ‚Kostüme und Möbel von Karl G. Tarchow.‘

Die Firma war dabei nicht einmal alt. Vor einem halben Jahre erst hatte Herr Karl G. Tarchow das 25jährige Geschäftsjubiläum gefeiert, und der reiche Ordensschmuck seiner Brust — es war sogar ein serbischer Crachat darunter — hatte sich bei dieser Gelegenheit, nicht gerade zu seiner sonderlichen Genugtuung, um den Kronenorden vierter Klasse gemehrt. Im vertrautesten Kreise lachte er wohl darüber: „Ein Glück nur, daß ich dem Kommissionsrat entging. Ihr kennt doch den uralten Berliner Witz — ‚Was ist ein Kommissionsrat? Ein Rat fünfter Klasse, hat den Kronenorden vierter Klasse, fährt Eisenbahn dritter Klasse, Droschke zweiter Klasse und ist ein Luderchen erster Klasse.‘ Ja, meine lieben

Berliner — denen ist nichts heilig, nicht einmal ein Königlich preußischer Konfusionsrat!"

Seine Berliner liebte Herr Karl G. Tarchow. Er war ja selber mit Spreewasser getauft. Es ging die unverbürgte Sage, sein Vater sei ein kleiner Schneidermeister in der Mulakstraße gewesen. Wenn es wahr war, so sah man es dem Porträt des verstorbenen alten Herrn nicht an, das im Privatkontor über dem Schreibtisch hing; auf dem machte er den Eindruck eines Diplomaten alter Schule. Und wenn die böse Fama weiter behauptete, daß auch Karl Gustav in seiner Jugend noch selbst an der Nähmaschine und mit der Zuschneideschere gearbeitet habe, so sah man ihm das erst recht nicht an. Der große stattliche Mann mit dem immer wohlwollend lächelnden runden Gesicht, dem kurzgeschorenen grauen Hauptthaar und dem aufgedrehten starken schwarzen Schnurrbart glich weit eher einem Obersten a. D. Er hielt sich auch so aufrecht, wie solch alter Militär. Nur der Anflug von Embonpoint, gegen den weder der tägliche Spazierritt noch das alljährliche Karlsbad halfen, machte ihm Kummer.

Offiziell begann seine Laufbahn auf den Brettern, welche die Welt bedeuten. Darauf war er sogar stolz und machte auch gar kein Hehl daraus, daß er auf ihnen nie die Unsterblichkeit

gewonnen hätte. „Als ich in Posemuckel den Karl Moor spielte —,“ so begann er gern eine seiner Reden. Lange hatte er übrigens nicht um der Mimen vergängliche Kränze gerungen. Sobald er vielmehr seine Minona heimgeführt hatte und mit ihr ein nettes Vermögen, kehrte er nach Berlin zurück und begann, klein und bescheiden zuerst, sein jetziges Geschäft. Er hatte Geschmack, hatte Kenntnis von den Bedürfnissen der modernen Bühne, praktischen Sinn — und hatte Glück. Nach einem Jahrzehnt war er ein wohlhabender Mann, jetzt galt er als sehr reich.

Und er wußte sein Geld anzuwenden. Ein so vortrefflicher Geschäftsmann er war, etwas leichtlebiges Theaterblut war doch in ihm geblieben; allerlei von den merkwürdigen geheimnisvollen Ingredienzen, die in den Adern des rechten Bühnenkünstlers pulsieren, pulste noch heute in den seinen. Er wollte selber Freude und Genuß vom Leben haben; er sah auch gern frohe Leutchen um sich.

Seine Villa war einer der Mittelpunkte der Berliner Geselligkeit geworden. Nicht der großen, feierlichen; ein klein wenig Bohême-Anstrich blieb immer haften. Die Künstler der Bühne gaben den Ton an; Maler, Bildhauer, die Schriftstellerwelt — nicht immer gerade in den ersten Größen — waren zahlreich vertreten. Aber

es mischten sich doch, von Jahr zu Jahr mehr und besonders sorgfältig kultiviert, auch einzelne Elemente aus der großen, „erstklassigen" Gesellschaft in diesen Kreis.

Besonders seit dem letzten Herbst, in dem Tarchow mit einem von langer Hand her vorbereiteten Plan hervorgetreten war. Es hatte damals in den literarischen Zirkeln nicht nur Berlins eine kleine Beschämung hervorgerufen, als er sich mit einem Aufruf an eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten wandte und daran erinnerte, daß es eine vergessene Ehrenschuld des deutschen Volkes sei, dem Dichter der „Hermannsschlacht", des „Käthchen von Heilbronn", des „Zerbrochenen Kruges", Heinrich von Kleist, in der Reichshauptstadt ein würdiges Denkmal zu setzen. Der Widerspruch der ganz Rechtsstehenden war freilich nicht ausgeblieben; dem Selbstmörder konnten sie seine Tat immer noch nicht verzeihen. Aber der Gedanke hatte doch Boden gewonnen, die Sammlung für den Denkmalfonds, die Tarchow mit einer sehr namhaften Summe eröffnete, wies bereits jetzt einen stattlichen Betrag auf.

Man konnte daran denken, das Preisausschreiben für das Denkmal zu erlassen, und Tarchow hatte zu dessen Vorberatung das engere Komitee in seine Villa eingeladen.

Es waren acht Herren und eine Dame, die um den langen grünen Tisch im Herrenzimmer saßen; die Dame — Gräfin Ulla Wiggersen — hatte Tarchow trotz ihres Protestes persönlich nach dem Platz obenan geleitet, der ihm eigentlich als zweiten Vorsitzenden gebührte. Der erste Vorsitzende, der Generalintendant der Königlichen Schauspiele, hatte sich entschuldigen lassen, aber zu seiner Vertretung den eleganten beweglichen Hofrat Summer, sein Faktotum, entsendet.

Der Kreis um den Tisch war noch nicht völlig geschlossen. Gleich nachdem sie ins Zimmer getreten waren, hatte Professor Emich Mejer, der Literarhistoriker, seinen Kollegen von der juristischen Fakultät, Herrn Wernher, an einem Knopf seines übermäßig langen schwarzen Gehrocks genommen: „Auf ein Wort, Herr Kollege" — und in die Fensternische gezogen. Da sprach er eifrig auf ihn ein und drehte dabei ununterbrochen an dem Unglücksknopf, obwohl der berühmte Staatsrechtslehrer schon dreimal mit einer sanften Handbewegung sich zu befreien gesucht hatte.

In der andern Fensternische aber stand, hochaufgerichtet, General a. D. von der Knobbe im Gespräch mit dem Chefredakteur der in allen literarischen Dingen maßgebenden „Zeit". Der General hatte zwar das verbindlich-liebenswürdige

Gesicht aufgesteckt, mit dem er alle Welt bezauberte, aber ganz glatt verlief auch hier die Unterhaltung nicht. Wenigstens perorierte der bewegliche Doktor Braun fortwährend mit beiden Händen gegen irgendeine Forderung, einen Wunsch des alten Herrn.

An den Längsseiten des Tisches, sich schräg gegenüber, saßen der semmelblonde Kammerherr Baron Greutze, der als Schriftführer des Komitees einen ganzen Berg Akten vor sich hatte, und der Geheime Kommerzienrat Modderstedt. Sie beugten sich viel vornüber und tuschelten miteinander; es mußte ein recht pläsierlicher Stoff sein, den sie behandelten, denn bald lachte der Bankier laut, bald lächelte der Hofmann diskret und leise, aber sichtlich nicht minder belustigt.

Der Hausherr stand rechts neben der Gräfin, Hofrat Summer links. Sie sprachen von der neuesten Märchendichtung Maeterlincks und von den Figurinen für deren Ausstattung, die von einem jungen, bisher ganz unbekannten Maler entworfen waren und gerade jetzt in den Tarchowschen Ateliers in Samt und Seide und Gaze verkörpert wurden. Ganz bei der Sache aber waren alle drei nicht. Der Hofrat sah ab und zu nach den Zeigern der großen Bronzependüle auf dem Schreibtisch drüben, und auch Tarchow war gegen seine Gewohnheit nervös und un-

geduldig. Zudem chokierte ihn der unendlich feine diskrete Duft, der von der Gräfin ausging. ‚Wo sie dies merkwürdige Parfüm nur wieder her hat,‘ dachte er. ‚Es ist nicht Peau d'Espagne und nicht Violet und nicht Mairose und doch von all dem etwas. Immer muß sie etwas Besonderes haben.‘

Die Gräfin saß ganz ruhig auf ihrem Lehnstuhl, die feinen langen Hände auf dem dunkelvioletten Samt der beiden Armlehnen, den schneeweißen Kopf weit zurückgelehnt, so daß auch er sich wirkungsvoll vom Samt abhob. ‚Posieren muß sie nun einmal immer, die gute Gräfin,‘ dachte Tarchow weiter. ‚Aber Schmiß hat sie auch immer. Tut nichts. Steht ihr. Obwohl sie heut verd— elend aussieht. Die Ränder unter den Augen! Ob's am Ende doch wahr ist mit dem Morphium?‘

Halblaut sagte er: „Wir müssen nun aber wohl anfangen, gnädigste Gräfin. Die Herren drüben einigen sich so doch nie. Das kann recht hübsch werden.“

„Sie sind schon der rechte Mann dazu, die Widerstrebendsten unter einen Hut zu bringen, Herr Tarchow,“ meinte die Gräfin verbindlich. „Aber lassen Sie die Geister sich lieber noch ein bissel klären, der Schmelzprozeß nachher geht

dann leichter vor sich.“ Sie lächelte etwas müde und wandte den schönen Kopf nach links — ‚Imperatorenkopf‘, dachte Tarchow, ‚aber mit einem Schuß Rokoko dabei.‘

„Warum hat sich Exzellenz eigentlich den Maeterlinck entgehen lassen, Herr Summer?“

Der Hofrat zuckte die Achseln: „Gräfin kennen ja doch die Rücksichten, die wir zu nehmen haben. Es kommt da im zweiten Aufzug eine Szene vor —“

„. . . der Staat könnte in Gefahr geraten. Schade . . . es hätte mir schon allein diebischen Spaß gemacht, das Gesicht meiner guten Freundin, der Clettow, in der Hofloge zu Stein erstarren zu sehen. In das Deutsche Theater krieg' ich sie doch nicht hinein . . . und vielleicht würde sie auch nur in der Hofloge erstarren.“

„Wir bringen aber demnächst Heinrich IV. neu heraus, Gräfin.“

„Sehr brav.“

Das Gespräch schlief wieder ein, und Tarchow sah ungeduldig nach den Fensternischen. Der Literarhistoriker hatte endlich den Knopf losgelassen, aber er umspannte dafür mit beiden Händen die Schultern des Kollegen. Und das sonst so wachsfarbene Gesicht von Doktor Braun am andern Fenster dunkelte bedenklich, während

der General zwar immer noch lächelte, aber mit eigentümlich hochgezogenen Brauen.

Kurz entschlossen griff Tarchow zur silbernen Klingel. „Wir müssen endlich anfangen."

„Einen Augenblick noch," rief es von einem Fenster her; „gleich — pardon!" vom andern.

Die Gräfin lächelte wieder: „Wie oft sich doch das geduldige Stroh dreschen läßt."

Aber der Hausherr ließ jetzt nicht nach. Er klingelte zum zweiten Male, und die Herren kamen nun wirklich langsam heran und nahmen ihre Plätze ein.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich zuerst das Wort ergreife," begann Tarchow mit einer kleinen Verbeugung nach allen Seiten. „Aber ich muß unsre Sitzung gleich mit einer wichtigen Mitteilung eröffnen, die mir erst heute zuging und von der ich den Herrschaften daher nicht mehr schriftlich Kenntnis zu geben vermochte. Eine Mitteilung, die — wie ich vorweg bemerken möchte — allgemein erfreuen wird. Seine Majestät der Kaiser haben allergnädigst geruht, für unser Denkmal unter den üblichen Kautelen einen Platz im Tiergarten anzuweisen . . ."

„Kautelen?!" knurrte Doktor Braun. „Kautelen — was heißt das?"

„. . . aber, verehrter Freund —". Tarchow

beschränkte sich auf eine beschwichtigende Handbewegung. „Seine Majestät hatten ferner die Gnade, fünftausend Mark für unsern Denkmalsfonds zu stiften.“

„. . . aus dem Dispositionsfonds . . .“ warf Doktor Braun ein. Der Kammerherr von Greutze, neben den er sich zufällig niedergelassen hatte, rückte ordentlich hörbar von ihm ab und schob seine Akten noch einen halben Meter weiter nach rechts.

„Durch die hochherzige Spende unsers Allergnädigsten Herrn sind wir wesentlich gefördert. Herr Geheimrat Modderstedt hat mir vorhin mitgeteilt, daß heute schon die uns zur Verfügung stehende Gesamtsumme den Betrag von hunderttausend Mark überschreitet . . .“

„Bravo!“ rief der Jurist, dem große Zahlen stets imponierten.

„Meine Hochverehrten“ — die Stimme von Karl G. Tarchow gewann einen fast schwärmerischen Klang, einen Max Piccolomini-, einen Mortimerton —, „meine Verehrten, wir sind jetzt in der Lage, entscheidende Beschlüsse zu fassen. Diese Stunde ergreift mich im Innersten meines Herzens. Wenn ich bedenke, daß meine bescheidene Anregung den Anstoß gab zu der lebhaften Bewegung, die in allen deutschen Gauen widerhallt, packt mich die Rührung. Aber der Erfolg ist

mir zugleich eine ernste Mahnung zur Bescheidenheit. Und so bitte ich denn vor allem, meine Hochverehrten, mit meiner unbedeutenden Persönlichkeit in der Versenkung verschwinden zu dürfen —"

„Aber!" — „Oho!" klang es von allen Seiten. Selbst die Gräfin beugte sich vor und schüttelte energisch den Kopf. „Unentbehrlich!" — „Die wirklichen Schwierigkeiten kommen erst!"

Sie wußten ja alle, es war nur ein kleiner Theatercoup, ein Aktschluß sozusagen. Tarchow liebte nun einmal diese artigen Scherze, zumal er gewiß war, daß niemand sie ernst nahm.

Er verbeugte sich denn auch sofort nach rechts und nach links und fuhr gerührt fort: „Sie sind allzu gütig! Aber Sie bedenken nicht, daß auch geschäftliche Motive mich leiteten, wenn ich um die Erlaubnis zum Rücktritt bat. Die Aufgaben, die unser noch harren, erfordern einen Mann, der seine ganze Tatkraft in ihren Dienst stellen kann. Gleichviel —" eine gleitende, große Handbewegung —, „solange dieser Mann nicht gefunden ist, will ich mich meinen, mir durch Ihre Güte doppelt liebgewordenen Pflichten nicht entziehen."

„Bravo!" rief der General.

„. . . so stelle ich denn an die Spitze der heutigen Tagesordnung erstens die Frage, welche fürstliche Persönlichkeit wir — da nach meinen

Informationen Majestät sich nicht entschließen können, trotz der Allergnädigsten Teilnahme für unsre Intentionen, sich Höchstselbst an unsre Spitze zu stellen —, welche hohe Persönlichkeit wir um die Uebernahme der Protektorstelle bitten sollen —"

Es erhob sich ein kleiner Aufruhr.

Doktor Braun sprang auf, streckte beide Arme weit von sich, rief: „Ich bitte ums Wort —" und fuhr gleich fort: „Was brauchen wir einen sogenannten hohen Protektor ... unser Stolz muß es sein, ohne diese leidige autoritative Unterstützung —"

Er kam nicht weiter. Exzellenz Knobbe zog ihn fast gewaltsam auf seinen Stuhl nieder und sprach hastig auf ihn ein. Die Gräfin sagte gelassen: „Aber lieber Doktor ... wozu unter uns immer diese Allüren von Männerstolz vor Fürstenthronen! Wir sind doch vernünftige Leutchen, die mit gegebenen Verhältnissen rechnen. Unser Freund Tarchow hat ganz recht: wir brauchen einen Wauwau ... verraten Sie mich nicht als Editorin dieses häßlichen Ausdrucks. Um aber zu einem positiven Ergebnis zu kommen: ich schlage vor, Seine Königliche Hoheit Herzog Eberhard Adalbert zu bitten, uns seine Unterstützung zu leihen. Und ich glaube in Ihrer aller Sinne zu sprechen, wenn ich weiter vor-

schlage, unsern verehrten Herrn Tarchow mit den betreffenden Pourparlers zu betrauen —"

Eine kurze Stille. Dann ein fast allseitiges Murmeln des Beifalls.

Herr Tarchow verbeugte sich wiederum. Ganz unberührt war er doch nicht von der Entwicklung der Verhandlung. Auf seiner hohen Stirn perlten bereits einige Schweißtropfen.

„. . . ich komme nun zum zweiten, wohl wichtigeren Punkt der Tagesordnung. Zu dem Konkurrenzausschreiben für das Denkmal selbst."

Diesmal gab es wirklich einen Sturm. Die Stimmen schwirrten durcheinander; Professor Mejer erhob sich, schritt wuchtig um den Tisch herum, tupfte Tarchow auf die Schulter: „Bitte, Verehrter . . ."; Doktor Braun zerrte nervös an seiner rot und grün karierten Krawatte; der General trat hinter die Gräfin und flüsterte ihr irgendwelche horribeln Dinge zu.

Dazwischen drang mit feinem durchdringenden Silberton die Glocke Tarchows.

„Herr Professor Mejer hat das Wort . . ."

Dabei lächelte Tarchow ein klein wenig malitiös. Es kam ihm stets komisch vor, daß auch auf diese Beratungen die parlamentarischen Formen übertragen wurden. Schließlich tat man ja doch, was man wollte, oder verständigte sich

freundschaftlich über die einzelnen Streitfragen. Aber das war wohl zwischen Reichstag und Regierung auch nicht viel anders. Ueberhaupt dieser ganze Parlamentarismus — — —!

Der große Literatur-Professor — „Literatur-Papst" nannten seine Feinde den Unfehlbaren — hielt eine fulminante Rede, mit der rechten Hand in der aufgeknöpften Weste. Er sagte davon, daß erst die Grundzüge für den Denkmalsentwurf im Komitee selbst festgestellt werden müßten, daß man den Künstlern gewissermaßen ein Programm geben müsse; er warf die Frage auf, ob allegorische Gestalten am Sockel anzubringen seien, ob und welche Figuren aus Kleists Dichtungen; er ging dessen Hauptwerke in charakteristischen Worten durch, besonders bei der „Familie Schroffenstein" verweilend, über die er erst kürzlich eine Monographie veröffentlicht hatte. Er sprach ausgezeichnet, aber er sprach sehr lange. Der Kommerzienrat gähnte schon nach der ersten Hälfte hinter der vorgehobenen Hand, und der Kammerherr malte Saxoborussenzirkel. Tarchow lächelte wieder: je länger Mejer sprach, desto sicherer versumpften alle seine Wünsche und Anregungen.

Gefährlicher war mit seinem leidenschaftlichen Temperament der Redakteur, der zu Worte kam, nachdem der Professor unter allgemeinem Beifall

geendet hatte. Denn Doktor Braun kam nicht mit allgemeinen Erwägungen, sondern mit einem positiven Verlangen. Er erklärte es kurzweg für ein Gebot der Pflicht, am Sockel das Relief von Frau Henriette Adolfine Vogel anzubringen, die mit Kleist in den freiwilligen Tod ging.

Wieder wirbelten die Stimmen durcheinander, erregter, viel heftiger als vorhin. Es war eine prinzipielle Frage von allgemeinster Bedeutung, die aufgeworfen war. Der General rief laut: „... der sicherste Weg, sich die Allerhöchste Gnade völlig zu verscherzen!“ Baron Greutze, der sonst so Schweigsame, erklärte die Sache für undiskutabel, weil ridikül; der Hofrat meinte achselzuckend: er könne diese Frage lediglich ad referendum nehmen, glaube aber kaum, daß Seine Exzellenz der Herr Generalintendant für eine Lösung im Sinne des Antragstellers zu gewinnen sein würde; Modderstedt hörte eine Weile ruhig zu und fragte dann leise seinen Nachbarn, wer denn eigentlich diese Frau Vogel oder Kogel gewesen wäre? Als er Auskunft erhielt, schüttelte auch er den grauen Kopf, so ernst mißbilligend, daß der goldene Zwicker auf dem Nasenrücken einen kleinen Tanz aufführte. Und als Doktor Braun das sah, wurde er erst recht heftig, ergriff noch einmal das Wort und zog gewaltig gegen die „hohle Prüderie“

zu Felde, die „womöglich noch wage, eine untadelhafte Frau zu verunglimpfen, nur weil sie die Last des Lebens nicht mehr habe tragen wollen!"

Allmählich flaute doch auch diese Debatte ab, wie es Tarchow vorausgesehen hatte. Und da formulierte die Gräfin mit einigen wenigen Sätzen ihre Meinung: gegen die unglückliche Frau sei gewiß nichts einzuwenden; aber man müsse sich doch fragen, was sie mit dem Dichter Kleist zu tun gehabt habe. Und diesem, nicht dem Menschen errichte man schließlich das Denkmal! Das schlug durch, zumal Professor Mejer sofort die Gelegenheit aufnahm, das Richtige dieser Ansicht literarhistorisch zu beleuchten und darzulegen, daß Frau Vogel keine, aber auch gar keine Beziehungen zu dem dichterischen Schaffen Kleists gehabt habe. Die Stimmung war so entschieden gegen Doktor Braun, daß es nicht einmal zu einer Abstimmung kam. Der Antragsteller lief noch ein paarmal im Zimmer auf und ab, setzte sich dann, rot vor Erregung, und sagte schneidend: „Gut! Gut! Also der Mensch Kleist, dieser seltene Mensch, ist Nebensache! Auszuschalten — natürlich nur, weil er ein Selbstmörder war. Im zwanzigsten Jahrhundert! Nun, man wird ja hören, wie andre darüber denken . . ."

Nach all der Aufregung verlief die Sitzung

merkwürdig ruhig. Ohne Debatte wurde der Entschluß gefaßt, eine engere Konkurrenz unter zehn der bekanntesten Bildhauer auszuschreiben, die mit angemessenen Preisen zu dotieren war. Mit der Redaktion des Ausschreibens wurde selbstverständlich Tarchow betraut, der bat, ihm General von Knobbe und Geheimrat Wernher beizugeben.

Dann schloß er die Sitzung und bat „zu einem frugalen Frühstück".

Auf ein Klingelzeichen öffnete sich die Schiebetür, der Hausherr bot der Gräfin den Arm und führte sie in den Salon, wo Frau Minona schon etwas ängstlich harrte.

„Es gibt Naturspiele," pflegte Karl Gustav Tarchow zu sagen, wenn er seine Frau, wie er das liebte, in Gegenwart guter Freunde neckte, „sollte man es glauben, daß Minona bei unsrer Hochzeit nur neunundneunzig Pfund wog! Ich wollte nicht eher vorn Altar, bis sie die hundert vollkriegte, aber es ging partout nicht. Na — und nun!"

Frau Minona war wirklich wie eine Kugel. Eine große Kugel, auf der eine zweite, der Kopf, in einer allen Gesetzen der Physik widersprechenden Weise ohne verbindendes Zwischenglied balancierte. Seit Jahren kasteite sie sich wie ein Trappist. Sie aß nur das Allernotwendigste, sie wagte kaum, den Durst zu löschen.

Es half alles nichts. Nicht Banting hatte geholfen, nicht Schweninger. Sie nahm unweigerlich alle Jahre ihre zehn Pfund zu, und sie trug schwer an ihrem Gewicht.

Am liebsten hätte sie sich nirgends sehen lassen, aber das erlaubte ihr Mann nicht. Immer wieder zwang er sie, sich in den verhaßten „eisernen Heinrich“ zu pressen, kostbare Roben anzuziehen, in Gesellschaft zu gehen, im Hause die liebenswürdige Wirtin zu spielen. Und es wurde ihr so schmerzlich sauer. Nicht nur, weil man sie oft anstarrte wie ein Wundertier, wie eine dicke Jahrmarktsdame, sondern auch, weil sie so unsagbar schüchtern war.

Auch heute wurde sie wieder rot wie ein junges Mädchen, als die Gräfin liebenswürdig auf sie zu kam; und als der große Jurist ihr den Arm reichte, zitterte ihre Hand leise. Das war nun zwar ein Unglück, daß Wernher zu ihr trat, um sie zu führen; denn der sprach immer bei Tisch über so grausam gelehrte Dinge ... neulich hatte er gesagt: „Wie denken gnädigste Frau eigentlich über die Aussichten der nationalen Parteien bei der Reichstagswahl?“ Und wenn sie dann nicht wußte, was sie antworten sollte, fühlte sie jedesmal Karl Gustavs Blick auf sich ruhen und sein halb gutmütiges, halb ironisches Lächeln.

So sah sie sich denn wie hilfesuchend nach ihrer Tochter, ihrem einzigen Kinde, um, auf deren Weltgewandtheit sie sich gern stützte. Aber Gabriele stand bereits in dem Kreise der andern Herren. In ihrer blonden Schönheit unnahbar und kühl wie immer, mit dem unendlich verbindlichen und dabei doch fast hochmütigen Lächeln auf den Lippen, das stets eine scharfe Scheidegrenze zwischen ihr und jedem Manne zu ziehen schien.

Frau Minona wunderte sich im stillen, daß man noch nicht zu Tisch ging, daß Karl Gustav ihr und dem Diener nicht das gewohnte geheime Zeichen gab. Einen Grund mußte sein Zögern haben, und es ängstigte sie, daß sie den nicht kannte. Hatte sie wieder etwas versehen, vergessen? Sie war ja leider so zerstreut.

Da hörte sie zum Glück, wie ihr Mann zur Gräfin Wiggersen sagte: „Ein paar Augenblicke werden wir noch warten müssen. Ich hatte Serrenbergs gebeten, mit uns zu frühstücken —"

Richtig . . . das hatte Frau Minona vergessen. Aber nun sagte sie sich wieder, ob sie nicht am Ende gar dreizehn wären, und sie begann in Gedanken zu zählen.

Die Gräfin stand neben einem kleinen Schmuckschrank und betrachtete durch ihr Lorgnon — sie war sehr kurzsichtig — irgendeine Bronze. So

scharf Tarchow auch spähte, er konnte nicht bemerken, daß seine wie beiläufig hingeworfene Bemerkung sie erregte. ‚Wie sie sich doch in der Gewalt hat,' dachte er. ‚Es ist erstaunlich. Und dabei möchte ich darauf schwören, daß sie innerlich bebt.

„... nämlich," fuhr er laut fort. „Nämlich, ich fuhr vorgestern mit dem jungen Paar zufällig von München aus im selben Zuge. Und da machte sich das von selbst." Er dämpfte seine Stimme: „Unter uns gesagt, gnädigste Gräfin, ich nehme die Gelegenheit gern wahr, Serrenberg mit den Komiteemitgliedern in nähere Berührung zu bringen, denn ich rechne doch stark darauf, daß er aus der Konkurrenz als Sieger hervorgeht. Es ist mir fast eine Freundespflicht, das ein wenig zu deichseln. Auch in materieller Beziehung wär's doch gut für die junge Menage ... zum Schätzesammeln ist der Professor bisher sicher nicht gekommen."

Gräfin Ulla ließ das Lorgnon nicht von den Augen. Sie neigte nur ein paarmal wie zustimmend den Kopf. Sprechen konnte sie noch nicht, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. ‚Vorgestern ist er angekommen und hat sie mir noch nicht gebracht ... das könnte ich verstehen,' dachte sie, ‚das könnte ich entschuldigen. Aber dann durfte er diese Einladung nicht annehmen ... freilich ... es ist eben Serrenberg ... ganz Serrenberg! Und nun noch ein paar Mi-

nuten, dann werde ich sie sehen. Und ich werde mich natürlich freuen und sehr gut zu ihr sein. Wenn nur dies alte dumme Herz aushält —‘

„Wir wollen alles tun, was wir können,“ sagte sie endlich doch mit starker Selbstbeherrschung. „Unserm Freunde wird die Aufgabe ja auch ausgezeichnet liegen ... Apropos, wo haben Sie diese Bronze gekauft? Nein, ich meine die kleine Troika ... ein Troubetzkoi — nicht wahr?“

„In der Münchner Sezession, schon vor einigen Jahren, Gräfin —“

Tarchow wollte noch etwas hinzusetzen, da ging die Tür, und Serrenberg trat mit seiner Frau ein.

Die Gräfin fühlte es nur, daß sie es sein mußten. Und es kam eine so große Schwächeanwandlung über sie, daß sie unwillkürlich einen Schritt rückwärts tat, um sich gegen den Türpfosten zum Arbeitszimmer zu stützen.

„Hoffentlich kommen wir nicht zu spät, gnädigste Frau.“

Wie durch eine Wand hörte sie Serrenbergs Stimme. Diese Stimme, die sie aus Tausenden heraus erkannt haben würde. Und dann das übliche Wortgewirr beim Vorstellen —

Nun mußte er gleich zu ihr kommen ...

Und da erwachte in ihr doch, über allem obsiegend, die Begierde, dieses junge Wesen Aug im

Auge zu sehen, das ihn so seltsam bezaubern konnte. Aug im Auge ... lebendig, nicht nur die trügerische Photographie und nicht nur den Stein, in den er vielleicht erträumte Wunder hineingedichtet hatte.

Sie raffte sich zusammen.

„Gräfin — meine Frau! Liebe Hanna, — meine edle, großmütige Gönnerin, von der ich dir so viel erzählt habe. Meine wahrste Freundin ... wenn ich noch so sagen darf, Gräfin ..."

Es war ein dichter Schleier vor ihren Augen. Ganz undeutlich nur sah sie eine sich niederbeugende jugendlich schlanke Gestalt, ein jugendliches Gesicht. Dann fühlte sie, daß zwei frische Lippen ihre Hand berührten, und sah einen dunkeln Scheitel.

‚Etwas sprechen mußt du doch ... irgend etwas Freundliches ...'

Aber in ihrer grenzenlosen Abspannung fand sie, der sich sonst nie das rechte Wort versagte, nur die banalste aller Wendungen: „Ich freue mich so herzlich, Sie zu sehen, gnädige Frau. Und ich wünsche Ihnen beiden noch nachträglich viel Glück und Segen —"

Dann hielt sie noch einen Moment die Hand der jungen Frau fest. Und dann hörte sie neben sich des Hausherrn Stimme: „Erlauben gnädigste Frau — Exzellenz von Knobbe ... Geheimrat Wernher ... Kammerherr von Greutze ...! Uff!

Ihren Arm, wenn ich untertänigst bitten darf, Gräfin. Nein . . . wie ich nach einer Tasse Bouillon und 'nem Glase Port lechze . . ."

Auch die Gräfin trank hastig, in einem Zuge, ihr Glas Portwein.

„. . . den hat mir mein Freund Pedro di Monterji aus Barcelona unten besorgt. Es dürfte nicht viel Keller in Berlin geben, die einen ähnlichen Tropfen haben. So etwas ist Zufall ... Glückszufall . . ."

Gottlob, daß Tarchow so viel sprach. Und der Wein war wirklich gut. Wie feuriges Gold . . .

Der Nebelschleier sank allmählich, nur ein paar schwarz und rote kleine Kreise wirbelten noch vor den heißen schmerzenden Augen. Aber die Gräfin achtete nicht darauf. Sie hob vorsichtig die Lorgnette, sah erst nach dem Büfett hinüber, fragte irgend etwas Gleichgültiges und ließ dann den Blick die Tafelrunde entlang gleiten. Da — endlich —

Das erste Empfinden war doch das der Enttäuschung.

Ganz hübsch — recht hübsch vielleicht. Aber bedeutend — eine Schönheit? Gewiß nicht!

Und in die Enttäuschung mischte sich etwas wie Triumph: Im Grunde auch das nur eine seiner Künstlereinbildungen, eine Künstlerlaune! Ich hätte es mir gleich denken können. In ihm

wird der Wein eben alljährlich wieder Most. So war es. So wird es bleiben ...

Rechts neben ihr saß der Geheime Kommerzienrat. Er aß und trank, wie ältere Börsenfürsten meist, äußerst vorsichtig, aber auch mit äußerstem Verständnis. Es hatte etwas geradezu Beruhigendes, ihn an seinem Glase nippen oder eine Auster schlürfen zu sehen. Er hatte aber auch den Ruf eines Kenners erster Klasse noch auf einem andern Gebiet, und sein Urteil wurde in den Salons des Tiergartenviertels so hoch geschätzt wie in den Bureaus der Theateragenten.

Das wußte die Gräfin, und darum wunderte sie sich, als der alte Herr sich an sie wandte. „Das ist ja ein kleines Wunder, das sich da der Professor heimgeholt hat,“ sagte er schmunzelnd. „Nicht mein Spezialgenre, Frau Gräfin, um ehrlich zu sein. Aber ganz Klasse. Wird Furore machen, taxier' ich.“

Sie nickte zustimmend und fragte dann doch: „Glauben Sie das wirklich, Herr Geheimrat? Das Gesicht ist etwas unregelmäßig.“

„Ich glaube es nicht nur, ich wäre bereit, eine hohe Wette darauf einzugehen, daß sie in der nächsten Saison zu den allergefeiertsten Frauen Berlins gezählt wird. Es liegt so viel Eigenart und so viel Charme in dem Gesichtchen — und dann sehen Sie doch nur diese Wunderaugen.

In Form und Farbe einfach deliziös! Und den süßen Mund! Wo hat der Professor diese Schönheit nur gefunden?"

„Im Walde!" entgegnete sie mit einem kleinen nervösen Lachen, wandte sich an den Hausherrn und begann ein hastiges Gespräch über Sizilien, wohin sie zu reisen plane ... vielleicht auch mit einem Abstecher nach Malta und Tunis ...

Der Professor saß seiner Frau gegenüber, die von dem Kammerherrn geführt worden war. Ununterbrochen hing sein Auge an dem lieben Gesicht, und in seiner Seele flammte es immer wieder auf, wenn ihre Blicke sich begegneten. Glücklich und stolz war er auf sie. Daß sie Aufsehen erregen würde, gleich bei ihrem ersten Auftreten — nun das war ja selbstverständlich! Aber daß sie sich so sicher und gewandt bewegen würde, das überraschte ihn geradezu. Als ob sie seit Jahren auf dem Parkett lebte — es war erstaunlich! Die kleine Sorge, die er in dieser Beziehung gehegt hatte, war ganz umsonst. Ueberhaupt — überhaupt — er war der Hans im Glück! Diese letzten Wochen — Florenz, Rom, und dann, und vor allem, die Tage in Pallanza am sonnigen Lago Maggiore —, wie schön und reich waren sie doch gewesen! Wie die glücklichen Kinder hatten sie beide gelebt —

Und nun war auch das eine vorüber, das er immer gefürchtet hatte: die erste Begegnung mit der Gräfin. Ein famoser Zufall, daß sie sich auf neutralem Boden abgespielt hatte. In den nächsten Tagen konnte man die Besuche wechseln, damit den äußerlichen Verkehr einleiten — wie sich der dann weiter gestaltete, das hing von Ulla ab, in letzter Instanz wenigstens. An ihm sollte es nicht liegen, wenn nicht die rechten Pfade gebahnt wurden. Und die Gräfin war ja doch klug... und war gutherzig ... nein, großherzig ...

Er sah etwas scheu zu ihr hin, und er bemerkte sofort, was wohl allen andern entging, daß sie litt. Gerade weil sie jetzt so forciert lebhaft plauderte.

Ja — großer Gott —, sie mußte eben überwinden! Das hätte sie nie erwarten dürfen, daß er die Kette bis in alle Ewigkeit trüge, diese Kette, deren einzelne Glieder sie durch Güte und — nun ja — Wohltaten geschmiedet hatte. Kette blieb eben doch Kette, und welcher Gefangene dürstet nicht nach Freiheit! Oder doch — eine süße Gefangenschaft mag es wohl geben, aus der man nie befreit sein möchte —

Plötzlich erinnerte er sich, daß er neben der Frau des Hauses saß. Frau Minona spielte zwar in ihrem eignen Heim keine übermäßig bedeutsame

Rolle, aber unhöflich gegen sie zu sein, war unklug. In dieser Hinsicht verstand auch Tarchow keinen Spaß, und dessen Augen sahen alles.

So horchte er nach links, um eine Gesprächsanknüpfung zu finden. Die arme gute Minona saß wieder einmal auf dem Folterstühlchen. Gerade jetzt hatte der große Rechtslehrer seinen goldenen Kneifer aufgesetzt und fragte mit seiner berühmten Unterhaltungsgabe: „Was sagen Sie eigentlich zu den neusten Gruppen in der Siegesallee, gnädigste Frau?"

„Ich ging lange nicht mehr vorbei —" klang es verschüchtert zurück.

„Otto der Faule ist doch die beste Leistung! Es lassen sich so manche historische Erinnerungen an die Gestalt anknüpfen. Ueberhaupt sollte man die nachwirkende Wucht dieser geschichtlichen Reminiszenzen nicht so unterschätzen, wie es leider in betreff der Siegesallee heut beliebt wird. Meinen Sie nicht auch, gnädigste Frau?"

„Gewiß, Herr Geheimrat. Karl Gustav geht da oft hin. Es ist das für ihn auch sehr interessant ... von wegen der Kostüme."

„Ich freue mich auch sehr über den Roland von unserm Freunde Lessing. Ich finde, er hat diese merkwürdige Gestalt, die für das alte deutsche Rechtsleben so bezeichnend ist — ich erinnere nur

an die Marktgerechtigkeit; auch spielt wohl der Blutbann hinein — recht tief und groß aufgefaßt."

„Jawohl, Herr Geheimrat —"

Die arme Frau Minona! Serrenberg hatte heute eine mitleidige Ader. Er griff schnell ein und lenkte das Gespräch auf näherliegende Gebiete — mit einem geschickten Uebergang von der Marktgerechtigkeit zu den Markthallen, der Zufuhr italienischen Gemüses im allgemeinen und den vortrefflichen Artischocken, die soeben serviert wurden. Hier war die Hausfrau au fait. Sie atmete noch ein paarmal schwer auf, dann sichtlich erleichtert. „Finden Sie die Rheinweinsauce wirklich gut, Herr Professor? Das wird Karl Gustav freuen, wenn ich's ihm sage. Er versteht sich auch darauf ..."

Auf der andern Seite saß Gabriele zwischen dem Redakteur und dem Literaturforscher, und das hatte der Zufall recht glücklich gefügt. Denn ihre Ruhe und Kühle hinderte die beiden Hitzköpfe, gar zu gefährlich aneinander zu geraten; drohte doch einmal Gefahr, so schob sie regelmäßig eine ganz gelassene, streng sachliche Frage dazwischen. „Bitte sagen Sie mir doch, Herr Doktor ..." — „Ich bin nicht ganz orientiert, Herr Professor ... Würden Sie wohl die große Güte haben ..."

Dann und wann lehnte sie sich ein wenig

zurück, um den Dienern mit einem Wink, einem halben Wort eine Weisung zu geben, oder auch, um mit ihren schönen kalten Augen die Gesellschaft unauffälliger mustern zu können. Sie kannte ja jeden einzelnen der Gäste genau. „Gabi sieht alles," liebte der Vater zu sagen. „Durch drei eichene Bretter sieht sie ... wie mit Röntgenstrahlen sieht sie. Besonders aber die Schwächen an allen Menschen, den eignen Papa respektloserweise nicht ausgenommen."

Nur eine Gestalt saß an der Tafelrunde, die Gabriele neu war und die sie wirklich noch interessierte. Und so sezierte sie denn geistig Hanna Serrenberg. Ganz unvoreingenommen, ganz parteilos.

„Nehmen wir ein andres Gebiet, denken wir an die plastische Kunst," hörte sie von rechts. „Wo kämen unsre Herren Bildhauer hin, wenn nicht die Allerhöchsten Aufträge wären!"

„Bleiben Sie mir bloß mit den Allerhöchsten Aufträgen vom Leibe, Verehrtester. Ich bitte Sie — Berlin wäre, weiß Gott, mehr Kunststadt, wenn es weniger Marmorpuppen und Püppchen hätte ..."

Es war hohe Zeit, einzugreifen. Drüben der General bekam schon einen roten Kopf.

So sagte Gabriele schnell: „Sie hatten da neulich einen interessanten Beitrag in Ihrem Blatt über die Ausgrabungen in Milet, Herr Doktor.

Er hat mich sehr gefesselt. Aber die Fortsetzung ist ausgeblieben —"

Und der Redakteur biß an, wie immer, wenn von seinem Blatt die Rede war.

Dann bekam auch bald Frau Minona den Instruktionsblick von Karl Gustav, der zugleich die Serviette zusammenknüllte, und sie hob die Tafel auf.

Der Kaffee wurde im Wintergarten genommen.

Aber noch vorher empfahl sich die Gräfin.

Sie hatte sich nur kurz bei der Hausfrau entschuldigt und Tarchow, der sie hinausgeleiten wollte, die Hand gereicht: „Nein — nein! Ich will nicht stören. Bitte, bleiben Sie bei Ihren Gästen!"

Als sie aber durch den Salon schritt, standen dort Serrenbergs in einer Ecke. Wie ein junges Brautpaar, das irgendein Winkelchen aufsucht, um seine Seligkeiten zu verstecken; eng aneinandergeschmiegt, vor einem Gemälde, das sie gemeinsam betrachteten und von dem sie doch gewiß nichts sahen.

Gräfin Ulla erkannte bei ihrer Kurzsichtigkeit die Gesichter nicht, aber sie fühlte, daß sie es waren. Sie wollte schnell vorübergehen. Doch da wandte der Professor, der das Rauschen der Seide gehört hatte, den Kopf, auch Hanna sah auf, und Serrenberg sagte, ein wenig verlegen, nur um etwas zu sagen: „Sie wollen schon fort, Gräfin?"

Nun mußte sie doch stehen bleiben, so schwer

es ihr wurde. Die Stirn schmerzte sie, als ob eine Dornenkrone auf ihr Haupt gedrückt wäre; das Herz pochte zum Zerspringen. Aber sie zwang sich zu einem Lächeln. „Ich muß heut noch ein Diner absolvieren, lieber Professor, um acht Uhr — und da möchte ich ein wenig ruhen ... vorher." Auch jedes Wort zwang sie heraus. „Hoffentlich sehe ich Sie recht bald, gnädige Frau ... ich wünschte, daß wir gute Freundinnen würden ..."

Sie sprach es mit leise bebender Stimme. Wie schwer verhaltene Wehmut klang es heraus, freundlich und sanft, aber schmerzlich. Eine Antwort wartete sie nicht ab. Sie neigte den Kopf, faßte schnell nach dem nahen Türgriff und verschwand im Korridor.

Hanna hatte ihre Hand unwillkürlich fester auf den Arm ihres Mannes gelegt.

Immer, wenn sie von dieser Frau gehört, war ein Gefühl von Abwehr in ihr gewesen. Auch heute bei der Vorstellung; auch bei Tisch, als sie flüchtig herübersah und selbst mit ihren ungeübten Augen erkannte, wie künstlich die Schönheit in dem Matronengesicht festgehalten war.

Jetzt mischte sich plötzlich ein andres Empfinden darein. Etwas wie Mitleid. Und sie fragte hastig: „Fritz ... ist die Gräfin leidend?"

Er schwieg einen Augenblick. Auch in ihm bebte noch der wehe Klang der tiefen Frauenstimme nach.

Dann sagte er: „Das weiß niemand recht genau. Wohl nicht einmal ihr eigner Arzt, vermute ich.“ Und nach einer Pause: „Es gibt Leute, die behaupten, sie gebraucht Morphium. Wenn du sie heut abend beim Diner sehen würdest, wärst du sicher erstaunt. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sie dann aussieht wie ein Bild der Gesundheit. Und nun komm, Schatz — Frau Minona wird sonst unruhig und beklagt sich, daß ihr Kaffee alle Aurora verlöre, wenn er stehen müsse. Sie ist in Fremdwörtern manchmal merkwürdig.“

5

Herrenberg hatte sein Atelier in Siegmundshof. Als Junggeselle begnügte er sich mit zwei Zimmern im Atelierhause. Jetzt bewohnte das junge Paar eine Etage in der nahen Händelstraße.

Er hatte die Wohnung während der kurzen Brautzeit ganz nach seinem Sinn eingerichtet. Ein echtes Künstlerheim war sie so geworden, ohne Rücksicht auf Kosten geschmückt. Als damals, nach der ersten Sturmszene auf der Veranda, der Oberförster doch auch scharf betont hatte, Hanna sei ein armes Mädel, da hatte er dem Alten ins Gesicht gelacht: „Grad darum oder desto besser! Ich schere mich den Deubel um

Geld. Was ich brauch' — was wir brauchen, verdien' ich. Und wenn Sie's wissen wollen aus Sorge um die Hanna: ich hab' auch ein stattliches Pöstchen auf der Bank — und Aufträge in Hülle und Fülle dazu. Millionär bin ich natürlich nicht, aber was nicht ist, kann ja noch werden." Bei der Einrichtung seiner Wohnung schaltete er, als sei er's schon.

Hanna hatte sie erst gesehen, als sie von der Hochzeitsreise zurückkamen. Wie eine Staunende war sie durch die drei großen Salons und das mächtige Eßzimmer, das Musikzimmer gegangen; stumm hatte sie bald vor dem, bald vor jenem Prunkstück gestanden, vor einem wundervollen Empireschrank hier, vor dem breiten Büfett mit den flämischen gedrehten Säulen dort, vor einem prächtigen Gobelin, der die ganze eine Wand ihres Zimmers bekleidete, vor dem herrlichen Bechstein-Flügel, über den eine japanische Decke mit Goldstickerei gebreitet war. In den Ecken überall Bildwerke — eigne, Geschenke von Kollegen —, dazwischen große Arrangements blühender Gewächse, aus indischen und chinesischen Vasen und Schalen herauswachsend; an den Wänden Originalgemälde, dazwischen dann und wann eine Radierung, ein seltener Stich in ganz schlichtem getönten Rahmen; bric-à-brac auf den Kamin-

simsen, Bücher und Zeichnungen auf den Tischen, auf denen wiederum einzelne Blüten aus langstieligen, seltsam schimmernden Gallégläsern nickten. Und über dem allen ein gedämpftes Licht, das die phantastisch in den Stuck der Decke gefügten elektrischen Leuchten herabsandten.

Lange hatte sie nicht sprechen können, so märchenhaft wirkte das alles auf sie. Dann mit einem Male jubelte sie auf, rief wie ein Kind: „Hier sollen wir wohnen! So sollen wir wohnen! Wie die ... wie die Fürsten!" — und warf sich an seine Brust.

Er lachte. „Wir sind auch Fürsten!" Und dann zog er sie weiter bis in das Schlafzimmer. Das war sein besonderer Stolz. Möbel aus Zitronenholz, mattglänzend, mit silbernen Plaketten in den Flächen, jedes einzelne Stück ein Kunstwerk für sich — und unter dem hellen Himmel aus schwerem Brokat das riesige Bett aus der letzten Periode des Louis-Quinze-Stils. Ein Zufall hatte es ihm bei einem geschäftskundigen Antiquar in die Hände gespielt, der es eigentlich schon an die Fürstin Demidoff verkauft zu haben behauptete.

Und wieder stand sie wie eine Staunende. Und dann schmiegte sie sich an ihn und schüttelte ängstlich das Köpfchen. Sie konnte diese Pracht,

die nun ihr eigen sein sollte, nicht fassen. Verwirrend wirkte sie, nachdem der erste Rausch der Bewunderung vorüber war.

Aber auch das war bald überwunden, denn das Verständnis für die harmonisch einheitliche Schönheit des Ganzen wachte schnell in ihr auf. Nur wohnlich fand sie ihr Heim noch nicht, auch als sie nicht mehr fremd darin war.

Doch auch die Wohnlichkeit mußte ja kommen. Vielleicht gehörte auch zum Einleben nur ein bißchen guter Wille. Und vielleicht auch ein wenig Humor. War's denn nicht drollig, daß der Fritz an die einfachsten wirtschaftlichen Dinge nicht gedacht hatte! Wie leicht war dem abzuhelfen! Und wie spaßig, dummenjungenhaft entsetzt schlug er die Hände zusammen, als sie konstatierte, daß es in der ganzen Wohnung weder Besen noch Staubtuch gab!

Ueberhaupt — wie heiter war er! Immer voll frischen, sprudelnden Jugendübermuts! Da hatte Großväterchen warnend gemeint: „Schmaltierchen, Irrwisch, denkst du denn gar nicht an den Unterschied der Jahre?" Wenn sie nur wüßten, wie jung Fritz eigentlich innerlich war! — Und wie lieb und gut. Immer nur ihr einen Wunsch aus den Augen ablesen, immer nur ihr die Hände unter die Füße breiten! Nun ja . . .

Flitterwochen! Natürlich ... so konnte es ja nicht immer bleiben. So durfte, sollte es auch gar nicht bleiben. Der Ernst des Lebens, die Arbeit verlangten ja doch wieder ihre Rechte. Aber köstlich war sie doch, diese Flitterwochenzeit, wenn er sie im Arm hielt und bat: „Lach ein-mal, du Sonnenkind!“ Oder wenn sie beieinander saßen und Pläne schmiedeten, himmelragende Pläne, Märchenpläne mit verwunschenen Schlössern, in denen sie als Königin herrschen sollte.

Damals — war's nicht schon sehr, sehr lange her? — damals war dem jäh aufbrausenden Sturmpochen ihres Herzens immer eine zagende, eine abwehrende Scheu beigemischt gewesen. Als ob da drinnen eine Stimme warnte: ‚Er zwingt dich ja nur zur Liebe, weil er der Stärkere ist. Er fasziniert dich —‘

Heut konnte sie über diese Warnerin lächeln. Heut wußte sie es besser. Das war solch recht kleinjüngferliches Hirngespinst gewesen, diese Scheu. Eine echte richtige Mädchenfurcht — nichts weiter.

Ja — das Leben war schön! Goldig und sonnig war's, beglückend und berauschend.

Nur gar zu rastlos war es. Man kam nie recht zur Besinnung, kam zu keiner inneren Sammlung. Kaum die Zeit konnte sie sich ab-gewinnen zu den allernotwendigsten wirtschaft-

lichen Dingen ... und sie wollte es doch ernst nehmen mit ihren neuen Würden, sie wollte ihm das Heim doch lieb und vertraut machen.

Aber dann hieß es immer: „Das überlaß doch deinen Perlen, der ausgezeichneten Karoline, dem vortrefflichen Eduard! Komm, Schatz aller Schätze — du bist mir viel zu schade für des Lebens erbärmliche Prosa ..."

Keine Möglichkeit, einmal ein Buch zur Hand zu nehmen. Denn sicher kam er auf den Zehenspitzen angeschlichen und schloß es von rückwärts. „Diese dummen Bücher! Einer schreibt immer ein neues aus zehn alten. Aus dem Leben allein kann man lernen."

Auf der Reise — nun, auf der Reise hatte das ja nichts auf sich gehabt.

Aber jetzt wurde es doch etwas viel mit diesem hastenden, ruhelosen Leben. Vormittags ein paar Stunden in seinem Atelier — er konnte gar nicht mehr allein arbeiten, behauptete er; dann Besuche erwidern, Besuche empfangen; auf einen Stips, wie er es nannte, in eine Ausstellung, zu einem Kollegen, in irgendeinen Kaufladen; Toilette zu einer Gesellschaft — „schön bist du zwar immer, Hanna! Aber Frauen müssen sich gut anziehen, meine kleine süße Waldfee von allen Frauen am besten!" — ein end-

loses Diner, eine noch endlosere Soiree — oft recht öde — oder mit ein paar Bekannten im Hotel Monopole sitzen, bei Uhl oder Adlon!

Nicht selten stöhnte er selber. „Warum können wir nun nicht zu Hause sein? Zu zweien in unsrer Erkernische, und du legst deinen Kopf in meinen Schoß und ich löse langsam deine wunderschönen Flechten auf!“ Aber dann kam gleich wieder die Entgegnung: „Ja . . . warum können wir's nicht? Weil wir Sklaven des Lebens sind. Weil die Räder des großen Omnibus, genannt Allgemeinheit, unweigerlich über uns fortgehen, wenn wir unsern eigensten, unsern persönlichen Neigungen leben wollten. Sieh mal den Mölling an. Der kann viel, sehr viel sogar. Aber niemand kennt ihn. Niemand will etwas von ihm wissen. Warum? Weil er sich trotzig vor der Welt verbirgt!“

„Aber Fritz — seine Werke müssen doch für ihn sprechen.“

„Ach du allerliebster Kindskopf! Denk dir mal, der große Michelangelo wäre in Ritzebüttel geboren und nie aus Ritzebüttel herausgekommen — wer würde ihn dann bei Lebzeiten gewürdigt haben? Kein Mensch, schwör' ich dir. Vielleicht wäre hundert Jahre nach seinem Tode ein Kunstgelehrter gekommen und hätte ihn entdeckt, falls

die braven Ritzebütteler nicht schon vorher die unsterblichen Werke in den Klump hätten fallen lassen oder irgendwo als Werkstücke eingemauert hätten. Nur der Lebende hat recht, heißt es gar nun für uns Künstler von heute. Glaubst du, die Aufträge fliegen uns ins Haus? Ach du mein Abgottchen ... werben muß man um sie. Nach ganz oben, nach oben, nach der Mitte und nach unten muß man dienern."

„Du übertreibst ..."

„Ich spreche nur die traurige Wahrheit aus. An den großen allgemeinen Konkurrenzen kann sich natürlich Hinz und Kunz beteiligen, wenn er nämlich die nötigen Sepialappen dazu hat. Denn solch Modell zu irgendeinem Kaiser- oder Bismarck-Denkmal geht in die Tausende. Aber zu den engeren Konkurrenzen, bei denen man noch einige Chancen hat, wird man nur aufgefordert, wenn man bekannt ist ... und ganz im geheimen gesagt: zum Gewinnen gehören sogar gute Freunde, nicht nur gute Bekannte. Also ... es hilft nix, Schätzle ... schlüpf in dein schönstes Nixengewand und lächle heut abend für den alten Schlemmer Modderstedt dein sonnigstes Lächeln ..."

Manchmal kam in all dem Trubel ein Augenblick, in dem sie sich mit fast schmerzlicher Sehn-

sucht an Lugow erinnerte, an einen stillen Waldwinkel, an das Klopfen des Spechts im Holz, an einen Abend unter den Buchen. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und fing einen Brief an Großvater an. Aber es glückte ihr nie recht — fast stets zerriß sie den Bogen, kaum daß die erste Seite beschrieben war, und es blieb bei irgendeinem kurzen Gruß. Für das Leben, das sie führten, hätte der alte Herr ja doch kein Verständnis gehabt. Fritz tröstete ja auch: „Die erste Zeit ist die schlimmste, Sonnenkind. Wir kommen schon noch zu uns selbst, das wirst du sehen. Nur Geduld — Geduld — Geduld —"

Und es gab doch auch wirklich Stunden weihevollen Genießens. Nur nicht gleich mit dem Schicksal hadern. Nur nicht unzufrieden sein und undankbar!

Wie war ihr das Herz aufgegangen, als sie zum erstenmal sein Atelier betrat!

Zwei mächtige Räume, kirchengroß und hoch. Eine ganze Reitergruppe konnte man in dem Hinterraum aufbauen. Weißgetünchte Wände; im ersten Atelier, wo meist auch einige Schüler arbeiteten, die ganze eine Wand ein einziges Fenster; im zweiten Oberlicht — dahinter noch ein kleines lauschiges Schmollwinkelchen mit Teppichen und türkischen Diwans.

Es war augenblicklich nicht viel in dem Atelier zu sehen. Eine Büste des Herzogs von Altenberg, ein paar Medaillons, eine angefangene Prometheus-Gruppe, etliche Hermen. Serrenberg hatte in den letzten Monaten noch verkauft, was irgendwie zu verkaufen war, und er hatte Glück dabei gehabt. Hanna aber wollte viel von ihm sehen. Auf der Reise hatte sie in München mit etwas scheuem Gefühl vor seiner Zentauren-Gruppe gestanden, jetzt in der Nationalgalerie seine Juno kennen gelernt und sie naiv bewundert, während er ein wenig mißgelaunt meinte: „Seit ich neulich wieder die Ludovisierin im Thermenmuseum sah, mag ich das Ding nicht mehr recht. Flau und gekünstelt ... ja, die Alten!“

Aber jetzt ging er mit frischer Kraft an die Arbeit. Sie saß in irgendeinem Winkelchen und schaute zu. So sah sie ihn am liebsten, so fand sie ihn am schönsten: im weißen Arbeitskittel, schaffend; das Gesicht vom scharfen Sinnen in jedem Zug gespannt; die Brauen über der Adlernase zusammengezogen. Und wie ihm das kleine erste Modell zu dem Kleist-Denkmal unter den Händen wuchs! Es war schon richtig, was der Kollege Klughardt in ihrer Gegenwart zu Fritz gesagt hatte: „Ja, mein Alterchen ... mit

deiner Leichtigkeit im Schaffen kommen wir alle nicht mit . . ."

Eine Stunde, auch anderthalb ging's so. Manchmal mußte sie ganz still sein, manchmal rief er sie heran, fragte nach ihrer Ansicht, neckte sich ein wenig mit ihr herum, warf mit kleinen Tonkugeln nach ihr und wollte sich totlachen, wenn sie das Gesicht mit beiden Händen schützte. Dann, nach einer kurzen Pause, einem Schinkenbrot und einem Riesenglas Weißbier — zuerst hatte sie vor dem Ungeheuer, das ihre Hände nicht umspannen konnten, geschaudert — kam sie selbst an die Reihe. Heute wollte er ihren Kopf haben, morgen ihre Hand. Immer anders, immer rückte er mit neuen Ideen heraus. Ein halbes dutzendmal konnte er an einem Vormittag ihr Haar umordnen. Es war bisweilen recht anstrengend. Aber das waren doch die schönsten Stunden. —

Jetzt war er mit dem Käthchen von Heilbronn beschäftigt, die er, als Kleists volkstümlichste Gestalt, zum Mittelpunkt der Gruppe am Sockel des Denkmals gewählt hatte.

„Die soll mir keiner nachmachen!" rief er, als er kaum begonnen. „Denn keiner hat ein Käthchen wie ich! Du weißt's natürlich gar nicht, Hanna, daß du das schönste, lieblichste Käthchen-

Modell bist, das es in allen deutschen Landen gibt!"

Als sie ihm stand, im kurzen Rock, mit bloßen Füßen, kam eines Mittags die Gräfin in das Atelier.

Serrenberg hatte Weisung gegeben, niemand vorzulassen. Aber der Portier bezog selbstverständlich den Befehl nicht auf die Gräfin Wiggersen; wie oft war früher eine gleiche Anordnung getroffen worden, ohne für sie zu gelten.

So stand sie plötzlich zwischen den Türpfosten, die Lorgnette vor den Augen, nickte und sagte: „Ich störe doch nicht? Guten Tag beiderseits!"

Hanna erschrak heftig, wurde rot, duckte sich, wollte die rosigen Füße unter dem Rocksaum verstecken, schnellte dann doch gleich wieder auf, um in den kleinen Nebenraum zu flüchten. Es mochte wohl sehr drollig aussehen, wie sie die Röckchen mit beiden Händen faßte und zu strecken versuchte. Jedenfalls lachten beide, Serrenberg und die Gräfin, und schließlich lachte Hanna mit, als er ihr ein komisch-gebietendes „Halt!" zurief . . .

„. . . dein Antlitz speit ja Flammen —
Du nimmst dir gleich ein Tuch um, Katharina!"

„Es geht wohl auch ohne Tuch, Frau Hanna — bitte." Gräfin Ulla trat näher und reichte ihr die Hand. „Wenn Sie sich aber genieren, ob-

wohl's wirklich unnötig ist, lass' ich die Lorgnette beiseite ... dann bin ich ja mit Blindheit geschlagen. Schade wär's freilich ... nach dem, was ich doch schon gesehen habe ... Guten Tag nochmals, Professor. Ich komme ... ja, weshalb komme ich eigentlich ... ich habe so mancherlei auf dem Herzen ..."

Sie hatte schnell und sehr lebhaft gesprochen. Hanna sah wohl, sie war innerlich erregt. Aber sie sah auch, wie ganz anders die Gräfin erschien als bei dem Frühstück im Tarchowschen Hause. Der Zug des Leidens war verschwunden, das feine interessante Gesicht machte trotz der weißen Haare einen fast jugendlichen Eindruck, und die schönen Augen leuchteten. Nur um die Lippen zuckte es dann und wann nervös.

„... ja so! Also vor allem, lieber Professor, fortfahren! Bitte, Frau Hanna — fortfahren! Sonst geh' ich gleich wieder. Aber lieber setz' ich mich hier ganz gemütlich in dies Eckchen, schau zu, freue mich und plaudere wie in alten Zeiten. Darf ich?"

Serrenberg hatte einen Stuhl herangeschoben. Er verbeugte sich etwas formell, und seine Brauen waren ein wenig mißmutig zusammengezogen. Die gute Laune, in die Hannas Fluchtversuch ihn versetzt hatte, schien verflogen. Aber er trat

doch wieder an das Modell heran: „Bitte, liebe Hanna —“

Sie nahm ohne Ziererei ihre Stellung ein.

„... bildhübsch! Ich sag's nicht aus leerer Schmeichelei. Ich gratuliere, Serrenberg. Sie müßten ein elender Kitschstümper sein, wenn Ihnen das Käthchen nicht glückte. Es wird glücken.“ Noch immer sprach sie hastend, nun doch wieder mit der Lorgnette vor den Augen: „Wirklich, Frau Hanna — ich darf doch so sagen? — bildhübsch und ganz Käthchen. Wenn ich mir einen Rat erlauben darf, Professor, etwas mehr en face ... Ja so ... weshalb ich komme. Also zunächst, um Ihnen beiden mein Bedauern auszudrücken, daß wir uns herüber und hinüber verfehlten. Dies leidige Berlin! ... Dann wollte ich Sie bitten, Donnerstag bei mir zu essen. Können Sie ... schön! Sie treffen nur ein paar Bekannte, Serrenberg — Exzellenz Mohlband unter anderm, der, glaub' ich, für eine Marinekirche in Wilhelmshaven was für Sie in petto hat. Ich dachte mir, es würde Ihnen lieb sein, mit ihm an drittem Ort zusammenzutreffen ... Ja — und dann: dann möchte ich mich bei Ihnen zu einer Tasse Tee einladen, Frau Hanna, wenn es nicht unbescheiden ist. Tag und Stunde bestimmen Sie, bitte. Ich brenne nämlich vor

Neugier, Ihr Heim zu sehen und Sie darin — um's ganz grad' heraus zu sagen —"

Es lag etwas Forciertes in der Art, wie Gräfin Ulla sprach. Serrenberg nagte an der Unterlippe: er kannte diese Stunden, in denen sie so besonders angeregt und frisch erschien. Hanna fühlte wenigstens, daß die schöne Frau dort im Lehnstuhl unter irgendeinem Zwang stand. Aber sie fühlte auch das herzliche Bestreben heraus, liebenswürdig sein zu wollen.

„Gnädigste Gräfin ... vielleicht Dienstag um sechs Uhr? Dann bin ich sicher zu Hause ... denn sonst ... Fritz hat so viel vor ..."

Die Gräfin lächelte: „Das glaub' ich, Frau Hanna. Ich kenne ja die Unruhe Ihres gestrengen Herrn. Lassen Sie sich die — und ihn nicht über den Kopf wachsen. Jawohl, lieber Professor ... machen Sie nur Ihr überlegenes Gesicht! Das kenne ich auch. Sie rechnen immer mit Ihren unverwüstlichen Nerven, aber Sie müssen jetzt auch an die Kräfte Ihres Frauchens denken."

„Werd' ich schon tun!" Serrenberg knetete mit ungeduldigen Fingern in einem ganz unmotivierten Tonklumpen herum.

„Um mich braucht er sich nicht zu sorgen, Gräfin," sagte Hanna schnell. „Ich bin im Wald und in der frischen Luft aufgewachsen und kern-

gesund. Ich halte noch mehr aus als das bißchen Berliner Hast."

„Das hab' ich auch einst gedacht, Frau Hanna —" Gräfin Ulla brach plötzlich ab. Einen Augenblick war Schweigen zwischen den dreien. Man hörte nur das Klatschen einzelner Tonstückchen, die Serrenberg auf den Boden warf. Dann richtete er, zum ersten Male, das Wort an sie:

„Ich hörte, Frau Gräfin — Sie planen eine große Reise — nach Nordafrika sagte, glaub' ich, unser trefflicher Tarchow."

In den Worten lag nichts Auffälliges. Aber der Ton war so eigen, daß Hanna unwillkürlich die Stellung veränderte, ihren Mann fast erschrocken ansah und dann die Gräfin.

Deren Augenglas schien ihrer Hand entglitten zu sein; es klirrte gegen die Chatelaine. Sie tat einen tiefen Atemzug. „Jawohl —" sagte sie darauf, ohne Serrenberg anzusehen. „Tarchow hat Ihnen ganz recht berichtet. Ich wollte nach Tunis, ich will es noch. Aber Sie wissen wohl auch aus eigner Erfahrung, wie schwer es oft ist, sich loszulösen. Ich komme nicht frei und nicht fort."

Es klang wieder pitsch! — patsch! von den Tonklümpchen. Dann lachte Serrenberg: „Ja —

so mag es wohl sein. Früher freilich war bei Ihnen Entschluß und Ausführung oft genug eins, meine gnädigste Gräfin. — Hanna, ich glaube, es ist genug für heute. Ich möchte nicht, daß du dich überanstrengst."

Sie blieb doch noch einen Moment unbeweglich stehen, ganz von dem einen wehen Gedanken erfüllt: ‚Was bedeutet das? War das nicht geradezu brutal von Fritz? Warum tat er ihr das? Und warum antwortet sie nicht ... oder steht nicht auf und geht, um nie wiederzukommen?'

An die Seite der Gräfin hätte sie eilen mögen — und rührte sich doch nicht. Wieder war beides in ihrer Seele: Abwehr — sie wußte selbst nicht gegen was! — und Mitleid. Schmerzliches Mitleid mit einer Leidenden.

Es lag wie elektrische Spannung in der Luft.

Ulla sah starr vor sich hin. Gleich einem Bilde von Stein saß sie da. Nur ihre Brust hob und senkte sich bei den raschen Atemzügen.

‚Hat sie denn keinen Stolz?' dachte Hanna. ‚Gar keinen Stolz ... diese Frau!'

Plötzlich lachte die Gräfin auf und erhob sich. „Sie sind recht schlechter Laune, gestrenger Herr. Einfach schlechter Laune, und man darf Sie nicht ernst nehmen. Sie und die ... wenig höfliche Art, in der Sie alte Freunde behandeln. Diese

Künstler! Frau Hanna, ich warne Sie: Halten Sie ihn kurz! Und nun Addio ... um Himmels willen, nicht mit den nackten Füßchen über den Zement! Ich komme zu Ihnen, um Ihnen die Hand zu geben. So! Der Professor kriegt heut keine Hand. Bessern Sie sich, Sie garstiger Mann, der Sie sind ... Addio ..."

Hinaus war sie. Der Kelim fiel hinter ihr zu.

Pitsch! Patsch! klang es wieder. Der Professor bombardierte förmlich.

Hanna hatte sich gesetzt und streifte langsam die Strümpfe über. Die Eindrücke der letzten Minuten bebten in ihr nach. Sie konnte das alles nicht fassen, nicht verstehen: nicht die Art ihres Mannes, nicht das stille Dulden der Gräfin, nicht die Unnatur ihres Abschieds. Unwillkürlich sah sie auf ihre eigne Hand. Wie schmerzlich fest hatte Gräfin Ulla die umspannt! Fast als ob sie damit Hanna zur Teilnahme, zur Mitdulderschaft aufrufen wollte.

Serrenberg murmelte verdrießlich allerlei vor sich hin, während er die Hände reinigte. Dann ging er in den kleinen Nebenraum, um sich umzukleiden.

Als er zurückkam, saß Hanna immer noch auf derselben Stelle. Sie hatte den Kopf in beide Hände gestützt und sah erst auf, als er dicht neben sie trat.

„Nanu?“ sagte er erstaunt. „Was ist dir denn? Du hast ja ganz feuchte Augen . . .“

Da sprang sie auf, impulsiv, und klammerte sich an seinen Arm. „Was hattest du nur, Fritz? Was hast du gegen die Gräfin, Fritz?“ bat sie. „Es war so merkwürdig — so unerklärlich!“

Er lachte unfroh. „Das . . . liebe Hanna . . . das laß nur auf sich beruhen.“

Einen Augenblick zögerte sie. Dann schüttelte sie den Kopf. „Wie kann ich das, Fritz? Ich soll doch mit der Gräfin verkehren. Da muß ich doch wissen . . . wie ich mich zu ihr stellen soll.“

„Ach . . . das macht sich schon von selbst . . . Und nun komm, bitte . . .“ Es klang sehr ungeduldig.

„Aber Fritz . . . du hast selbst gesagt, sie sei deine großmütige Wohltäterin. Und nun warst du geradezu unhöflich, beleidigend zu ihr . . . und sie ertrug das . . . wies dich nicht zurück. Du mußt mir den Zusammenhang erklären.“

„Gar nichts muß ich!“ brauste er auf.

Ihre Arme sanken herab, so erschrak sie. Es waren die ersten heftigen Worte, die sie aus seinem Munde hörte, und sie schnitten ihr tief ins Herz.

Mit langen schweren Schritten durchquerte er ein paarmal den großen Raum. Sie rührte

sich nicht. Nur ihre Augen folgten ihm von einer Wand zur andern.

Endlich kam er wieder zu ihr heran.

„Sei nicht böse, Schatz!" bat er. „Mir lief die Galle über ... Großvater ist gewiß auch mal heftig geworden ... was?"

Sie nickte. „Ja ... gewiß! Großvater wurde sogar sehr leicht einmal heftig. Nur ... das war doch etwas ganz andres."

„Sieh, Hanna, ich kann dir das wirklich nicht gut erklären," fuhr er ruhiger fort und griff nach ihrer Hand. „Solch eine persönliche Sache. Es gibt eben eine Art von Großmut, die einen nachträglich zur Verzweiflung bringen kann, wenn sie einem immer wieder vor Augen geführt wird. Eine Klettengroßmut sozusagen. Das läßt nicht locker. Das predigt immer, auch ohne Worte: ‚Vergiß nicht, was ich dir war, was ich für dich getan habe.' Verstehst du mich?"

Sie nickte wieder. Doch dann sagte sie: „Ja, Fritz ... nur kann ich's nicht auf die Gräfin anwenden. Solche Großmut könnte ich mir nur hochmütig und aufdringlich vorstellen. Die Gräfin aber hatte geradezu etwas Rührendes."

„Du kennst sie nicht, Hanna. War's denn nicht aufdringlich genug, daß sie unaufgefordert herkam, uns einlud, sich bei dir ansagte ..."

Hanna sah ihn mit ihren großen klaren Augen an.

„Wenn du das findest, dann mußtest du doch gleich ablehnen," sagte sie.

Er schüttelte unmutig den Kopf. „Wie du klug bist! Als ob das so ginge. Da hatte sie doch gleich Exzellenz Mohlband beim Wickel, und sie weiß ganz genau, wie wertvoll mir ein Auftrag von ihm sein muß. Ueberhaupt, liebste Hanna, das ist's ja eben: verderben, ganz verderben darf ich's nicht mit ihr. Ueberall hat sie Stimme und Einfluß ... überall! Denkst du etwa, ich hätte die geringste Aussicht, in der Konkurrenz um das Kleist-Denkmal zu gewinnen, wenn sie dagegen wäre?"

„Aber so unedel kann sie doch nicht sein. Und wenn dein Werk das beste ist, dann mußt du doch gewinnen."

Diesmal lachte er herzlich. „Ach du süßes Schäfchen! Mit deiner köstlichen Wald- und Forsthausnaivität würdest du weit kommen. Nein, wirklich — das verstehst du nicht."

Seine Laune schien zurückzukehren. „Mach doch nicht solch erstaunte Augen. Gut — besser — am besten: das sind alles in der Beurteilung dieser Denkmalskomiteeleutchen ganz relative Begriffe. Sie verstehen ja wirklich auch nicht den

blauen Dunst davon. Pah —! Man muß sich eben durchwinden, muß nicht nur Gutes schaffen, sondern auch alle Wege benutzen, um das Gute durchzudrücken. Und nun genug davon. Wir gehen jetzt nach Hause, und du machst fix Toilette, und dann fahren wir nach Karlshorst. Letzter Renntag heute. Aber erst —"

Er umfaßte sie plötzlich, hob sie hoch, schwenkte sie im Kreise — „wie leicht du bist, du Schmaltierchen, würde Großväterchen sagen" — drückte sie an sich, küßte sie stürmisch. „Laß die dummen Gedanken! Lieb wollen wir uns haben. Lachen sollst du! Willst du wohl gleich lachen! Solch Racker! Willst du wohl?"

Und da lachte sie ihn wirklich an —

Hatte er denn nicht recht? Die dummen Gedanken ... das war ja Unsinn. Sich liebhaben ... das ist alles ...

6

Gabriele Tarchow war nicht sehr angenehm davon berührt, daß sie bei ihrem Besuch Hanna nicht allein traf. Es saß da im Empiresalon der jungen Frau der Bildhauer Heinrich von Gerden gegenüber, machte seine berühmten schönen Augen und war allem Anschein nach auf bestem Wege, einen kleinen Flirt anzubahnen. Er drehte, wie

immer, kokett an seinem hübschen blonden Schnurrbärtchen und plauderte süß über alles mögliche und unmögliche.

Immer, wenn Gabriele ihm begegnete — und da beide viel ausgingen, begegneten sie sich sehr oft —, ärgerte sie sich über ihn. Sie gab sich auch kaum noch Mühe, ihre Abneigung zu verbergen, und ärgerte sich noch mehr, daß er das gar nicht zu bemerken schien oder doch völlig ignorierte.

Auch heute begrüßte er sie, wie man eine besondere Gönnerin begrüßt, zumal wenn diese jung und hübsch ist. „Das ist ja aber ein glückliches Zusammentreffen, gnädigstes Fräulein! Ich war gerade heut im Begriff, meinen langgehegten Vorsatz auszuführen, Ihrer verehrten Frau Mama meinen Besuch zu machen —"

Sie erwiderte gar nichts, sah sogar an seiner leicht angehobenen Hand vorbei, grüßte nur mit einer ganz flüchtigen Kopfneigung und setzte sich zu Hanna: „Ich komme persönlich, gnädige Frau, um für die Einladung zu Ihrem Atelierfest zu danken, auch im Namen meiner Eltern. Wir werden uns selbstverständlich die Ehre geben."

„Und Sie werden doch auch bei den kleinen Aufführungen mitwirken?" fragte Hanna. „Wir sprachen soeben davon. Mein Mann hat

Herrn von Gerden um seine Unterstützung bei den Arrangements gebeten."

Dies unglückliche Atelierfest! Hanna schwirrte seit Tagen der Kopf, wenn sie nur daran dachte. Aber Serrenberg hatte sich nun einmal vorgenommen, mit diesem Fest gleichsam sein Haus zu eröffnen. Ganz im großen Stil. An zweihundert Einladungen waren ergangen — darunter mindestens zwei Drittel an Gäste, die Hanna nicht einmal dem Namen nach kannte. Gestern hatte Fritz ihr zwei dieser Einladungen gezeigt, die zurückgekommen waren mit dem postalischen Vermerk: „Adressat verstorben," und als sie ihn mit großen Augen angesehen, lachte er sie aus: „Nun, was ist denn dabei! Komisch ist es — weiter nichts. Ich hab' doch besseres zu tun, als alle Todesnachrichten in der ‚Kreuzzeitung' durchzustudieren." Manchmal war es wirklich nicht leicht, ihn zu verstehen.

„Herr von Gerden hat jedenfalls Uebung in derartigen Arrangements," erwiderte Gabriele. Mehr aus dem Ton als aus den Worten klang eine leichte Ironie. Aber der junge Bildhauer beachtete das gar nicht. Er nickte freundlich: „Einigermaßen, gnädigstes Fräulein. Man ist nicht umsonst in München auf der hohen Schule gewesen —"

„. . . wenn ich mich recht erinnere, Herr von Gerden, sagten Sie einmal, daß Sie in Isar-athen recht wenig gelernt hätten —"

„Stimmt auch ganz genau. Für meine Kunst. Aber die Münchner Künstler- und Atelierfeste sind wirklich unübertroffen und unübertrefflich —" er wandte sich an die Hausfrau — „oder waren es, wenn nämlich Sie und Ihr Herr Gemahl sie nicht schlagen, gnädige Frau."

„. . . was ja mit Ihrer Unterstützung nicht schwer werden wird." Gabriele ärgerte sich, so-wie sie es gesagt hatte. Wieder hatte sie sich fortreißen lassen, wo sie ihn doch ganz ignorieren wollte, hatte sich wieder herausreißen lassen aus ihrer kühlen Ueberlegenheit, die ihre beste Rüstung war.

Und er verbeugte sich ein wenig, als ob sie ihm eine besondere Schmeichelei gesagt hätte. „Man wird tun, was möglich ist. Auf alle Fälle haben wir einen Kranz selten schöner Frauen und Mädchen zur Verfügung, und das ist schon halbes, nein, dreiviertel Gelingen."

Sie wartete: ‚Jetzt kommt er mit irgendeiner besonderen, mir zugedachten Aufgabe heraus,' dachte sie und freute sich darauf, recht gelassen abzulehnen. Aber er stand auf, küßte Hanna die Hand: „Meine Zeit ist leider abgelaufen. Hoffent-lich bringt Ihr Herr Gemahl recht gute Nach-

richt vom Herzog, dem hohen Protektor des Kleist-Komitees, heim —", machte seine Verbeugung nach der andern Seite und empfahl sich.

Gabriele saß wie eine Statue.

Erst als die Tür sich hinter Gerden geschlossen hatte, wandte sie sich an Hanna: „Ich komme noch in einem besonderen Auftrag von Papa. Er läßt nämlich bitten, ganz über ihn zu verfügen. Was Sie an Kostümen und Ausstattungsstücken gebrauchen, steht alles zu Ihrer Verfügung. Nur eine genaue Liste möchte der Herr Professor frühzeitig senden. — Und nun, gnädigste Frau: wie geht es Ihnen? Ich hörte neulich, Sie seien nicht recht wohl?"

Hanna lächelte ein wenig müde. „Es war nicht der Rede wert. Wir wurden auf dem Rennen von einem tüchtigen Regen überfallen, und da hab' ich mich wohl erkältet."

Mit ihren großen klugen Augen sah Gabriele sie aufmerksam an. „Nehmen Sie es nicht zu leicht, gnädige Frau. Sie sehen wirklich noch ein wenig elend aus. Und dabei Besuche empfangen und jedes Geschwätz anhören müssen . . ."

„O —", machte Hanna erstaunt. „Sie sind hart. Herr von Gerden plauderte heiter und harmlos."

„Der Salonplastiker! Das ist nämlich der nom de guerre, den sie ihm in München an-

gehängt haben, wo man erbarmungsloser ist als hier."

„Ich kann darüber nicht urteilen," sagte Hanna ausweichend. „Ich kenne Herrn von Gerden zu wenig und seine Kunst gar nicht."

„O, er macht ganz nette, zuckersüße Porzellanfigürchen —" Und wieder verdroß es Gabriele, daß sie sich hatte fortreißen lassen. Es lag sonst so gar nicht in ihrer Art, vorschnell mit ihrem Urteil herauszukommen, und sie fühlte auch, gerade diese junge Frau mußte das besonders befremden. So suchte sie den Uebergang zu einem andern Gesprächsstoff, bewunderte einige Orchideen auf dem Tisch und die zierliche Vase, in der sie standen, fragte nach Hannas Heimat und ob sie nicht Sehnsucht habe nach dem immergrünen Forst und der weiten Schneefläche —

Das war ein Thema, durch das sich Hanna stets angeregt fühlte. Sehnsucht, nein! Nicht was man so gemeinhin Sehnsucht, Heimweh nennt. Dazu mußte ihr eignes Heim ihr ja zu lieb sein. Aber ihre Augen leuchteten doch auf, als sie von dem stillen, friedlichen Forsthaus sprach und dem geliebten alten Herrn darin, von der Futterstelle, wo jetzt die Rehe sich wohl versammelten, seit der Schnee lag, von den Hunden, mit denen sie so vertraut gewesen war,

und von dem Dorf unten zwischen den Wiesenbreiten.

‚Das ist ja eine kleine Poetin,' dachte Gabriele. ‚Nicht ganz mein Genre. Aber wie hübsch sie aussieht, wenn sie warm wird. Und vielleicht hat sie sogar recht. Vielleicht ist all unser Großstadtleben reizlos im Vergleich zu jenen stillen Freuden —'

Dann wollte sie gehen. Aber da kam gerade Serrenberg zurück. Im Frack, mit allen Orden. Sichtlich angeregt und erfreut.

Hanna war aufgesprungen. ‚Wie ein großes Kind,' dachte das junge Mädchen wieder. ‚Wie ein Kind vor der Weihnachtsbescherung. Wie ein Backfisch, der sich zum ersten Male verliebt hat.'

„Nun, Fritz? Der Herzog war gnädig und zufrieden?" Sie hatte im Augenblick wirklich ihren Besuch ganz vergessen. Nur den frohen Ausdruck im Gesicht des geliebten Mannes sah sie, den selbstbewußten Glanz in seinem Blick.

Aber der Professor vergaß Gabriele nicht. „Sie wollen aufbrechen? Nein — nun gerade nicht. Ich will Ihnen auch etwas zeigen, was außer Seiner Hoheit dem Herzog und mir noch niemand gesehen hat. Bitte, Hanna, stell mal die Blumen fort —"

Und er entfaltete auf dem Tisch die Rolle, die er unter dem Arm trug. Es war die Skizze

des Kleist-Denkmals. Mit beiden Händen hielt er das große Blatt fest.

„Hier, Fräulein Gabriele — Hanna, so sieh doch nur. Das hat der Herzog eigenhändig hineingezeichnet — da, diese Figur der Penthesilea —"

Eifrig sprach er weiter. Er erklärte, wie der Gedanke, diese Gestalt mehr in den Vordergrund zu rücken, ihn zuerst überrascht habe; wie er sich nun aber überzeugt fühle. Dazwischen wieder, wie lebhaft und eingehend der hohe Herr sich für das ganze Denkmal interessiere, welche Fülle von neuen Anregungen er dieser Audienz verdanke. Wie gnädig es überhaupt gewesen sei, ihn zu empfangen, da er doch nur einer der Mitbewerber in der Kleist-Konkurrenz sei. „Ihren Papa wird das sehr interessieren, gnädiges Fräulein! Ich wollte, er wäre dabei gewesen. Sie glauben gar nicht — Sie alle beide —, wie natürlich, wie menschlich anteilsvoll der Herzog wieder war. Ueber alles mögliche sprach er." Serrenberg lachte fröhlich. „Auch über dich, Hanna. Er fragte nämlich, wie ich mir als junger Ehemann denn vorkäme! Jung?! Na — es macht sich! Jeder ist so jung, wie er sich fühlt —"

Während Serrenberg lebhaft sprach, immer über die Zeichnung gebeugt, bemerkte er gar nicht, wie die beiden Zuhörerinnen unter einem gemein-

samen Eindruck die Augen hoben und sich ansahen. Ganz unwillkürlich und dann überrascht, daß sie sich den gleichen Gedanken von den Stirnen ablasen. Den gleichen Gedanken, der doch aus ganz andern Empfindungen heraus geboren war.

Denn bei Gabriele war's kaum verhohlener Spott, der die Lippen krauste. Bei Hanna war's ein Gefühl der Beschämung; so stark überflutete es sie, daß sie den Kopf schnell wieder beugte, um ihr Erröten zu verbergen.

Gabriele faßte sich schnell. Sie sprach einige nichtssagende Worte — „wirklich sehr interessant, Herr Professor. Werd's Papa genau berichten — er kommt wohl auch in den nächsten Tagen zu Ihnen —" und empfahl sich. Als sie Hanna die Hand drückte, mochten sich beide nicht ansehen.

Dann waren die Gatten allein.

Der Professor rollte die Zeichnung zusammen. Seine Stirn hatte sich nun doch umwölkt, und er strich ein paarmal hastig über seinen Vollbart.

„Nun ... Hanna ...?"

Sie hatte Gabriele bis zur Tür begleitet und war dort stehen geblieben. Unschlüssig und zag, wie noch selten in ihrem jungen Leben.

Der Großvater war Fürstendiener ohne alle Nebengedanken. Ihm waren im Grunde seines Herzens all die modernen „Firlefanzereien" — konsti-

tutionelle Monarchie, Volksvertretung, Wahlen — verhaßt; das einzig Richtige erschien ihm der absolute Monarch. „Einer muß befehlen, die andern müssen gehorchen — Punktum!“ In diesen Anschauungen war Hanna aufgewachsen; etwas vom alten Preußentum war auch auf sie übergegangen. Und durchaus unkritisch veranlagt, fragte sie sich jetzt, wo der erste Eindruck sich schon abgeschwächt hatte: ‚Hat dein Mann nicht recht? Wenn's der Herzog, der doch nun einmal der Protektor des Komitees ist, so will ...‘

Aber es lebte doch auch noch ein andrer Gedankengang in ihr, und auch der knüpfte wieder ganz naiv an den Großvater an. Sie stellte sich ihn vor, wie er von seinem geliebten König und Herrn einen Befehl erhielt, der ihm ganz contre cœur ging. Es sollte etwa irgendein Schlag abgeholzt werden, den er zu erhalten für seine Pflicht hielt. Und da sah sie ihn vor sich, wie er grollte: „Euer Majestät halten zu Gnaden ... aber ...“

„Nun, Hanna!“ fragte Serrenberg zum zweiten Male. „Du sagst ja gar nichts!“

Es stritt noch immer in ihr. Sie konnte sich nicht zurechtfinden, und sie fühlte doch auch ihr Laientum. Was verstand sie denn eigentlich von diesen ernsten Kunstfragen?

So ging sie langsam wieder zum Tisch zurück, ohne aufzusehen, und meinte zögernd: „Ja, Fritz ... sei nicht böse ... ich muß doch daran denken, daß du schon früher einmal die Penthesilea mehr in den Vordergrund stellen wolltest. Du hast das dann aber gleich aus guten Gründen verworfen ... weil die Gestalt doch nie irgendwie volkstümlich geworden ist, weil Penthesilea eigentlich immer Buchdrama geblieben ist. Siehst du ... und da wundert's mich natürlich, daß du dich so schnell zu einer andern Ansicht bekehrt hast ..."

Er warf den Kopf zurück. „Es wird auch so sehr hübsch —"

„Ja — daran zweifle ich nicht. Aber ... verzeih die Frage ... wenn dir nun ein andrer als der Herzog den Vorschlag gemacht hätte?"

„Ach, du liebes Närrchen! So meinst du das! Na, wir sind ja unter uns: dann würde ich mich natürlich dreimal besonnen haben. Ist ja übrigens eitel Spiegelfechterei, Wortklauberei: der Protektor des Komitees ist's eben, der die Veränderung wünscht."

Allmählich wuchs ihre Sicherheit. „Es ist doch aber eine rein künstlerische Frage, Fritz. Und ich meine, da könne doch nur dein eignes künstlerisches Gefühl, dein eignes künstlerisches Bewußtsein entscheiden —"

Einen Augenblick starrte er sie ganz verständnislos an. Dann lachte er laut auf. „Daß ich ein Narr wäre. Nee, Hanna! Wie denkst du dir das eigentlich? So etwa mit Männerstolz vor Fürstenthronen? ‚Königliche Hoheit halten zu Gnaden! Ich bin ein freier deutscher Künstler! Gegen meine Ueberzeugung kann ich nicht. Hier stehe ich, Gott helfe mir ...' und so weiter, und so weiter. Liebste Hanna, sei du froh, daß dein Mann nicht so kindlich, nicht so dumm ist. Die Penthesilea kommt vorn hin, und sie reckt den Arm, wie Seine Hoheit das gezeichnet hat — verlaß dich drauf!"

Hanna stand ganz still, mit gesenktem Kopf.

Jetzt wußte sie mit einem Male, was der Großvater gesagt haben würde, wenn ihm sein geliebter König befohlen hätte, gegen sein Gewissen zu handeln. „Euer Majestät halten zu Gnaden. Euer Majestät haben zu befehlen. Der Schlag wird gefällt. Aber Euer Majestät wollen Allergnädigst verzeihen, wenn ich um meinen Abschied einkomme."

Und nun kroch die Scham, die sie zuerst empfunden hatte, wieder in ihrer Seele empor, und mit ihr das unsäglich wehe Gefühl: wie klein ist der Mann — dein Mann, den du für so stark und so groß hieltest. Auf den du so stolz warst —

Fast körperlich schmerzte es sie. So sehr überwältigte es sie, daß sie sich mit beiden Händen auf die Tischplatte stützen mußte. Die Lippen preßte sie fest zusammen und das Kinn gegen den Kragen. Nur ihn jetzt nicht ansehen müssen —

Sie war eine schlechte Schauspielerin. Er fühlte auch ohne Worte, was in ihr vorging. ‚Zu dumm, zu ärgerlich, daß ich mich fortreißen ließ,' dachte er. ‚Wirklich . . . sie ist noch eine rechte kleine Närrin — ein richtiges Kind. Man sollte ernste Dinge überhaupt nicht mit ihr besprechen — wenn sie alles gleich so tragisch nimmt.'

„Uebrigens —," sagte er laut. „Uebrigens faßt du die ganze Sache denn doch falsch auf, liebe Hanna. Recht falsch. Wenn es sich um tiefgehende Gegensätze handelte, so würde ich selbstverständlich meine Ueberzeugung zu vertreten wissen. Und wie! Aber so liegt es nicht. Es handelt sich um eine Nebenfigur — ein Ornament, sozusagen, eine Arabeske im Verhältnis zu dem ganzen Werk. Da hat schließlich die eine Ansicht ihre Berechtigung und die andre auch — und meist auch noch eine dritte und eine vierte. Verstehst du, Hanna? Na ja... und dann geht es ohne Kompromisse überhaupt nie ab. Nie,

sag' ich dir. Jeder Hinz und Kunz von dem Denkmalkomitee hat seine Sonderwünsche und verlangt, daß denen Rechnung getragen wird. Dann kommen die Herren Preisrichter und geben ihren Senf dazu und stellen ihre Umänderungsbedingungen, manchmal bloß, damit man doch sieht, daß sie nicht umsonst zu Gericht gesessen haben. Und schließlich kommt die Ausstellung der Modelle, mit ihr die öffentliche Kritik, und die setzt manchmal auch noch dies und das durch. Nee, liebe Hanna, so wie du dir das denkst, ist es eben in der Praxis nicht. Und da will ich doch noch hundertmal lieber einem so gütigen, kunstfreundlichen Herrn, wie der Herzog es ist, den Gefallen tun als all dem Krethi und Plethi! ... Hab' ich denn nicht recht?"

‚Hat er recht?' dachte Hanna wieder. ‚Es klingt ja alles so schön und richtig, was er sagt.'

„Gib mir 'n Kuß, Schatz. Brumme nicht —"

‚Könnt' ich ihm doch an den Hals fliegen! Könnt' ich's doch!'

Sehnsüchtig hob sie den Kopf. Aber da sah sie in seinen Zügen, in seinen Augen etwas, das ihr ganz neu und fremd war, das sie erschreckte.

Ein Aufblitzen war's — ein Flackern unter den buschigen Brauen. Unruhig, unsicher, suchend und hastend. Ganz deutlich las sie's heraus:

er glaubt ja selbst nicht an das alles, was er sagte; er weiß ganz genau, daß er sein Künstlergewissen betrog; und er denkt jetzt an nichts andres, als daran, möglichst schnell über diese Auseinandersetzung fortzukommen. Mit einer Liebkosung, wenn es nicht anders geht ... mit einem Almosen ...

Es schmerzte jetzt nicht nur. Es empörte sie auch. War sie denn ein Kind, das man mit einer Süßigkeit abspeist? Mit schönen Worten und einer Zuckerdüte!

Er streckte den Arm aus, wollte sie um den Gürtel fassen —

‚So hat er es neulich schon gemacht — im Atelier —' dachte sie. ‚Und du hast dich richtig betören lassen wie ein Kind.'

Langsam wich sie vor ihm zurück. Sie hielt den Kopf hoch, sie sah ihn fest an. Aber auf ihren Lippen prägte sich der herbe Zug tiefer.

„Trotzkopf!" Noch einmal versuchte er zu scherzen. „Ein ganz schiefes Mäulchen ziehst du. Ich will's schnell gerade küssen — es beleidigt mein künstlerisches Bewußtsein."

Da schüttelte sie traurig den Kopf, glitt ihm aus dem Arm.

„Nanu!" rief er. „Schmollen! Hanna, das lass' ich mir nicht gefallen —"

Sie hörte es nicht mehr. Er sah nur noch auf die Tür, hinter der sie verschwunden war. Eine Weile sprachlos. Dann schleuderte er die Rolle auf den Tisch.

„Eine wie die andre. Keine Logik — alles Laune! Alberne törichte Laune. Zum Davonrennen wär's —"

In ihrem Schlafzimmer saß Hanna ganz still in einer Ecke, die Hände im Schoß, die Augen starr auf eine Teppicharabeske gerichtet.

Sie rang ernstlich mit sich. Nun sie allein war, war ihre Kampfeslust schnell erschöpft, sie machte sich Vorwürfe. Nicht der Sache wegen — in der hatte sie recht, das wußte sie jetzt bestimmter als vorher —, aber sie prüfte ihr Verhalten ihrem Manne gegenüber. War sie denn zu seiner Richterin berufen? Hatte er nicht solch eine künstlerische Entscheidung schließlich allein mit sich abzumachen? Er, der doch auch allein die Verantwortung trug!

Hatte sie nicht unrecht getan, ihn zurückzuweisen? Und wenn sie vorhin in seinen Augen den Wunsch gelesen: wär' sie doch nur erst fertig mit dieser langweiligen Auseinandersetzung! — war der Wunsch denn nicht auch erklärlich? Er war zuerst doch ganz geduldig gewesen — manch andrer, Großvater auch, hätte sicher anders aufbegehrt.

Gut war er doch, und lieb hatte er sie. Was ging sie im Grunde seine Kunst an? Was tat's, ob sie ihn als Künstler etwas weniger groß einschätzen mußte! Und durfte sie selbst das nach solch einem Einzelfall? Es beugten sich ja so viele tief vor Thron und Krone. Viele leider gar vor dem elenden Gelde — und das war denn doch schlimmer.

Auch daran dachte sie, daß von dieser Kleist-Konkurrenz so viel für ihn abhing — nicht nur künstlerischer Ruf, auch materieller Gewinn oder Verlust. Er nahm das ja zwar scheinbar sehr leicht, er streute das Geld mit vollen Händen aus, aber dann und wann hatte er doch schon gesagt, halb im Scherz, halb im Ernst: „Nun wird's aber bald Zeit, daß wieder braune Lappen ins Haus kommen. Sonst müssen wir zu Aschinger essen gehen —"

Und dann kam noch eins hinzu: sie hatte ein Grauen vor Szenen. Der Gedanke allein, daß sie nur durch ihre schnelle Flucht aus dem Zimmer solch eine Szene vermieden hatte, quälte sie. Es war so unschön, sich zu entzweien, so unweiblich.

Zuerst hatte sie die Hände trotzig ineinander gepreßt. Allmählich lösten sie sich.

Nein — keinen Streit, keinen Zank! Um Gottes willen nicht! Wenn man sich liebt, muß man

sich auch vertragen. Und das geht immer, wenn man den rechten Willen dazu hat. Es muß gehen. Ich hab' ja doch keinen Abgott geheiratet, zu dem ich immer nur bewundernd emporschauen möchte und von dem ich mich abwenden darf, wenn ich erkenne, er ist ein Mensch mit menschlichen Fehlern. Ich will doch mit ihm durchs ganze Leben gehen als gute treue Kameradin . . .

Eine halbe Stunde wohl oder länger saß sie so und wurde immer ruhiger. Der stille Frieden im Zimmer tat ihr wohl. Draußen am Fenster pickten die Großstadtspatzen an den Krumen herum, die sie ihnen jeden Morgen streute, wie sie's von Hause gewohnt war. Unwillkürlich sah sie jetzt nach den frechen Gesellen. Die stritten sich um solch ein Krümchen, als ob nicht genug Futter für sie alle dagewesen wäre — die Dummköpfe —

So fand sie ihr Mann. Auf den Fußspitzen kam er herangeschlichen, faßte sie von hinten an beiden Ohrzipfelchen, bog ihren Kopf herum und fragte: „Brummt die Gnädigste noch?"

Da sah sie ihn an und lächelte. Der herbe Zug um den Mund war verschwunden. Es stand nur noch darauf geschrieben: Glücklich will ich sein mit dir —

*

Am Abend war das Diner bei der Gräfin Wiggersen.

Die Gräfin bewohnte ein winzig kleines Haus in der Wilhelmstraße — wenn Tarchow gelegentlich in ihrer Gegenwart von dem „Gräflich Wiggersenschen Palais" sprach, lachte sie jedesmal herzlich. „Drei Fenster Front und nur zwei Stockwerke, ein Unikum in Berlin — lassen Sie mich aus mit Ihrem Palais." Aber Karl Gustav hatte für gewisse Nuancen wirklich ein feines Verständnis und ganz recht, wenn er auf seiner Benennung beharrte: „Die Größe macht's nicht, gnädigste Gräfin —"

So klein das Haus war und so unscheinbar die schmale Front, man hatte doch, schon wenn sich die breite Eichentür des Erdgeschosses öffnete, den Eindruck des Außergewöhnlichen. Denn der Flur nahm, abgesehen von der Portierloge, die ganze Breite des Hauses in Anspruch, und die Stiege, die nach oben führte, war in so glücklichen Abmessungen angelegt, daß sie wenigstens bis zum ersten Absatz wie eine Freitreppe wirkte. Zudem war der Vorraum ungemein wohnlich ausgestattet. Ueber den farbigen Mosaikboden waren dicke Felle gebreitet, an den in pompejanischem Rot gehaltenen Wänden hingen einige große gute Kopien alter Meister — das Concerto

von Giorgione, ein Bohnenkönig von Jordaens aus der Brüsseler Galerie, ein Stilleben nach Jacopo de' Barbari; gegenüber dem Gemälde von Giorgione der berühmte Lautenspieler von Caravaggio. Von der Kassettendecke schwebte ein riesiges Lüsterweibchen herab, breite geschnitzte Truhen standen, mit losen Seidenkissen belegt, rechts und links, und hinter der Treppenwange glühte ein Kamin mit mächtigem eisernen Block davor. Die Eichenstufen der Treppe deckte ein weicher dunkelroter Smyrnaläufer, vom schmiedeeisernen Geländer hing ein schöner alter Gebetteppich herab.

Der Ausgestaltung und Dekoration dieser Halle entsprachen eigentlich alle oberen Räume. Von Stileinheit und Stilreinheit hielt Gräfin Ulla augenscheinlich nicht viel. Es kam ihr gar nicht darauf an, einen gotischen Schrank an eine Wand zwischen zwei breite Gondeln von Sheraton zu stellen, und als sie einmal darauf aufmerksam gemacht wurde, zuckte sie die Achseln: „Ich kann euch nicht helfen, wenn ihr die Verwandtschaft zwischen diesen Stücken nicht heraus erkennt. Ich sehe sie —" Ungeniert hatte sie in dem einen der zwei Vorderzimmer Empire- und Biedermeiermöbel gemischt, und im Eßzimmer prunkte zwischen der flämischen Renaissance eine große Barockkredenz.

In Wirklichkeit war doch alles, der Form und Farbe nach, harmonisch abgewogen und zusammengepaßt. Nicht auf großen Verkehr zugeschnitten, dazu waren die Räume zu klein, aber ungemein fein und ungemein behaglich. Das letzte Gepräge gaben die vielen Kunstwerke, die ohne Aufdringlichkeit in dem Zimmer zerstreut waren; auch dies keine großen Stücke, sondern meist Studien und Skizzen, Kleinplastik, schöne Bronzen, einiges herrliches Vieux Saxe, ein paar Sevresvasen, etwas Wedgwood, zwei, drei größere gute Uhren auf den Kaminen.

Wenn Karl Gustav Tarchow durch diese Räume ging, schnüffelte er stets mit angezogenen Nasenflügeln und dachte: ‚Ja . . . die persönliche Note! Unglaublich, daß unsereiner das nicht 'rauskriegt.‘

Karl Gustav Tarchow war heut übrigens nicht geladen.

Es war wirklich, wie die Gräfin gesagt hatte, nur ein ganz kleiner Kreis und Hanna außer der Hausfrau die einzige Dame. Exzellenz von Mohlband, noch immer der auffallend schöne Mann mit den langen schlohweißen Bartkoteletten, der kleinen zierlichen Gestalt, der gedämpften Sprachweise, die doch einen leichten Anflug von Kanzelton hatte; Exzellenz von Brun-Schönfeld, der Zere-

monienmeister, groß, schlank, bartlos bis auf den koketten kleinen Schnurrbart, rosig von Gesichtsfarbe, blonde Perücke, wunderschöne Hände und Füße; Exzellenz de la Marieri, der portugiesische Gesandte, einem kleinen dicken Handelsmann aus der Rosenthalerstraße zum Verwechseln ähnlich mit seinem stechenden Augenpaar, seiner Hakennase, seinem kohlschwarz gefärbten Haar und seiner Beweglichkeit; Professor Lothar Sladan, der berühmte Landschafter, der die Schönheiten der vielberufenen Mark neu entdeckt hatte; der Literarhistoriker Emich Mejer, der, als Serrenbergs eintraten, seine Frau entschuldigte: „Leider in letzter Stunde ein böser Migräneanfall. Gnädigste Gräfin müssen entschuldigen —"

Serrenberg, der schon wieder in rosigster Laune war, hatte gerade noch Zeit, Hanna zuzuraunen: „Das hab' ich schon ein dutzendmal gehört. In Wirklichkeit hat sie große Wäsche oder die Köchin hat gekündigt, und sie muß den Kindern die Abendsuppe selber kochen."

Das Diner wurde sehr schnell, in kaum einer Stunde serviert. Hanna saß zwischen dem Zeremonienmeister und dem Portugiesen. Beide waren außerordentlich liebenswürdig — aber zum ersten Mal, seit sie verheiratet war, kam sie in eine gesellschaftliche Verlegenheit. Die Herren sprachen

nämlich Französisch und in einem so rasenden Tempo, daß ihre an sich schwachen Kenntnisse vollständig versagten. Es hatte an sich gar nichts auf sich, denn kaum bemerkten ihre Tischnachbarn das Manko, so gingen sie zum Deutsch über, und Exzellenz Marieri entschuldigte sich noch dazu, daß er — trotzdem er schon acht Jahre in Berlin sei — „die swer Sprak von dem Land, wo ich akkreditiert, so unvollkommen beherrsch'." Aber Hanna war es nicht entgangen, daß ihr Mann, der ihr gegenüber neben Herrn von Mohlband saß, empfindlich zusammenzuckte. Sie vergaß es freilich wieder, denn sie unterhielt sich vortrefflich, zumal sich der Zeremonienmeister als ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn entpuppte, der ihr allerlei von der letzten Geweihausstellung erzählte und sich seinerseits köstlich darüber zu amüsieren schien, daß sie mit den Geheimnissen der Gehörnbildung gleich einem hirschgerechten Weidmann vertraut war.

Gräfin Ulla war von Exzellenz von Mohlband geführt worden, auf ihrer andern Seite saß der Landschafter Sladan. Hanna hörte wohl, wie sie sich mit dem blonden hageren Hünen, der fast gar nichts aß und nur Sauerbrunnen trank, erst über Raffaelli-Stifte und dann über die Vorzüge der Alkoholabstinenz — letzteres etwas spöttisch —

unterhielt; aber Hanna bemerkte auch, wie sie dabei doch unausgesetzt dem Gespräch folgte, das sich zwischen Mohlband und ihrem Manne entsponnen hatte.

Die junge Frau selbst verstand nur einzelne Sätze, aber es fiel ihr doch auf, mit welchem Ernste Fritz von den Zielen und Aufgaben der Kirchenkunst sprach. Immer lebhafter und beredter wurde er; schließlich griff er zu dem kleinen Silberstift, den er immer in der Westentasche trug, ließ sich von dem Diener ein Stück Papier holen und begann zu skizzieren. Und gleich darauf griff die Gräfin in die Unterhaltung ein, ließ den ganz verblüfften Maler links liegen und erzählte Exzellenz Mohlband irgend etwas, das ihn ungemein zu interessieren schien. Sie sprach sehr schnell und leise, so daß Hanna wieder nur einige Worte auffangen konnte — „Kirche —", „Heimatsort —"

Der Kaffee wurde in dem Empiresalon genommen. Und noch ehe er herumgereicht war, kam Serrenberg auf seine Frau zu: „Du, Hanna, — die Sache mit dem Kirchenauftrag macht sich, glaub' ich. Sei recht artig ... verstehst du: klug und verbindlich! — gegen Mohlband, wenn er mit dir sprechen sollte. Ja ... übrigens, was ich noch sagen wollte: peinlich

war's mir, daß du im Französischen so ganz Null bist —"

Sie wußte wirklich nicht recht, sollte sie sich ärgern oder ihn auslachen. Diese Kleinlichkeit! Geradezu im Ton des Vorwurfs sagte er ihr das!

Aber die Vorsätze, die sie heute gefaßt hatte, waren noch zu stark in ihr. So machte sie nur einen kleinen Knicks und meinte: „Ich werd's ad notam nehmen, gestrenger Herr. Mir war's auch nicht angenehm, aber das bißchen Pensions-französisch langte eben nicht."

Er hatte bisweilen eine großartige Weise der Anerkennung. „Es hat ja auch nicht so viel auf sich," sagte er und machte dabei eine Hand-bewegung, die ungefähr besagte: ‚Ich verzeihe es dir.' Das wirkte auf sie wieder verletzend und lächerlich zugleich, und sie hatte schon eine schärfere Entgegnung auf der Zunge, als die Gräfin heran-trat und sie unterm Arm faßte: „Ich muß Ihnen etwas zeigen, junge Frau —"

Während des Diners hatte Gräfin Ulla ihre Ruhe vollkommen gewahrt. Sie hatte Serren-bergs freundschaftlichst begrüßt, hatte bei Tisch entschieden für den Professor gesprochen. Alles, als ob die Erinnerung an die peinliche Szene im Atelier vollkommen für sie tot sei. Ausgelöscht, vergessen.

Sie schien auch jetzt ganz gelassen.

„Bitte, Professor, da stehen die Zigarren. Vertreten Sie mich ein wenig — es darf selbstverständlich überall geraucht werden, ich werde nachher auch sündigen. So, und nun überlassen Sie mir Ihr kleines liebes Frauchen —" Das alles klang so ruhig, so konventionell wie nur möglich. Aber Hanna fühlte, wie die Hand der Gräfin leicht auf ihrem Arm bebte.

Sie schlenderten langsam durch das Nebenzimmer, wo die Hausfrau noch lächelnd zu dem Zeremonienmeister sagte: „Zigarren verwaltet Serrenberg drüben — wenn Exzellenz nicht an der unhöfischen Sitte, in einem Damensalon zu rauchen, allzu großen Anstoß nehmen." Dann ging sie schneller durch das Eßzimmer, in dem die Diener noch mit dem Abräumen beschäftigt waren, und klinkte eine Tapetentür auf.

„Mein Allerheiligstes, Frau Hanna —" Auch das sollte noch gelassen klingen, es lag sogar ein wenig Selbstironie darin, aber der Ton war bitter und die volle Stimme unsicher.

Ein sehr kleiner Raum. Vor dem einzigen Fenster ein unverhältnismäßig großer Schreibtisch. Einige wenige Stühle. Die Wände mit Damast bespannt, auf dessen Goldgelb das elektrische Licht ganz eigne Reflexe hervorzauberte.

„Das wollte ich Ihnen zunächst zeigen, Frau Hanna —"

Die Gräfin wies auf eine kleine Konsole neben dem Schreibtisch. Eine Nymphe stand darauf, die sich über eine Quelle beugt.

Hanna wußte sofort: das war die Arbeit ihres Mannes, jene Arbeit, von der er am Abend ihrer Verlobung auf der Veranda erzählt hatte. Seine Worte klangen in ihrem Gedächtnis wieder auf: ‚Mein Gott ... die allgemeine Mäcenatin, wie wir sie nannten ... oder auch Isabella Gonzaga ... obschon sie wohl mit der Markgräfin von Mantua sonst grad' nicht viel Aehnlichkeit hat. Nun... sie ging in den Ateliers aus und ein...'

Sie trat näher heran. Der Statuette konnte sie keinen Geschmack abgewinnen. Das Nackte stieß ihr Gemüt immer noch etwas ab, und sie sah unwillkürlich in der zierlichen Gestalt eine kokette Lüsternheit, die ihr mißfiel.

So schwieg sie.

Gräfin Ulla schien sich darüber nicht zu wundern. Sie verstand wohl, was in der Seele der jungen Frau vorging. „Ihr Mann hält selbst wenig von dem kleinen Marmor," sagte sie, wie erklärend und zugleich entschuldigend. „Mir ist die Nymphe ja auch nicht als Kunstwerk wert. Aber es ist das erste Werk, das er in Marmor

ausführen konnte. Sehen Sie: der Marmor ist schlecht, nicht viel mehr als Abfall, und die unglückliche Krümmung des linken Armes auf dem Rücken kommt daher, daß der Stein nicht groß genug war ... die Quelle ist angeflickt ..."

Es lag etwas Rührendes darin, wie sie das sagte und wie sie dabei ihre schöne schmale Hand, die viel weißer war als der Marmor und fast durchsichtig, liebkosend über den Stein gleiten ließ.

„... Aber ich wollte Ihnen noch etwas andres zeigen, Frau Hanna!" fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, wandte sich um und wies mit erhobenem Arm nach der Querwand.

Unwillkürlich stieß Hanna einen Ruf des Staunens und der Bewunderung aus.

In der halben Höhe der Wand, in einer Nische stand die Büste der Gräfin.

Man hätte sie in ihrer scharfen, charaktervollen Prägung für ein Werk aus der besten Zeit der Renaissance halten können, wenn nicht Einzelheiten in der Anordnung des Gewandes um den Busen und die etwas gekünstelte Haartracht an das Barock gemahnt haben würden. Das sah ja freilich Hanna nicht. Sie sah nur die meisterliche Wiedergabe der edeln schönen Züge; sie sah hinter der Marmorstirn förmlich einen

willensstarken Geist pulsieren, es war ihr, als müßten die Lippen des feingeschwungenen Mundes sprechen können. Und auch das bemerkte sie, daß die kennzeichnenden Einzelheiten des Kopfes unerbittlich durchgeführt waren: in den Augen lag sogar der Ausdruck ihrer Kurzsichtigkeit.

Hanna stand völlig versunken vor dem schönen Werk: Ihr Mann war doch ein großer Künstler — gottbegnadet! Abbitten hätte sie ihm mögen, daß sie an seiner Kunst zweifeln konnte —

Da hörte sie plötzlich hinter sich ein kurzes, jähes Aufschluchzen, wie aus tiefsterschütterter Seele heraus.

Und als sie sich umwandte, sah sie die Gräfin auf dem Schreibtischstuhl, das Gesicht in beide Hände gepreßt, der Körper bebend unter der krampfhaften vergeblichen Bemühung, das Schluchzen zu unterdrücken.

Alles drängte sie zu der stolzen Frau hin, die ihr ein tiefes Unglück offenbarte. Niederknien hätte sie neben ihr mögen, sie zärtlich umfassen, sie trösten, sie bitten —

Aber ihr Fuß blieb wie gebannt, und das helle Feuer flammte über ihr Gesicht.

Mit einem Male wußte sie es: diese Frau liebt deinen Mann . . .

Und zugleich: wie ist es nur möglich ge-

wesen, daß dir das verborgen blieb bis auf diesen Augenblick?

Es war etwas in dem Gedanken, das ihr junges Blut empörte. Sie hätte selbst nicht sagen können, was es war. War's, weil die Unglückliche dort fremdes — ihr Eigentum anzutasten versuchte? Das tat sie ja gar nicht — sie weinte nur um selbst verlorenes Gut. — War's, daß ihr Gemüt etwas Unreines, Unsittliches vermutete? Sie wagte nicht einmal, daran zu denken. — War's, weil das weiße Haar der Matrone ihr ein Hohn dünkte auf jugendliche Herzensgluten? Wenn sie ehrlich sein wollte: der Unterschied der Jahre zwischen jener und ihrem Mann war nicht groß genug, um eine Scheidewand zwischen ihnen aufzurichten.

Unklar wogten ihre Empfindungen. Mit beiden Händen griff sie an die Schläfen, strich sich die krausen Haare glatt, preßte die Handflächen fest gegen den brennend heißen Kopf, die Augen wollte sie schließen und sah doch unverwandt auf die bebende Gestalt, die der seelische Schmerz krümmte und bog.

... es gab ja keine Möglichkeit des Kampfes zwischen ihnen beiden. Mutter hätte ihr die Gräfin sein können —

... es lag ja doch auch, was immer gewesen

sein mochte, vor ihrer Ehe. Sie war nicht zur Richterin darüber berufen. Am wenigsten zur Richterin über eine Unglückliche —

Minuten vergingen. Keine der beiden Frauen sprach ein Wort.

Aber es dünkte Hanna, als ob sie in diesen Minuten um Jahre reifte. Als ob ein Herbsthauch die Jugendblüten von ihr abstreifte.

Sie war kein Kind. Das Leben auf dem Lande hatte ihr manch Menschengeschick, manch Fehlen und Irren brutaler vielleicht gezeigt als einem jungen Mädchen der Großstadt. Bäuerinnen und Taglöhner tragen ihre Schmerzen offener zu Markte als Großstadtfrauen. Der alte Großvater hatte zudem nichts mehr gehaßt als Prüderie und Beschönigung. Das Menschliche war ihr nicht fremd.

Nun aber, wo es sie selbst anpackte, traf es sie doch ins Herz. ‚Diese Frau dort liebt deinen Mann —‘ darüber kam sie nicht hinweg. Und auch darüber nicht: ‚Warum vergräbt sie ihr Unglück nicht? Warum flieht sie nicht bis ans Ende der Welt? Warum müssen wir hier sein, wir beide — bei ihr?‘

Allmählich nur wurde ihr auch das klar unter der jähen Flucht ihrer Gedanken: Wie diese stolze Frau sich beugen konnte bis zur De-

mütigung um ihrer Liebe willen. Wie sie fortwollte, ihn nimmermehr zu sehen, und wie es sie doch immer wieder dazu trieb, ihn aufzusuchen um ihrer Liebe willen. Wie sie sich in selbstquälerischer Lust auch das nicht versagen konnte, sein Glück mit eignen Augen zu schauen. Wie sie trotz allem nur daran dachte, ihm zu helfen, ihn zu fördern — vielleicht nur, um einen Blick armseliger Dankbarkeit von ihm zu erhaschen.

Furchtbar mußte das sein. Eine Höllenqual —

Das alles konnte sie verstehen. Nur das eine nicht: warum hatte die Gräfin *sie* hierher geführt? Warum sie und sich selbst in diese Lage gebracht, in der eine Kluft sich zwischen ihnen aufrichten mußte, die unüberbrückbar war?

War das auch gewollte Selbstpein — — —

Langsam verstummte das krampfhafte Schluchzen.

Die Gräfin ließ die Hände vom Antlitz gleiten. Aber sie sah nicht auf, das Gesicht blieb tief gesenkt. Und erst nach einer Weile — fast war's, als ob sie auf ein Wort Hannas wartete — sagte sie matt und tonlos: „Vergeben Sie ... es war stärker als ich ..."

Hanna rührte sich nicht. Hinter ihren Schläfen hämmerte es noch immer: ... ‚das ist die Frau, die deinen Mann liebt ...'

Da richtete die Gräfin den Kopf hoch und sah Hanna mit flehendem Schmerz in die Augen. Es war das Gesicht einer Greisin, in das Hanna blickte. Welk die Züge und müde, als habe der Tod sie schon gestreift. Die Augen glanzlos. Um den Mund den Zug schwersten Leides —

Und trotz alldem, trotz all der Falten und Furchen, trotz der tiefen dunkeln Ränder unter den Augen, trotzdem die Schläfen grau schienen und eingefallen, der Blick wie erloschen: trotz alldem meinte Hanna die Gräfin noch niemals so schön gesehen zu haben. Es war ihr, als ringe in diesem gramzerstörten Angesicht die Schönheit einer großen Seele siegend mit aller Aeußerlichkeit.

Mühsam erhob sich die Gräfin und tastete sich bis zu der Hand der jungen Frau. Tastete wirklich, als sei der Rest ihres Augenlichtes erloschen.

Mühsam, in langsamen, abgerissenen Sätzen sprach sie dann, und es klang unsäglich traurig: „Was tut's übrigens, daß Sie mich so schwach gesehen haben! Vielleicht ist es gerade gut so, daß der Vorhang zerreißt ... wenn auch wider meinen Willen ... vielleicht werden Sie mich nun um so besser verstehen ..."

Sie schöpfte tief Atem und beugte wieder den Kopf vor, als harre sie eines entgegenkommenden

Wortes. Aber Hanna ließ ihr wohl ihre Hand — das Wort fand sie nicht.

„... Sie sind so jung, und aus Ihren Augen spricht so viel Güte, Frau Hanna. Das gab mir den Mut zu einer Bitte. Sie sind so rein, daß die Schmutzwellen der Verleumdung nicht den Saum Ihres Kleides erreichen können. Das gibt mir Hoffnung, daß Sie meine Bitte nicht falsch deuten werden ... Tage und Nächte habe ich gesonnen, wie ich's einkleide ... und nun, mein Gott, wo ich hier vor Ihnen stehe ... nun weiß ich doch nicht: wie sagst du's ihr! ... So ungewöhnlich ist es ... unnatürlich würden's die Menschen nennen, die immer nur die breite Fahrstraße zu ziehen wissen ...

„... Frau Hanna, ich halte Ihre Hand, und ich schwöre Ihnen in diese Hand: es gab nichts zwischen Ihrem Mann und mir, was das Licht zu scheuen hätte. Ich muß in dieser Stunde ganz ehrlich sein: vielleicht ist es nicht mein Verdienst. Das seine ist's — wenn es ein Verdienst ist. Er wollte in mir stets nur die Freundin sehen, die Gönnerin. Die Welt mag anders urteilen, aber ich flehe Sie an: glauben Sie ihr nicht. Seit fast nun zwanzig Jahren kenne ich ihn. Und wenn ich zurückdenke, so waren es zwanzig Jahre der Qual. Auch das durch meine

Schuld, denn ich hätte mich freimachen müssen. Aber ich möchte keine Stunde dieser Jahre missen samt allen Enttäuschungen und allen Schmerzen, die sie brachten.

„. . . nun bin ich über alldem eine alte Frau geworden, älter und kränker, als Sie ahnen können. Und Sie sind mit Ihrer sonnigen, goldigen Jugend in sein Leben getreten. Sie haben das ausschließliche Recht an ihn — Gott gebe Ihnen, Frau Hanna, daß niemand es anzutasten wagt und daß er selbst Ihr und sein Glück zu erhalten versteht. Aber Sie sind doch auch zwischen uns getreten. Ich war ihm ja längst eine Last, o ich weiß es. Aber es gibt im Menschenleben solche Lasten, die man nicht entbehren kann: solch eine war ich ihm. Er . . . er bedurfte meiner doch immer wieder. Auch das dürfen Sie ihm nicht verargen, dürfen's nicht falsch auslegen: Künstlernaturen, wie die seine, müssen mit besonderem Maße gemessen werden . . .

„. . . sehen Sie, Frau Hanna, und es gehörte sich nun, daß ich ginge. Gleichviel wie und wohin . . . nur fort . . . am besten in das Nirwana. Aber Sie sehen ja, wie schwach ich bin. Ich kann's nicht, Hanna. Und darum bitt' ich Sie . . . fleh' ich Sie an: stoßen Sie mich nicht fort! Seien Sie großdenkend! Gönnen Sie, die Sie

im vollen Sonnenlicht leben, einer unglücklichen Frau, daß auch auf sie dann und wann ein armseliger Lichtstrahl fällt. Er bringt ja keine Wärme für mich mehr ... o nein! ... aber wenn ich mir ihn auch mit tausend Bitternissen erkaufen muß ... er ist doch mein einziges ... mein letztes Glück ..."

Die Gräfin schwieg. Ihr Kopf war wieder herabgesunken, als wage sie nicht, Hanna anzusehen. Nur deren Hand hielt sie fast krampfhaft fest umspannt.

Und wieder drängte ein tiefes Herzensmitleid Hanna, ihren Arm um die arme Frau zu legen und ihre junge Wange an die welke. Und wieder schrie es in ihr: ‚Was sie auch sagen mag und so gewiß jedes Wort reine Wahrheit ist — sie liebt deinen Mann! Das verhehlt sie ja nicht einmal, und wie sollst du darüber hinwegkommen —

... Lügen kannst du nicht, darfst du nicht. Ehrlich sein mußt du. So offen wie sie es war. Unbarmherzig sein ... nein ... nein!'

Und zwischen alldem schob sich noch ein andres hinein. Ein greller Lichtbündel, der in ihr geistiges Auge fiel und auf ihres Mannes Wesen. O ... wie scharf kennzeichneten die Worte der Gräfin ihn, wider Willen, ja, obgleich sie alles, was er getan und nicht getan, zu beschönigen versucht hatte. Nicht auszudenken wagte

Hanna dies „Nur nehmen und nimmer geben" — nicht allein keine Liebe, auch keine Ehrerbietung, kaum Dankbarkeit ... vielleicht selbst keine volle Achtung ...

Die Sekunden rannen. Oder waren es schon Minuten? Immer tiefer sank das weiße Haupt wie in stummer Bitte. Immer ängstlicher umkrampfte die Hand der Gräfin ihre Rechte ...

Da rang es sich endlich von Hannas Lippen: „Ich will es versuchen ... redlich bemühen will ich mich ..."

Sie fühlte, indem sie es sprach, wie karg die Gabe war. Mit einem plötzlichen Impulse beugte sie sich und drückte ihre jungen Lippen in das weiße Haar. Und die Gräfin lehnte ihr Haupt an Hannas Schulter. Wortlos — aber Hanna fühlte, wie Gräfin Ulla empfand: ‚Ich verstehe dich ... du konntest nicht anders ... auch dafür bin ich dir dankbar ...'

Draußen hatte es schon zweimal diskret an die Tür geklopft. Jetzt zum dritten Male, etwas kräftiger: „... Frau Gräfin verzeihen ..."

Sie löste sich leise und strich mit der Hand über die Stirn.

Dann ging sie doch zur Tür und öffnete sie ein wenig. Der Diener flüsterte eine Meldung.

„... wir kommen sofort, Ernst," gab sie

zurück und wandte sich um: „So viel, so unendlich viel hätte ich Ihnen zu sagen, Hanna ... Aber nicht jetzt, nicht hier ..."

Auf einen Augenblick griff sie, wie taumelnd, nach der Rückenlehne des Schreibstuhls. „Nein ... nein! Es geht schon vorüber ... bitte, entschuldigen Sie mich nur auf eine Sekunde — wir gehen dann zusammen nach vorn ... Ich vergaß ganz, daß ich noch Gäste erwarte ..." Sie sprach es hastend und schon mit der Hand vorwärts fassend, erst auf die Tischplatte, dann zur Klinke der zweiten Tür.

„Darf ich Ihnen nicht helfen, Gräfin? Soll ich Sie vorn entschuldigen? Sie sind leidend ..."

„Nein ... nein! Nur einen Augenblick ..."

Nun war Hanna allein.

Und sie dachte: ‚War das eigentlich alles ein Traum oder hast du's wirklich erlebt?'

Es dünkte sie, ein Schleier sei vor ihrer Seele zerrissen worden. Aber sie sah nicht ins Licht hinaus, nicht in die Sonne, sondern in dunkle Schatten. Nichts konnte sie erkennen, nichts unterscheiden. Es wogte und wallte wie häßlicher Nebel.

Als ob sie nie mehr froh werden könnte, so war ihr.

Und dann rang sich aus all dem Trüben der

eine große Schmerz empor: ,Gibt es denn keine Fiber deines Herzens, die für deinen Mann Partei ergreift? Warum nicht! Du liebst ihn doch! Du mußt ihn lieben! Du hast es geschworen vor dem Altar! Du mußt zu ihm stehen! Stütze und Stab sollen wir uns sein, gegenseitig, durch das ganze Leben. Großer Gott ... gütiger Gott ... und ich kann nicht mehr an ihn glauben ...

,Heut früh schon nicht. Das hab' ich überwunden, niedergekämpft. Aber wie überwinde ich die Vorstellung, die Gewißheit, daß für all sein Handeln, Tun und Denken der Grundtrieb Selbstsucht ist! Daß sein Herz keine Dankbarkeit kennt! Daß er mit Füßen tritt, wo ihm Liebe entgegentragen wird! Allmächtiger Gott ... hilf mir über meine Zweifel hinweg. Wenn nun einst auch die Stunde kommen sollte, in der er mich von sich stößt —'

Die Tür ging. Die Gräfin trat ein, und es schien, als sei plötzlich sie die Stärkere.

Lebhaft kam sie auf die junge Frau zu: „Hat es lange gedauert? Liebe Hanna ... ich darf doch nun liebe Hanna sagen? ... die Augen feucht? Das dürfen Sie nicht zeigen. Tränen mag kein Mann sehen. So ... es geht schon ... und nun wollen wir nach vorn ..."

Völlig verändert war sie. Der Blick strahlte

wieder, der Teint schien frisch, fast jugendlich, die Lippen lächelten. Elastisch war ihr Schritt, federnd, und jede Bewegung zeigte die entzückende Anmut, die ganz vergessen ließ, daß diese Frau eine Matrone war.

Hanna bemerkte das alles, während sie durch das Speisezimmer gingen. Die Veränderung war zu auffallend, als daß sie ihr hätte entgehen können, so sehr ihre Gedanken abgelenkt waren. Aber die Veränderung wirkte auch zu erzwungen, zu erkünstelt, als daß sie hätte erfreuen können. Die elende, unglückliche, tief Gebeugte war der Sympathien sicherer als diese Weltdame.

„Ich bin sonst nicht so vergeßlich!" plauderte die Gräfin. „Aber daß heut noch dieser Baron Gellertshausen kommen wollte, um mir sein Nichtchen vorzustellen ... total entfallen war's mir. Thüringischer Adel ... ich lernte ihn auf der Wartburg kennen. Das Mädchen wird wohl ein Landpomeränzchen sein, das auf irgendeinen kleinen Hofdamenposten ambitioniert —"

Was war Hanna ein Fräulein von Gellertshausen — —

Was galt ihr überhaupt jetzt noch diese ganze Gesellschaft! Fort sehnte sie sich. Und fürchtete sich doch vor dem Aufbruch — denn er bedeutete das Alleinsein mit ihrem Manne —

Uebrigens schien man im Salon kaum bemerkt zu haben, daß die beiden Damen so lange fortgeblieben waren. Schwüler Zigarettenduft füllte den Raum. Die Herren saßen in kleinen Gruppen verteilt. Nur Exzellenz Brun sprang sofort auf und kam auf die Hausfrau zu: „Was haben Sie uns noch für eine wunderschöne Ueberraschung zum Nachtisch gleichsam aufbewahrt, Gräfin! Wirklich — wunderschön —"

Und da sah Hanna ihren Mann vor einer jungen Dame stehen. Der Portugiese stand noch daneben und ein kleiner eleganter älterer Herr mit einem lederfarbenen Gesicht und braunem Knebelbart. Aber sie sah die nicht, sie sah nur ihren Mann vor dem schönen Mädchen. Schön — nein, wirklich, der Zeremonienmeister hatte recht — wunderschön —

Groß und schlank; fast unnatürlich schlank in den Hüften, aber breit in den Schultern. Das Köpfchen schmal. Das Gesicht von entzückendstem Ebenmaß in jeder Linie; der Mund schwellend, feingeformt, von klassischem Schnitt die Nase. Die Augen groß, ein wenig mandelförmig, dunkel und feurig. Die Brauen herrlich gewölbt. Ueber der schmalen Stirn, hochgetufft, eine Fülle schwarzen Haares.

Viel Zeit zur Beobachtung hatte Hanna nicht.

Denn jetzt bemerkte und begrüßte der ältere Herr die Gräfin, gab der jungen Dame ein Zeichen und stellte sie etwas zeremoniös und umständlich vor: „Meine Nichte Karen! Gnädigste Gräfin gestatteten mir, Ihnen das Kind zu präsentieren. Ich empfehle sie Ihrer Güte und Ihrem Wohlwollen. Karen ist ganz fremd in der Großstadt —" Er sprach noch weiter, aber Hannas Aufmerksamkeit war schon wieder abgelenkt. Sie folgte dem langen Blick ihres Mannes, der, so schien es ihr, sich von der Erscheinung der Fremden nicht losreißen konnte. Sie folgte ihm unwillkürlich, aber ohne irgendeine innere Erregung — ja, sie dachte nur flüchtig: ‚Ein Wunder ist es nicht. Jeder Mensch muß entzückt sein von solch einem schönen Mädchen ... gar nun ein Künstler ...'

Dann stellte die Gräfin auch schon ihr den neuen Gast vor. Fräulein von Gellertshausen machte eine tiefe Verbeugung und wollte ihr die Hand küssen. Unwillkürlich zog sie die zurück — es kam ihr unpassend vor, den Handkuß anzunehmen, denn dies junge Mädchen war sicher älter wie sie selbst; aber sie hatte zugleich die Empfindung, daß die schnelle Bewegung unfreundlich aussehen könne, und so zwang sie sich zu einigen liebenswürdigen Worten.

Karen antwortete sehr bescheiden, aber auch sehr gewandt und sicher. Und während sie sprach, gewann das schöne Gesicht noch mehr. Die Züge belebten sich, der Mund erschien noch reizvoller, wenn die Lippen sich öffneten und die gleichmäßigen kleinen Zähne frei ließen. Durch die Haut, die einen etwas dunkeln Ton hatte, schimmerte das Blut. Und die Stimme hatte einen eigen vibrierenden, einschmeichelnden Klang, aus dem die Konsonanten besonders heraustönten.

Das alles entging Hanna nicht, aber sie beachtete es auch nicht sonderlich. Zumal jetzt Herr von Mohlband an sie herantrat und in seinem gedämpften Hofton sein Bedauern darüber aussprach, daß er sich ihr noch gar nicht habe widmen können und wie innig ihn die Erzählung des Herrn Gemahls erfreut habe von ihrer ersten Begegnung in der kleinen Landkirche, die nun mit dem unsterblichen Werk des Meisters so wunderbar geschmückt sei. Es war nicht ganz leicht, ihm zu folgen, denn er sprach stets in überlangen Perioden.

Desto lebhafter schien sich die Gräfin für Karen von Gellertshausen zu interessieren. Sie war einige Schritte zurückgetreten, um ihr Augenglas ungenierter gebrauchen zu können, und bemerkte nun wohl erst recht die auffallende Schön-

heit Karens. Es war nicht nur Höflichkeit, sondern ehrliche Bewunderung, wenn sie zu dem Oheim sagte: „Ich habe selten ein so schönes Mädchen gesehen, Baron. Und noch seltener vielleicht solche Schmiegsamkeit in der Figur, solch ungekünstelte Grazie. Ihre Nichte muß wundervoll tanzen —"

„Famos!" meinte der alte Herr, zwirbelte seinen rotbraunen Kinnbart und ließ die grauen Augen fast wie mit Vaterstolz über die schlanke Gestalt gleiten. „Großartig! Sie müssen wissen, gnädigste Gräfin, Karens Mutter war eine Polin, eine Glinska. Es liegt im Blut. Ja ... aber, mein Gott, nun saß sie in dem elenden Nest und kam und kam nicht heraus ... kaum einmal im Winter nach Weimar. Da kann ein Mädel ein Engel sein! Versichere ich Sie, gnädigste Gräfin — ein Engel. Vater tot, Mutter seit Jahren fast gelähmt ... nun, so hab' ich mich des Kindes angenommen. Ist mein Patchen. Und ehrlich gestanden ... ein bissel stolz bin ich auch auf Karen. Man war ja auch einmal jung und weiß, was Frauenschönheit ist ..."

Er war unwiderstehlich komisch, wie er das so herunterplapperte mit großer Zungengeläufigkeit, großem Selbstbewußtsein und ebenso großer Offenherzigkeit; dabei unablässig am Bart drehend,

bis der immer spitzer wurde, und ebenso unablässig das Schwergewicht des Körpers von einem Fuß auf den andern verschiebend. Vielleicht erheiterte seine Art die Gräfin noch mehr, als die Schönheit des Mädchens sie erfreute; das eine wie das andre beschäftigte jedenfalls ihren Geist angenehm.

„Verlassen Sie sich darauf, Ihr Fräulein Nichte wird Furore machen —“

„Wenn Sie sich des Kindes ein wenig annehmen wollen, Gräfin: ganz gewiß!“ Indem er es sagte, hob er die Hände, fast wie zum Gebet gefaltet, vor die Brust und verbeugte sich zugleich. „Ich bin so wenig bekannt hier, und meine Frau — erinnern Sie sich gnädigst! — ist in Behandlung bei Professor Schwenger. Deshalb bin ich ja eigentlich in Berlin.“

„Lieber Herr von Gellertshausen, Sie überschätzen, fürchte ich, meinen Einfluß. Ich lebe ziemlich zurückgezogen, bin viel leidend.“

„Gräfin, wenn Sie nur wollen! Ihre Beziehungen —“

„Wir werden sehen, ich will tun, was ich kann. Jedenfalls ...“ Sie unterbrach sich und winkte Hanna, die gerade von Exzellenz Mohlband frei kam. „... Liebste, eine Bitte! Fräu-

lein von Gellertshausen ist so fremd in Berlin. Sie haben gewiß noch zwei Plätze frei für den Baron hier und seine Nichte ... ein so schönes Mädchen ist auf solchem Feste ja immer willkommener Gast."

Hanna bejahte sofort, und der alte Herr holte geschäftig seine Nichte heran. Mit einem kleinen Kortege von Herren kam sie, knickste und dankte artig der Gräfin und Hanna. Sie schien völlig überrascht und gab dem sehr niedlich Ausdruck mit Worten und aufleuchtenden Augen. Exzellenz von Brun stand daneben mit dem Monokel im Auge und schmunzelte: „Tadellos —"

Mit einem Schlage war Karen der Mittelpunkt der Gesellschaft geworden. Selbst die Gräfin widmete sich fast ausschließlich ihr, fragte lebhaft nach dem und jenem, plante in nervöser Erregtheit schon ihre Beteiligung bei einem Basar im Kaiserhof. Der Portugiese forderte den Onkel auf, mit der schönen Nichte Besuch zu machen. Der Landschafter schien nicht übel Lust zu haben, zum Porträtfach überzugehen, und der Literaturpapst faßte Serrenberg am Arm und raunte ihm zu: „Wenn Sie schon eine Penthesilea wollen — da ist sie ja!"

Der Professor sah ihn groß an, lächelte und schwieg. Es war aber, als sagte er: ‚Sehr

gütig. Mit Ihrer hohen Erlaubnis hatte ich diesen Gedanken schon vor Ihnen.‘

Dann wurde bald aufgebrochen.

Ein paar Minuten stand der größere Teil der Gesellschaft unten noch in der Halle zusammen, denn es hatte stark zu schneien angefangen, und es mußten erst Droschken geholt werden.

Die Gräfin war einige Stufen mit heruntergekommen, hielt Hanna fest, und es war, als sei ihre Kraft nun schon wieder am Erlöschen, so klammerte sie sich an.

„Nicht vergessen,“ bat sie. „Um der Barmherzigkeit willen. Wenn Sie wissen könnten, wie elend ich bin!“ Dann nahm sie, in ihrer sprungweisen Hast, die Lorgnette vor die Augen und sah hinunter: „Dies Mädchen ist wirklich sehr schön! Sehen Sie nur, mit welch königlicher Anmut sie den ärmlichen roten Abendmantel — ganz Provinz — trägt. Aber ich fürchte, sie ist eine schillernde Seifenblase . . . Sie sagen ja gar nichts, liebe Hanna?“

Hanna lehnte am Treppengeländer und schrak bei der direkten Frage leicht zusammen. Sie hatte geträumt. Weit weg hatte sie sich geträumt in den stillen Buchenwald der Heimat.

„Ja . . . dies Mädchen ist sehr schön —“ gab sie schwer zurück.

Da winkte der Professor: „Hanna . . . der Wagen . . .“

Schweigend saßen sie nebeneinander in dem engen Coupé. Die weißen Flocken rieselten gegen die Scheiben. Trübe leuchtete durch das beschlagene Glas das elektrische Licht. Wie ausgestorben lagen die Straßen. Fast geräuschlos glitt der Wagen über die Schneedecke. So lang schien die Fahrt — endlos.

Hanna fröstelte und zog unwillkürlich den Mantel fester zusammen. Dabei mußte die Hand wohl den Arm ihres Mannes gestreift haben. Er fuhr, wie aus tiefen Gedanken, auf und fragte scharf und hastig: „Ihr bliebt ja merkwürdig lange fort — die Gräfin und du! Was hatte sie dir denn anzuvertrauen? Natürlich habt ihr über mich gesprochen.“

„Sie zeigte mir deine Büste — und dann war sie in ihrem Schlafzimmer — vermute ich —“

Die Erwähnung der Büste schien ihn abzulenken. „Schade, daß dies Werk der Oeffentlichkeit verschlossen ist,“ sagte er. „Ich schätze es hoch ein. Aber sie hält es zu gut für profane Augen, glaube ich. Wunderlich genug, daß sie es dir zeigte. Eine Laune, wie sie tausende hat.“ Er lachte. „Nachher hatte sie wieder Morphium genommen — ich merkte es sofort.“

Er begann mit den Fingerspitzen an der Scheibe auf seiner Seite herumzuwischen. „Der Kutscher fährt miserabel. Das ist erst die Hildebrandstraße. Schauderhaftes Wetter —“ Und dann rückte er sich plötzlich zurecht und schloß: „Uebrigens laß dir raten, Hanna — schenke der guten Gräfin nicht zuviel Vertrauen. Ich weiß, wie sie die Leutchen einzuwickeln versteht. Klasseschauspielerin, die sie ist —“

Ganz tief in ihre Ecke drückte sich Hanna. Antworten konnte sie nicht. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Sie dachte nur tieftraurig: ‚Das ist nun das erstemal, daß du deinem Mann etwas verschweigst —‘

7

Karl Gustav Tarchow hatte Verdruß. Rechter Aerger war es eigentlich, der ihm die Laune verdarb.

Daß das Hoftheater zu Lobenstein mit den Figurinen für die Neuausstattung des Sommernachtstraums unzufrieden war, tat's nicht. ‚Diese kleinen Fürstenschmieren‘ — meinte er höchst respektlos im stillen — ‚können mir überhaupt gestohlen bleiben. Ansprüche wie die Wiener Hofburg und nichts anwenden. Abhandeln und

knausern, und als Entgelt für die Differenz, wenn's hoch kommt, einen ihrer Liliputorden. Ich danke alleruntertänigst. Da ist mir das Monopoltheater oder irgend 'n Tingeltangel großen Stils lieber. Ein Ballettakt bringt ja mehr ein als solch ganzer Sommernachtstraum.'

„... Sie! Ja, Sie meine ich, mein lieber Herr Grundner. Sie haben wohl eben ein bißchen Mittagsruhe gehalten. Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe. Also Sie schreiben an den hochmögenden Herrn Intendanten in Lobenstein, Karl Gustav Tarchow pfiffe auf seinen ganzen Auftrag. Natürlich kleiden Sie das in angemessene Höflichkeit, wie es sich Intendanten gegenüber geziemt."

Er ging mit schweren Schritten in seinem Kontor auf und ab.

„... und dann bestellen Sie in der Fabrik an Herrn Walker, die schon begonnene Arbeit für die Lobensteiner Kamele soll sofort eingestellt werden. Er soll aber nachher herüberkommen und mir Vorschläge machen, wie die Kostüme für die neue Feerie im Apollotheater umgedeichselt werden können. Das muß ganz gut gehen. So, mein lieber Herr Grundner, und nun haben Sie die Güte, sich zu empfehlen. Ich empfehle mich Ihnen auch."

Der kleine schmächtige Privatsekretär wußte

schon: wenn Karl Gustav in diesem Tone sprach, war schlecht mit ihm Kirschen essen. Er verduftete so schnell als nur möglich. Aber er hatte die Tür noch nicht völlig geschlossen, als es hinter ihm drein klang: „Sie! So hören Sie doch nur, mein lieber Herr Grundner! Wenn Sie mit Walker gesprochen haben, dann fahren Sie mal gefälligst zu Herrn Buckert 'rauf . . . mit 'm Fahrstuhl in sein himmlisches Reich. Und bestellen Sie ihm, ich hätte vorhin auf 'm Hofe so zufällig beim Abladen aus 'm geplatzten Ballen 'n Fussel Watte in die Finger gekriegt. Von der neuen Sorte — Acker & Cie. sind die Lieferanten. Ich danke untertänigst, wenn das Zeug zu Wattons verarbeitet wird. Man stelle sich bloß vor: 'ne arme Ballettratte mit der Watte an den Waden. Das kitzelt ja überall durch. Die Sendung wird Acker & Cie. zur Verfügung gestellt. Verstanden? Addio, wertgeschätztester Herr Grundner —"

Nun war der Gewaltige endlich allein, aber sein Zorn blieb bei ihm.

Es war zu eklig . . . verdrießlich war's . . . zum Totärgern . . .

Nicht daß Frau Minona schon wieder zwei Kilo zugenommen hatte und mit stiller Duldermiene ächzte. Die zwei Kilo mehr . . . nun, ihn —

Karl Gustav Tarchow — drückten sie ja nicht; nach dem Aechzen brauchte man nicht hinzuhören, an der Duldermiene konnte man vorbeisehen. Er würde Minona ein mechanisches Pferd schenken ... solch Biest, wie sie es im mediko-mechanischen Institut hatten ... mit elektrischem Antrieb. Da sollte sie alle Tage zwei Stunden reiten ... hopsasa ... hopsasa ...! Minona glaubte ja immer an die neuesten Errungenschaften der sogenannten ärztlichen Wissenschaft ... hopsassa ... hopsassa ...

Neee — darüber brauchte man sich nicht zu ärgern.

Aber daß Gabi — daß Gabriele seit den letzten Wochen so ganz verändert war, das war schon verdrießlicher. Die kühle, immer gleichmäßige Gabi, der famose Verstandesmensch. Immer verstimmt, immer bissig; kein vernünftiges Wort mehr mit ihr zu reden, kein Interesse mehr für seine Angelegenheiten. Achselzucken ... „Was geht das mich an, Papa?" ... „Ich bin doch nicht dein Angestellter, Papa — ich kann doch nicht wissen, ob der hohen Polizei diese Röckchen für die Bühnenfeen des Theaters zu kurz erscheinen werden!" ... „Vergebung, lieber Papa, von dem Frühstück mit Herrn Direktor Luntenberg dispensiere mich gütigst — der Mann ist mir denn doch zu geschmacklos!" — Lunten-

berg! Geschmacklos! Ein pikanter Direktor, der jährlich mindestens für 45000 Mark brauchte! — Solche Kröt'! Nervös war die Gabi — sie, auf deren Stahlnerven er einen Eid abgelegt hätte. Wär's nicht die Gabi ... beim großen Iffland, man könnte sie für verliebt halten ...

Aber mit dem Mädel wurde man schon noch fertig. Bei der kam schließlich der Verstand, die Ueberlegung doch wieder durch. Gabi war ja seine Tochter ... ganz sein Fleisch und Blut und alles, was daran und darum war ...

Andre Leute aber schienen den Verstand rettungslos verloren zu haben. Wenn sie überhaupt welchen besessen hatten, woran billig zu zweifeln war —

Auf dem gewaltigen Arbeitstisch von Karl Gustav lagen zwei Zeitungsausschnitte. Heut früh vom „Augur" — Institut für die systematische Verfolgung der gesamten Tagespresse; unentbehrlich für jeden Geschäftsmann, Industriellen, Schriftsteller, Künstler u. s. w. — eingelaufen.

Schöne Unentbehrlichkeit! Gar nicht hineinsehen sollte man in solche Wische! In solche elende Zeilenschmierereien ...

Aber die beiden Zeitungsausschnitte übten doch eine magische Gewalt aus. Immer wieder kehrte Karl Gustav auf seiner Wanderung durch

das Zimmer zu ihnen zurück. Zehnmal hatte er sie schon zerreißen wollen. Immer aufs neue las er sie, mit ungnädiger gerunzelter Stirn.

Die eine Notiz — pah! Da konnte man allenfalls drüber zur Tagesordnung gehen. Wieder solch allgemeiner Angriff auf das Kleist-Denkmal! ... Muckerblättchen! ... Schon der Anfang: „Es ist ein wenig erfreuliches Zeichen unsrer Zeit ..." Lächerlich! „... unstätes, planloses Leben" ... „Unfähigkeit, sich trotz aller Gaben eine Lebensexistenz zu gründen" ... „nicht nur Selbstmörder! Auch Mörder! Denn er erschoß Henriette Vogel, und dann erst tötete er sich selber" ... „Ueberschätzung ... hochgepufft ... in fünfzig Jahren wird man anders urteilen ..." Zu dumm! Zu dumm! Ueberhaupt nicht der Rede wert — wenn man nicht wüßte, daß dies Blatt, ausgerechnet dies Blatt, im Schlosse gelesen wird. Selbstverständlich, daß sich jemand findet, der durch einen hübschen roten Strich — nee, blauen Strich — die Augen der Allerhöchsten Frau auf diese Wurstelei hinlenkt!

Aber nun der Literarische Merkur!

An sich lesen ihn nicht fünfhundert Leute. Wer liest denn heut überhaupt ein literarisches Spezialblatt? Ausschließlich die, die's angeht: Schriftsteller, Journalisten und ein paar alte,

ästhetische Blaustrümpfe. Nur, daß dieser infame, gemeine Artikel ja nur in den Merkur hineinlanciert ist, damit ihn zwanzig, hundert andre Blätter von der Kölnischen bis zum Börsenkurier, von der alten Tante Voß bis zum Ritzebüttler Wochenblatt abdrucken: „Der Literarische Merkur schreibt —"; „Ein ernst zu nehmendes Fachblatt meint ..."; „Auch der Merkur erhebt seine warnende Stimme ..."; „Unter der pikanten Spitzmarke: ‚Warum man Denkmäler errichtet' — bringt der Merkur pikante Mitteilungen ..."

Eine Gemeinheit — eine bodenlose Gemeinheit!

„... es lebt in ... nehmen wir an in Peking ... ein gesinnungstüchtiger Industrieller Ta ... ra ... cho ..." — wie albern das schon ist! — „... Gelüst nach dem Mondorden mit Sternen und einer Pfauenfeder ..." — blödsinnig! — „... Gong schlagen, um Namen für das Komitee zusammenzutrommeln" ... „Klingelbeutel bei der Nation herumreichen" ... „Blick nach oben" ... „sich als Schützer der Literatur aufspielen" ... „Günstlingswirtschaft in der Auswahl der zum Wettbewerb heranzuziehenden Künstler" ... „schließlich auch diese Konkurrenz eine Farce ... Mandarinen wissen längst, wer den Preis erhalten muß, soll, wird ... ja auch schon vom

Monarchen empfangen ... Entwurf allerhöchst genehmigt ... Pum! Pum! Trum! Trumm!"

Und nun den großen Posaunenstoß: „Daß unserm Heinrich von Kleist in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein Denkmal errichtet werden muß, ist selbstverständlich. Es ist das eine Ehrenpflicht unsers Volkes, denn Kleist war nächst Schiller unser stärkster Dramatiker. Aber weil es eine Ehrenpflicht des ganzen Volkes ist, soll die Aufgabe nicht ehrgeizigen, selbstsüchtigen Herren zufallen, die mit der Literatur nichts, aber auch gar nichts zu tun haben. Noch ist es Zeit. Warnend erheben wir unsre Stimme —"

Zum elften Male schleuderte Karl Gustav das Blättchen von sich. Es flatterte nicht auf die Schreibtischplatte, sondern auf den Teppich. Da stieß er mit dem Fuß danach — und dann hob er es doch auf und legte es wieder auf den Tisch, mitten auf die große Arbeitsmappe.

Das ging nun seit Wochen so! Das war die Anerkennung! Und dabei sollte man seine gute Laune behalten!

Entgegnen? Auf jeden dieser gesalzenen Artikel mit einem gepfefferten dienen? Das hieß nur Oel ins Feuer gießen. Herr Doktor Braun, Wohlgeboren, mochte das tun — es entsprach seinem Beruf und seinen Neigungen. Aber

Karl Gustav Tarchow — ne! Dazu ist der zu helle —

Bescheiden schob sich Frau Minonas Kopf durch die Türspalte.

„Was soll's denn nun schon wieder?"

„Ach, lieber Karl, einziger Karl, sei doch nicht böse. Ich wollte nur fragen: muß ich denn heut wirklich mit?"

„Zu Serrenberg? Na, aber ... versteht sich doch von selber. Warum denn nun plötzlich nicht?"

„Ach, lieber Karl, ich blieb' so gern zu Hause ..."

Schüchtern trat sie ins Zimmer. Schüchtern, wie ein großes Kind, blieb sie an der Tür stehen, atmete tief und ängstlich und sah furchtsam auf des Gewaltigen wechselvolles Mienenspiel.

„Minona, du bist nicht recht bei Troste. Das Zuhausehocken ist für dich das Allerschädlichste. Sieh mich an: Bewegung, Motion — das erhält frisch." Er trat dicht an sie heran, tätschelte ihr das Kinn, auch wie einem Kinde, dem man gut zusprechen will. „Es ist ja auch gar nicht dein Ernst, meine Perle. Ich weiß ja im voraus, daß du dich freust, in deinem schwarzseidenen Maria-Theresia-Kostüm wie eine Königin, wie eine Kaiserin durch die bewundernde Menge zu schreiten —"

Sie seufzte wieder. „Ach, Karl, daß du immer

spotten mußt. Wenn du nur wüßtest, wie es mich drückt —"

„Ja, meine Maus ... Hoffart will Zwang leiden. Mich drückt auch Verschiedenes. Na, und nun geh und sei lieb wie immer und laß dich anziehen. Wie heißt's doch in dem alten schönen Liede: ‚Wasch dich, putz dich, mach dich schön ...'"

Sanft schob er sie hinaus, und dann stöhnte er: „Uff! Nun nur schnell noch das Wichtigste erledigen —"

Aber das Geschick wollte ihm heute nicht wohl. Kaum hatte er sich an den Arbeitstisch gesetzt, den Ausschnitt aus dem Merkur mit einem Knips des Zeigefingers verächtlich beiseitegeschoben und einen Pack Korrespondenz vorgenommen, so ging die Tür schon wieder.

„Himmeldonnerwetter — aber ich will nicht fluchen. Wer ist da?"

Es war Gabriele. Sie blieb nicht an der Tür stehen wie die Mutter, sondern ging geradeswegs zum Schreibtisch an die Seite des Vaters und sagte sehr präzis: „Sei doch so gut, Papa, und schreibe gleich an Professor Serrenberg, daß ich leider verhindert wäre, heut zu kommen. Ist es dir aber lieber, dann kann ich mich auch selbst bei Frau Serrenberg entschuldigen."

„Seid ihr denn alle von Gott und der Welt verlassen?“

Karl Gustav drehte sich mitsamt seinem Sessel um, schlug mit beiden Händen auf die Knie, daß es knallte, und wurde ganz rot im Gesicht.

„Ich möchte mir doch vor allem die Frage erlauben, weshalb du denn eigentlich absagen willst? In letzter Stunde fast . . . geradezu beleidigend wäre das . . . eine Unhöflichkeit sondergleichen . . .“

„Du kannst ja schreiben, ich sei nicht wohl. Uebrigens kommt es bei solchem Massenfest auf einen Gast mehr oder weniger nicht an.“

„Nicht wohl? So? Na . . . ansehen kann man dir das nicht, Gabi —“

Er hatte, wie er es liebte, die Augenlider ein wenig sinken lassen, betrachtete aber die schöne volle Gestalt der Tochter und ihr hübsches gescheites Gesicht um so schärfer. Es entging Gabriele nicht, sie stand aber unbeweglich, hochaufgerichtet, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Wie immer als gleichberechtigte Macht. So war es schon seit den Kinderjahren gewesen. Hatte Karl Gustav einen harten Schädel, so hatte Gabi einen noch härteren, und das respektierte er.

Auch jetzt versuchte er keinen Widerspruch. „Dann schreib du nur selber ab,“ sagte er schein-

bar ganz gelassen. „Meine Meinung kennst du. Ich find's hahnebüchen unartig. Aber wie du willst — des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

„Es macht um so weniger aus, als ich ja keine Rolle übernommen habe —"

Er nickte, dachte aber: ‚Wunderlich genug, daß sie das überhaupt äußert. Ein wunderliches Mädel — nehmt alles nur in allem. Wissen möchte ich doch, warum sie eigentlich nicht mitgehen will.'

„Schade —" sagte er laut. „Es wird ganz pläsierlich werden. Viel Menschen und manche interessante. Die Aufführungen sind sicher auch hübsch."

Sie zuckte die Achseln. „Pah — schließlich sieht man das doch auf jeder halbwegs anständigen Bühne besser."

„Na — ich weiß nicht — solche Atelierchosen haben doch immer was Eignes. Selbst unsereiner kann manchmal davon noch lernen. Und Serrenberg und der Gerden . . . die haben Schmiß für diese Feste."

Wieder zog sie die Achseln hoch, fast verächtlich. Doch so sehr sie sich in der Gewalt hatte, sie konnte nicht hindern, daß eine leichte Blutwelle ihr in die Wangen strömte. Sie

sagte zwar schnell: „Also, es bleibt dabei, ich schreibe ab!" und ging zur Tür, Karl Gustav hatte die Veränderung des Ausdrucks aber doch bemerkt. ‚Himmeldonnerwetter — ich will nicht fluchen — die Gabi ist wirklich verschossen —' dachte er und schüttelte den Kopf. Wie ein Naturwunder kam es ihm vor. Seit Jahren lehnte dies Mädchen die besten Partien ab, verteilte Korb auf Korb, ging mit ihrem kühlen Wesen unnahbar von Gesellschaft zu Gesellschaft — und nun plötzlich —

Er sann nach. Seit wann hatte sich eigentlich Gabis Art verändert? Wenige Wochen erst konnte das her sein. Und wen wollte sie heut vermeiden bei Serrenbergs zu treffen? Und warum vermeiden? Wenn ein Mädel verliebt ist, sucht sie den bewußten Gegenstand doch eher auf, als daß sie ihm aus dem Wege geht ...

Plötzlich schrak er zusammen. Serrenberg?! Es war ja Unsinn! Den eben erst verheirateten Mann, der eigentlich doch auch über die Jahre hinaus war ... Unsinn! Blech — Wellblech, Karl Gustav!

Aber Gabi war anders als andre. Und dieser verteufelte Serrenberg sollte ja so etwas wie eine dämonische Gewalt über Frauenherzen besitzen. Merkwürdigerweise! Hatte er sich nicht jetzt

erst, in seinen Jahren, dies blutjunge, bildhübsche Frauchen erobert! Und die Gräfin Ulla ... na, was flüsterte und raunte man nicht sonst noch alles —

Himmeldonnerwetter!

So erklärte sich das auch, daß Gabi nicht zu Serrenbergs mit wollte. Höchst einfach und natürlich. Ein vernünftiges Mädel, die gegen solch eine hirnverbrannte Neigung ankämpft ... ein anständiger Charakter ... die Gabi, seine Tochter ...

Er war sehr zufrieden mit ihr. Mitleid hegte sein Vaterherz und erwog bereits, ob es nicht zweckmäßig sei, Minona und Gabriele nach dem Süden zu schicken. Wenn Minona vier Wochen lang in Rom die Museen und Kirchen abklappern mußte, tat das vielleicht Wunder. Die stärksten Männer hatten dabei schon ein paar Kilo verloren. Und Gabi kam unten sicher auf andre Gedanken.

Als aber einige Stunden später der Wagen vor der Tür stand, erschien Gabriele plötzlich im vollen Kostüm. Unter dem Saum des langen Abendmantels guckten wenigstens schwarzseidene Spitzen hervor und Schuhe mit Silberflittern, und über dem vollen Haar lag ein spanischer Schal.

„Ich habe es mir anders überlegt," sagte sie ganz ruhig. „Ich habe nicht abgeschrieben. Frau

Hanna würde es übelnehmen, und das möchte ich unbedingt vermeiden."

„Hm —" machte Karl Gustav und verstaute seine Gattin. „Hm — Weiber haben krausen Sinn —"

Da schlüpfte die Tochter schon an ihm vorüber in den Wagen. Langsam stieg auch er ein. Die Gedanken drückten ihn und das Landsknechtwams in der Taille auch. „Hm — vorwärts, Johann!" — — —

Serrenberg hatte klugerweise das Losungswort ausgegeben: kein Kostümzwang, aber jedes Kostüm ist erwünscht. Er kannte seine Pappenheimer. So mancher, den er auf seinem Feste nicht missen wollte, hätte die Kosten, manch andrer die Mühe der Kostümbesorgung gescheut, mancher mochte die edle Persönlichkeit auch nicht in irgendeinem bunten Gewande zeigen. Und Serrenberg wußte anderseits bestimmt, die ungeheure Mehrzahl kam doch im Kostüm, die wenigen schwarzen Fracks würden verschwinden.

So war es denn auch. Bunt und farbenfreudig die ganze Gesellschaft, die in den beiden großen Räumen durcheinander wogte, und angeregt von den ersten Augenblicken an. Hinter grünen Büschen spielte Vörös Miska mit seiner ausgezeichneten Zigeunerkapelle. Die in Arbeit

begriffenen Bildwerke waren an die Wände gerückt, um Platz zu gewinnen, aber unverhüllt. Nur über dem Kleist-Modell lag die Leinwanddecke . . . „etwas ostentativ", wie der Kammerherr Baron Greutze, der auch das Kostüm verschmäht hatte, bemerkte.

An der Tür des vorderen Ateliers empfing der Professor die Gäste. Das spanische Kostüm stand ihm vortrefflich. Würdig und doch fast jugendlich sah er aus. Aber Karl Gustav Tarchow stutzte, als er die Kostümwahl bemerkte: beinahe wie ein Pendant zu dem Gabrieles dünkte sie ihm, denn Gabi hatte das Kostüm der Jüdin von Toledo gewählt. Es war ja gewiß Zufall . . . aber wie kam die blonde Gabi nur gerade auf diese Wahl? Gut stand ihr das schwarze Spitzengewand ja zu dem prächtigen Blond, und die blendendweißen vollen Schultern kamen famos zur Geltung. . . . . . ja aber extravagant war es doch, und eigentlich haßte Gabi alles Auffallende . . .

In der Mitte des ersten Raumes stand die Hausherrin. Nach langem Hin- und Herüberlegen hatte Serrenberg sich dafür entschieden, daß sie als deutsche Patrizierin erscheinen sollte. Die Wahl war nicht glücklich. So schön und stilecht das Kostüm an sich war und so gut es ihre Gestalt, die in der letzten Zeit etwas voller ge-

worden war, hervorhob: es gab ihrer Erscheinung etwas Steifes. Oder war es nicht das Gewand, war es ihre eigne Befangenheit? Sie fühlte sich sichtlich nicht wohl in all dem bunten Treiben, unter all diesen Menschen, von denen sie immer nur den zwanzigsten kannte und für die sie als Hausfrau doch ein freundliches Lächeln, ein liebenswürdiges Wort haben sollte. Sie lächelte denn auch — aber Professor Emich Mejer hatte nicht ganz unrecht, wenn er seinem Kollegen von der andern Fakultät, dem Geheimrat Wernher, zuraunte: „Ein Lächeln wie zu Eis gefroren. Merkwürdig ... Frau Serrenberg sieht jedesmal, wenn man ihr begegnet, verändert aus."

Nur manchmal hellte sich Hannas Gesicht auf, und es brach ein hellerer Strahl aus ihren Augen: wenn sie in dem Getümmel den Grünrock des alten Herrn erspähte. Es war doch zu lieb, daß der wirklich gekommen war, und er machte sich auch ohne Kostüm, das ihm Fritz hatte aufnötigen wollen, vortrefflich in seinem Galarock, mit dem Hirschfänger an der Seite — seine Hünengestalt überragte all die andern, wie er so drüben am Büfett stand, sich den eisgrauen Bart strich und schmunzelnd den Becher leerte. „Onkel Rübezahl" hatten ihn die jungen Leutnants, die in den Aufführungen mitwirkten,

schleunigst getauft. Unter der Jugend hatte er gleich „Ankratz“ gefunden, wie er Hanna erzählte. Den einen der Herren kannte er als Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers, der andre hatte bei ihm im Manöverquartier gelegen; den dritten und vierten lud er zu einem Bock nach Lugow ein, mit dem fünften und sechsten stieß er an. Und sie brachten ihm, wie einer alten, ehrsamen Mama, die hübschesten Mädel aus der Gesellschaft, ihre Partnerinnen in den späteren Aufführungen, und er sagte denen die niedlichsten Artigkeiten, wofür sie ihm wieder ein wenig die Kur schnitten. Solch Waldwunder sieht man doch nicht alle Tage! Es fehlte wenig, und er war die Sensation des Abends.

Serrenberg konnte sich nicht viel um Hanna bekümmern, solange immer neue Gäste hereinströmten. Er hatte genug zu tun, er war auch bei der Begrüßung ganz in seinem Element: „Gnädigste Frau — Dank, daß Sie kommen. Famos das Kostüm — meinen aufrichtigsten Glückwunsch!“ — „Guten Abend, Herr Geheimrat! Als Türke — bravo! Der Medschidije-Orden ist Ihnen sicher. Die Brillanten dazu knöpfen wir nachher irgendeiner Dame ab.“ — „Ich küsse beide schönen Hände, Exzellenz — dort ist meine Frau.“ — „'n Abend, Fräulein Luischen.

Ich darf doch noch so sagen? Ah — Watteau — allerliebst, wie immer. Man kann doch auch auf diesen Stöckelschuhchen tanzen?" Unerschöpflich war er in immer neuen Wendungen und in der Art ihres Vortrags.

Dabei waren seine Gedanken ganz anderswo —

Ob der Herzog Adalbert kommen würde? Eberhard Adalbert, der hohe Protektor des Kleist-Komitees! Zugesagt hatte der Hofmarschall. Nur sind die hohen Herren selten absolut zuverlässig, haben auch wirklich oft unvorhergesehene Abhaltungen. Gewiß ... aber der Herzog mußte kommen, er durfte heut nicht fehlen! Und man mußte mit dem Bajaderentanz auf ihn warten —

Das war das eine. Und doch noch nicht das, was Serrenberg am meisten beunruhigte.

Ob Fräulein von Gellertshausen kommen würde — das war das andre!

Die Einladungen für den Baron und sie waren richtig abgegangen. Der alte Herr hatte seine Karte abgegeben — Karen hatte Hanna Besuch gemacht. Beide hatten zugesagt. Aber dann gab dies seltsame Mädchen Gerden, den Serrenberg zu ihr geschickt, einen runden Korb: nein — an den Aufführungen wolle sie sich nicht beteiligen. Und außerdem stehe die Tante unmittelbar vor der Operation —

Diese Karen intrigierte ihn. Er kam nicht los von dem Gedanken an ihre schlanke Gertengestalt, an ihre weichen Bewegungen, an ihre dunkeln, bald verschleierten, bald aufblitzenden Augen —

Voller und voller wurde es in den Räumen. Die Geigen sangen ihre Pußtalieder. Zweimal schon hatte Gerden fragen lassen, ob er denn nicht beginnen könnte; seine Bajaderen würden ungeduldig, und die Griechenleutnants tränken eine Pulle Schaum nach der andern. Serrenberg sah verstohlen nach der Uhr. Schon die zehnte Stunde vorüber. Und dann blickte er rückwärts nach seiner Frau. Er hatte eine leise Besorgnis, ob sie heut in dem ungewohnten Treiben auch richtig zu repräsentieren wissen werde ... überhaupt eine leichte Scheu: Hanna war in diesen Tagen so anders, so fremd gewesen.

Ah ... da stand ja Gräfin Ulla neben ihr. Natürlich ... als ob sie hier mit Hausfrau spielen dürfe. Uebrigens sah sie brillant aus als Mediceerin mit dem wundervollen Wiggersenschen Familienschmuck ... neidlos anzuerkennen. Vielleicht war's auch gut, daß sie neben Hanna blieb, ihr — sozusagen — ein wenig assistierte. Wenn eine, so kannte sie sich ja in diesem Tohu-Wabohu aus. Gott, die Menschheit —

„Alleruntertänigsten Dank, Königliche Hoheit!

Darf ich Königliche Hoheit zu meiner Frau führen?"

Serrenberg atmete erleichtert auf. Das Raunen und Schwirren in der Gesellschaft ebbte auf einige Augenblicke ab. Tiefe Verbeugungen —

„Ja, lieber Professor, bitte, vor allem die gnädige Frau! Hoffentlich haben Sie nicht auf mich gewartet ... ich wurde im Schloß festgehalten ..."

Der alte Herr — in kleiner Uniform, nur den Stern des Hausordens auf der Brust — schritt, nach allen Seiten huldvollst grüßend, rasch und elastisch durch den Raum und war dann sofort in angeregter Unterhaltung à trois, mit Hanna und der Gräfin. Wieder atmete Serrenberg erleichtert. Gottlob, Hanna benahm sich tadellos.

Und nun schnell beginnen. „Lieber Herr von Wietersheim, fliegen Sie zu Gerden ... er soll losschießen."

Ah — ah —

Vier Mohren in phantastischen prunkvollen Kostümen rollten einen Riesenteppich auf, gleichmäßig vorschreitend, und schafften dadurch zugleich Raum. Die Musik setzte in einer weichen, rhythmischen Melodie ein. Aus dem hinteren Raum glitten vier schlanke, reizende Indierinnen,

in einer Linie mit verschlungenen Armen, herein, lösten sich, begannen in graziösen Windungen, fast ohne sich von der Stelle zu bewegen, ihren anmutigen Tanz.

Entzückende Erscheinungen, blutjunge Damen aus der Gesellschaft, die mit einer vollendeten Grazie tanzten. Die zarten, weichen orientalischen Stoffe schmiegten sich eng an die knospenhaften Formen, die langen duftigen Schleier spielten und wehten —

Karl Gustav Tarchow konnte sich gar nicht satt schauen. Die Kostüme kannte er ja sehr genau und flüsterte auch seinem Nebenmann, dem Doktor Braun, zu: „Von mir.“ Aber es war doch etwas ganz andres: in diesen Kostümen diese Rassemädchen, jede in ihrer Art eine Schönheit, blühend, jung und frisch, hier in diesem Kreise — oder ein Dritteldutzend Ballettratten auf der Bühne mit ihrem Stereotypslächeln, das immer zu sagen schien: hier siehste mir, hier haste mir. Ja, den Deubel auch — das hier war Klasse!

Unter allgemeinem Jubel verschwanden die vier Bajaderen, wie sie gekommen waren, in einer Reihe, sich gegenseitig mit den Armen umfassend.

Für sie aber stürmten acht Faune herein — junge Herren von der Garde, „à la Böcklin frisiert,“ wie Exzellenz Brun meinte, der für heute

all und jedes Zeremoniengesicht abgelegt zu haben schien und sich köstlich amüsierte.

Die Waldteufelchen wälzten sich auf dem Teppich, tranken aus efeuumwundenen Bockshörnern, stoben bald nach rechts, bald nach links in den engen Kreis der Zuschauer — stets nach dort, wo die hübschesten Frauen standen, und betrugen sich ein Weilchen so unpassend, wie es eben in guter Gesellschaft noch möglich ist. Bis, in Gruppen zu vieren, acht reizende Nymphen erschienen, auf welche die frechen Gesellen förmlich Jagd machten, die sie sich eroberten und mit denen sie sich im Reigen schwangen. Dann ritt hoch zu Roß Orpheus herein — ein unheimlich dicker Orpheus, ganz komische Figur; das Roß trug höchst merkwürdige goldene Pegasusflügel, und Orpheus trug in den Armen eine Lyra aus Stroh, und er sang ein ganz diabolisches Liedchen mit allerlei Anspielungen auf die moderne Kunst.

Serrenberg folgte den Aufführungen längst nicht mehr.

Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die präraffaelitisch schlanke Mädchengestalt gerichtet, die plötzlich unweit des Eingangs auftauchte. Man hatte ihr Platz gemacht, sie stand vorn in der ersten Reihe, doch der ganze Raum trennte den Professor von ihr; er konnte nicht über den

Teppich mit den Tänzern hinweg; er konnte auch nicht von der Seite des Herzogs. Aber seine Augen hingen wie gebannt an Karen.

Einer roten Mohnblüte gleich hob sie sich drüben ab. Rot, knallrot das Kleid, das sich, jede Mode des Tages verschmähend, ganz eng an ihre Glieder schmiegte; roter Mohn in dem blauschwarzen üppigen Haar; einen vollen Strauß roten Mohns an dem sehr tiefen Ausschnitt; rot die Schuhchen; rot der große Fächer, den sie in den Händen hielt. ‚Es ist so gewagt wie nur möglich,‘ sagte Serrenberg sich. Für jede andre wäre es unmöglich gewesen. Zu dieser eigenartigen Schönheit paßte aber gerade das Extravagante, ja, es fiel kaum als extravagant auf. Raffiniert freilich war es — das sah auch er. Erstaunlich raffiniert sogar. Der Stoff des Kleides gewiß spottbillig, der Mohn, der Fächer von Wertheim. Aber das Kleid saß wie eine Aalhaut. Unwillkürlich mußte er denken: kein Korsett, kein Jupon! Und sie trug die billigen Blüten, als stammten sie direkt aus Paris. Dazu der matte und doch so leuchtende Teint — und diese dunkeln Augen, über denen die langbewimperten Lider sich bald schlossen, bald weit auftaten.

Uebrigens erregte Karen doch Aufsehen. Noch ehe die Nymphen und Orpheus verschwanden,

beugte sich der Herzog zu Serrenberg und fragte flüsternd, wer sie sei. Der Professor gab Auskunft und fühlte, wie er dabei seiner Stimme Zwang antun mußte.

„Guter alter Name," meinte der hohe Herr. „Aus dem Thüringischen, wenn ich mich recht erinnere. Schönes Mädchen ... nur, wie soll ich denn sagen ... etwas exotisch gekleidet."

„Auf einem Künstlerfest, Königliche Hoheit —"

„Richtig! Sehr richtig! Man mag es als Kostüm nehmen."

Endlich fand Serrenberg eine Gelegenheit, sich nach der andern Seite hinüberzuschieben, den Baron und seine Nichte zu begrüßen. Karen dankte nur mit einem kleinen Neigen des Kopfes, aber sie nahm doch seinen Arm und ließ sich zu Hanna führen. Die Puffen seines Aermels streiften dabei ihre entblößte Schulter, er empfand die Berührung fast gleich einem elektrischen Schlag.

Hanna machte etwas verwunderte Augen, fand Serrenberg und dachte: ‚Mein Gott, wie kleinlich! Wie unkünstlerisch!‘ Die Gräfin hob die Lorgnette und lächelte. ‚Sie kann den Neid auf Jugend und Schönheit nie unterdrücken. Immer hat sie dann diesen ironischen, maliziösen Zug — meinetwegen — laß sie!‘ Schließlich

sprachen beide Damen ja doch einige liebenswürdige Worte; Karen machte den vollendetsten Hofknicks vor Seiner Hoheit — und dann drängte sich auch schon der unvermeidliche Schwarm junger Leutchen heran, sich vorstellen zu lassen, dem neuen Stern zu huldigen.

Bötel sang, und Frau Götze sang. Agnes Sorma sprach einige Verse. Serrenberg mußte danken und wieder danken; mußte dann den Herzog bis in die Garderobe begleiten — Seine Hoheit reisten noch in der Nacht nach der Riviera, wünschten „sich polnisch zu drücken", waren aber äußerst enchantiert und gnädig: „Wenn ich zurückkomme, werd' ich hoffentlich Ihren Kleist sehen, lieber Professor. Majestät sprachen gestern noch davon. Viel Glück ... und gutes Amüsement heut noch ..."

So hatte Serrenberg Karen ganz aus dem Gesicht verloren. Er fand sie erst wieder, als der Tanz schon begann. Sie saß in einem der Korbstühle nahe dem Orchester, so daß die grüne Wand einen wirkungsvollen Hintergrund bot. Weit zurückgelehnt, die Füße vorgestreckt und gekreuzt; winzig klein, wie Aschenbrödelpantöffelchen, die leuchtend roten Schuhe; ein Stückchen Strumpf war noch sichtbar, um eine Nuance heller — oder schien's nur so, weil

die Haut durch das spinnwebdünne Gewebe schimmerte.

Eine Schar Herren war um sie herum.

Serrenberg hatte schon, in größter Hast, die nötigen Pflichttänze absolviert, als er herantrat. Auch mit Hanna hatte er getanzt —

Nun fragte er ehrlich erstaunt: „Und Sie tanzen nicht, gnädiges Fräulein?"

Langsam schlug sie die Augen auf und schüttelte den Kopf.

„Tanzen Sie überhaupt nicht gern?"

„O — doch! Aber ich hab' heute keine Lust."

Ein paar der Herren jammerten laut. Sie sah mit großen Augen lächelnd im Kreise umher. „Wenn ich doch keine Lust habe. Ich bin doch keine Sklavin."

In Serrenberg trotzte es auf, und ihn überkam eine trunkene Lust, sie im Arme zu haben. Er trat noch näher an sie heran und bat heiß: „Eine Ausnahme müssen Sie aber machen, gnädigstes Fräulein. Dem Hausherrn dürfen Sie eine Extratour nicht abschlagen."

Sie antwortete nicht gleich. Es war, als überlegte sie. Dann stand sie auf. „Einmal soll ja wohl keinmal sein —" sagte sie gedehnt.

Es war ein Straußscher Walzer.

Serrenberg wußte, daß er vorzüglich tanzte.

Aber er wußte auch, so gut hatte er noch nie getanzt. Es war wie ein Schweben. Er brauchte nicht zu führen, sie glitt mit ihm durch den Raum, leicht wie eine Libelle, geschmeidig wie eine Sylphide. Er fühlte sie kaum und fühlte doch wieder, wie sie sich im Rhythmus ihm anpaßte.

Dann sagte sie plötzlich: „Genug —", ehe sie noch völlig herumgetanzt hatten. Es klang fast wie ein Befehl.

„Aber, gnädigstes Fräulein —"

„Bitte — nein! Ich tanze nicht mehr."

So führte er sie zurück. Innerlich bebend vor Zorn. Machte ihr eine knappe Verbeugung und sah nur noch, wie sie sich auf ihren Stuhl hinstreckte, mit lässiger Grazie den großen roten Fächer spielend ausbreitete und wie gleich wieder der Schwarm junger Herren um sie herum war.

‚Das soll sie mir büßen,' dachte er. ‚Nicht einen Moment kümmere ich mich mehr um sie.' Und er ging zum Büfett, stürzte hastig ein Glas Sekt hinunter und widmete sich den alten Herren, die hier Posto gefaßt hatten. Auch der Oberförster war unter ihnen, und der fragte gleich:

„Wer war denn die Rote, mit der du eben tanztest, Fritz?"

„Ein Fräulein von Gellertshausen oder so

ähnlich. Ich sah sie heut erst zum zweitenmal," gab er kurz Auskunft.

„Prachtmädel. Aber weißt du, so 'n bissel was Zigeunerisches. Ich war mal als Forst-assessor unten in Rumänien — lang ist's her —, da gab's die Rasse. Milch und Blut, Feuer und Wasser — alles in einem. Recht, um die Männer toll und verrückt zu machen und ihnen nachher eine lange Nase zu drehen."

Serrenberg wandte sich ab. Denn gerade schwieg die Musik, und die Diener begannen die kleinen Tische für das Souper hereinzutragen. Er mußte eilen, um Exzellenz von Mohlband zu suchen, die er führen wollte. Gottlob, daß die kleine bescheidene Frau mit dem blonden Diako-nissenscheitel keine großen Ansprüche an die Unterhaltung machte. Sie nickte eigentlich immer nur mit demselben freundlichen Lächeln.

Das Souper war ganz kurz. Zwei Schüsseln und Eis. Die meisten berührten die Speisen kaum, da die Aufmerksamkeit bald durch eine Art chinesischen Schattenspiels abgelenkt wurde, zu dem Tielscher, der urkomische Tielscher, einen drolligen Text über Tante Charley im Trojanischen Krieg vortrug.

Wider Willen suchte Serrenberg bei Tisch doch nach Karen. Aber er sah nur in einer ent-

legenen Ecke, an einer Tafel der Jugend, einen roten leuchtenden Fleck. Dort war sie wohl — diese unartige, unausstehliche Person —

Am Nebentisch saß Hanna, die der Zeremonienmeister zu Tisch geführt hatte; an ihre andre Seite hatte sie sich selbst den Großvater geholt. Sie sprach angeregt mit beiden Herren. Serrenberg fand, sie sah jetzt besser aus als vorhin, viel frischer und viel anmutiger. Es freute ihn, und es freute ihn auch, daß die sonst so schweigsame Exzellenz Mohlband einige liebenswürdige Worte über Hanna sagte in ihrer ruhigen, sanften Art, die immer den Stempel innerlichster Wahrhaftigkeit trug. Es war doch ein reizendes Frauchen — seine Hanna. Gleich nachher mußte er zu ihr gehen, noch gar nicht hatte er sich heut um sie gekümmert. Und eigentlich nur diese alberne Karen im Sinne gehabt —

Ganz an der andern Seite des vorderen Ateliers hatte der Zufall Gabriele Tarchow und Herrn von Gerden zusammengeführt. Sie war erschrocken, als ihr Tischherr, ein junger Assessor aus dem Auswärtigen Amt, sie gerade an diesen Tisch geleitete. Und sie war empört, als Gerden ganz gelassen sagte: „Das ist nett, Herr von Wilten, daß Sie Wort halten. Ich armer geplagter Vizedirektor der Serrenbergschen Unter-

nehmungen wäre sonst vielleicht gar nicht dazu gekommen, das gnädige Fräulein um ihr Urteil über unsre Aufführungen zu fragen."

Hochmütig schürzte sie die Lippen. Gar nicht antworten — am Ende war's das beste. Aber es brannte ihr doch auf der Zunge. Und so meinte sie kühl und spitz: „Wenn Sie mich fragen, Herr von Gerden — ganz nett. Ich habe freilich nicht viel hingesehen. Sie wissen ja, ich habe wenig Interesse für diese Dinge."

Er nahm sich in aller Seelenruhe Kaviarsauce zu seinem Lachs, kostete, erklärte: „Vortrefflich —", aß das Stück auf dem Teller ziemlich auf und fragte dann erst: „Wofür haben Sie denn eigentlich besondere Interessen, gnädigstes Fräulein?"

Gabriele kochte innerlich. Am liebsten hätte sie entgegnet: ‚Das geht Sie doch wahrhaftig zu allerletzt was an!' Aber sie begnügte sich mit dem gemäßigteren: „Für ernstere Dinge — auch für die ernstere Kunst." Das „ernst" beide Male, zumal aber zu zweit, kräftig zu unterstreichen, konnte sie sich doch nicht versagen.

„O — ja!" meinte er, wieder nach einer kleinen Pause. „Ernstere Kunst ... schöne Sache das! Nur daß wir eben Epigonen sind. Was sollen wir anfangen, die wir doch nur von den Bro-

samen leben, die von den reichbesetzten Tischen der klassischen Meister abgefallen sind!"

„Genügsamkeit ist eine köstliche Tugend —" höhnte sie.

„Ist sie auch. Wenigstens sichert sie vor Unbescheidenheit und Ueberhebung. Ich bitt' Sie übrigens, gnädiges Fräulein: ist's denn heut in den andern Berufen, vom kaufmännischen und technischen vielleicht abgesehen, anders? Die Armee zehrt noch immer vom Ruhm Moltkes, die Politik — fragen Sie Herrn von Wilten — lebt von der Hinterlassenschaft Bismarcks. Seit der Wolter haben wir keine wirklich große Heroine gehabt, vielleicht seit Devrient keinen wirklich großen Schauspieler —"

„... und wer war der letzte große deutsche Bildhauer? Ihrer Meinung nach?"

„Ich werd' den Geier tun und mir den Mund verbrennen, gnädiges Fräulein. Jedenfalls werde ich nie ambitionieren, ein großer Meister zu werden." Wieder sprach er sehr gelassen, trank sein Glas Schaumwein aus und machte ein Gesicht, so harmlos wie ein junges Mädchen.

Gar zu gern hätte sie gesagt: ‚Das glaub' ich auch.' Aber das ging ja leider nicht, und so fragte sie nur: „Ja — warum sind Sie denn Bildhauer geworden?"

„Aus Freude an der Kunst. Warum soll ich ihr nicht auch mit meinem kleinen Talentchen dienen dürfen? Als bescheidener, aber beglückter Jünger. Alle Tage freu' ich mich von neuem, daß ich die Pandekten hinter den Ofen geworfen habe."

Gabriele zog die schönen Schultern hoch und schliff in Gedanken eine neue Spitze. Da kam aber der junge Diplomat dazwischen und riß das Gespräch an sich. Fast gewaltsam, denn er fühlte sich in seiner Eigenschaft als Tischherr und als Vertreter seines hohen Amtes gleich gekränkt. Und außerdem war dies Fräulein Tarchow wirklich eine famose Erscheinung ... der Papa sollte ja auch ein ganz annehmbarer Herr sein ... „bloß" Tarchow freilich ... aber man nahm das heutzutage nicht so genau ...

Der Kommerzienrat Modderstedt hatte um die Ehre gebeten, Gräfin Wiggersen zu Tisch führen zu dürfen. Sie mochte den alten behaglichen Herrn gern und gebrauchte daher keine der Ausflüchte, die sie sonst immer zur Hand hatte. Es verschlug auch nichts, daß sie im voraus wußte, er hatte ein kleines Anliegen — um gefährliche Dinge handelte es sich bei ihm nie. Richtig kam er denn auch bald mit seiner Bitte herausgerückt: Professor Sladen hatte ihm von

einer Wedgwood-Tasse erzählte, die sie besäße, eine der berühmten Froschtassen, die der große britische Keramiker einst für den russischen Hof gefertigt habe; er sei selbst leidenschaftlicher Wedgwood-Sammler ... ob er sich wohl erlauben dürfe, gelegentlich in ihrem Palais vorzusprechen ...

Lächelnd stimmte sie zu. Es war ja nur ein Vorwand Modderstedts, die nicht ganz ungeschickte Anbahnung gesellschaftlichen Verkehrs. Warum nicht?

Dann freilich schlief das Gespräch zwischen ihnen etwas ein. Aber die Gräfin kam mit ihrem andern Tischnachbar in eine desto angeregtere Unterhaltung. Sie kannte den hochgewachsenen jüngeren Herrn nicht, hatte bei der Vorstellung wohl auch seinen Namen nicht verstanden. Und er wußte augenscheinlich nichts von ihr ... gar nichts ...

Er schien überhaupt ganz fremd in der Gesellschaft. Sonst hätte er kaum so offen gesprochen. Unvorsichtig offen fast.

Allmählich, indem sie das Gespräch mit der ihr eignen Geschicklichkeit schob und lenkte, kam sie dahinter, daß er Münchner und ohne Zweifel auch Bildhauer sei. Eine scharfe, rücksichtslose Zunge! Ein ganz moderner Mensch zugleich —

Hildebrand-Schüler wahrscheinlich. Eine Schale ätzenden Spotts nach der andern goß er über die Berliner Bildhauerkunst aus. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man nichts Besseres tun können, als das Bismarck-Denkmal abzutragen, das Nationaldenkmal als Alteisen zu verkaufen, von der Siegesallee nur die Bänke stehen zu lassen.

Es amüsierte die Gräfin. Aber schließlich fragte sie doch: „Und trotzdem sind Sie hier?"

„Ja!" gab er lachend zurück. „Warum nicht? Mein Studienfreund Gerden, der ja freilich jetzt auch mit seinem ganz netten kleinen Talentchen im Spreefahrwasser ertrinken wird, gab mir eine Karte. Nun — man muß doch auch den Menschen von dem Künstler trennen. Warum soll ich nicht eine Gesellschaft bei einem Kollegen besuchen, der mir als Künstler ziemlich fad vorkommt!"

„Oho! Das ist stark!"

„Persönliche Ansicht, Gnädigste. Vielleicht hätt' unser liebenswürdiger Wirt auch Besseres geschaffen, wenn er nicht halt grad' nach Berlin gekommen wäre. Uebrigens Frage gegen Frage, wenn die Gnädigste gestatten: wie kommt's wohl, daß man bei ihm fast gar keinen Kollegen trifft — den Gerden ausgenommen?"

„Das ist wohl auch eine Eigentümlichkeit des

Berliner Lebens. Jeder zimmert sich hier seinen Kreis — und darüber geht der Zusammenhalt verloren."

„Schad' ist's. Aber ich denk' mir, das Kreiszimmern wird wohl halt auch im Geschäftsinteresse geschehen. Die Kunst geht nach Brot oder nach Trüffelpasteten oder nach Orden — alles dasselbe. Das ist immer ihr Tod gewesen. Nichts für ungut, meine Gnädigste —"

Die Tafel wurde aufgehoben. Sofort wogte und schwirrte die Gesellschaft durcheinander.

Serrenberg hatte sich bestimmt vorgenommen, sich Hanna zu widmen, sowie es seine Pflichten als Wirt nur zuließen. Es war etwas wie Reue in ihm — all die letzte Zeit hatte er sie ein wenig vernachlässigt.

Aber gerade als er zu ihr trat, ihr ein herzliches Wort sagte, ihr die Hände küßte, tauchte wenige Schritte neben ihm das flammende Rot auf. Karen verneigte sich vor ein paar älteren Damen, und die langsame, tiefe Verbeugung brachte ihm wieder all den Reiz ihrer geschmeidigen Gestalt zum Bewußtsein. Er ärgerte sich, er biß sich auf die Lippen. Er war fest entschlossen, ihr aus dem Wege zu gehen — und eine Minute später stand er doch vor ihr.

„Mahlzeit, gnädiges Fräulein. Haben Sie sich gut bei Tisch unterhalten?"

Sie hatte ihm die Hand gereicht. Eine merkwürdige Hand — er brauchte gar nicht hinzusehen, er empfand es bei der Berührung. Nicht übermäßig klein, aber erstaunlich schmal; sehr wenig Fleisch, die Knochen aber so dünn und fein, als müßte jedes feste Zufassen sie zerbrechen. Ganz kühl, fast kalt lag sie in der seinen, nicht gebogen, sondern lang gestreckt, wie um den Handdruck zu vermeiden.

„Unterhalten?" sagte Karen. „O ja. Ich unterhalte mich eigentlich immer gut. Und dann stand gegenüber an der Wand ein Apollotorso. Der hätte mir auch allein genügt . . ."

„So interessieren Sie sich für meine Kunst?"

Sie schlug langsam die Lider auf und sah ihn — nur auf einen Augenblick — voll an.

„Ja!" sagte sie dann. „Aber ich habe wenig gesehen, bin sehr dumm, um den rechten Ausdruck zu gebrauchen."

„In der Kunst kann die Empfindung das Wissen oft ersetzen. Ja, richtig zu empfinden ist nicht selten mehr wert als kritisches Zergliedern."

„Das wäre ein Trost für mich, wenn ich mich trostbedürftig fände. Das bin ich aber gar nicht."

„Sie haben auch keine Veranlassung dazu, gnädiges Fräulein! Nur der Arme ist trostbedürftig. Sie sind reich, denn Sie sind schön."

Karen lächelte, ohne aufzusehen. „Herr Professor ... warum diese Phrase? Daß ich nicht gerade häßlich bin, sagt mir mein Spiegel auch. Aber es ist so gleichgültig —“

Er wußte ganz genau, daß sie log. Rundweg log. Daß sie eitel war und gefallsüchtig. Daß sie ihn nur reizen wollte, mehr zu sagen. Daß es ihr darauf ankam, ihn in diesem Moment an dieser Stelle festzuhalten, wo sich schon ein kleiner Kreis um sie gebildet hatte, dessen Mittelpunkt sie war. Alles das fühlte, wußte er. Fort wollte er, das Gespräch mit einem kurzen Wort abbrechen — er hatte sich schon viel zu weit eingelassen.

Da sah sie plötzlich auf. Ganz anders wie sonst. Sein scharfes Künstlerauge hatte das sofort erfaßt. Sie schielte nämlich ein wenig. Ganz wenig nur. Aber gerade das, was bei andern Augen so häßlich ist, gab ihrem Blick einen merkwürdig fesselnden, ja aufreizenden Ausdruck. Er konnte nicht los — diese schönen dunkeln Augen mit dem pikanten Fehler hielten ihn fest —

Aber er sprach auch nicht. Wortlos standen sie sich beide ein paar Sekunden gegenüber, und er sagte sich, innerlich wütend: ‚Das ist ja gerade, als ob sie ihre Macht erproben wollte. Den bösen Blick hat dieses Weib — das ist alles. Bist

du denn ein abergläubischer Italiener? Mach dich nicht lächerlich! Dein Benehmen muß ja auffallen!'

Karen wartete ganz ruhig, mit ihrem kaum merkbaren Lächeln auf den Lippen.

Bis er endlich schwer atmend sagte: „Ich möchte Ihnen gern im hinteren Raum noch eine Arbeit von mir zeigen, gnädiges Fräulein —"

„Danke sehr, Herr Professor ... ich habe bereits alles gesehen ..." Die langen seidigen Wimpern sanken wieder herab. Sie neigte ein wenig den schönen Kopf: so, nun bist du entlassen ..., und dann wandte sie sich an ihren Onkel, der immer in ihrem Gefolge blieb, mit einem gleichgültigen Wort.

Mit den Zähnen hätte Serrenberg knirschen mögen! Wieder ließ sie ihn wie einen dummen Jungen stehen. Wer war sie denn eigentlich, was dünkte sie sich ... diese Bettelprinzessin ...

Und er stürzte sich mit forcierter Hast in die Gesellschaft. Der Tanz hatte wieder begonnen — er tanzte wie ein Rasender. Er suchte seine Frau auf und überbot sich in Liebenswürdigkeiten. Er widmete sogar der Gräfin ein paar Minuten. Aber der einen wie der andern mochte er nicht recht in die Augen sehen.

Dann kam, in früher Morgenstunde, die Kaffeepause. Eine kleine Sensation für den

Rest der Gesellschaft, so zierlich hatten er und Gerden sich das ausgedacht. Ein reizendes Zweigespann von prächtigen Ziegenböcken, aus dem Zoologischen Garten entliehen, fuhr ein allerliebstes Wägelchen herein, auf dem in Riesenkörben Kannen und Tassen echt braunen Bunzlauer Fabrikats lagen; ein zweites Gespann brachte einen ganzen Berg mit Streuselkuchenblechen. Ausgesucht ländlich und primitiv — so recht etwas für verwöhnte Großstadtnerven und daher mit Hurra und Jubel gegrüßt.

Hanna und er machten selbst die Kaffeeschenken, schnitten mit großen Messern den überzuckerten Kuchen in Streifen.

Und da sah er plötzlich, wie er so auf der Runde durch die Räume neben dem Ziegengespann einherschritt, Karen noch einmal. Sie hatte sich wieder einen Ruheplatz ausgesucht, der ihre Schönheit wirkungsvollst hob. Vor dem großen Torso im andern Atelier kauerte sie auf einem Schemelchen, so daß ihr Kopf dicht an den weißen Gliedern der Gestalt lag, und als er vorüberzog, sah sie flüchtig zu Serrenberg auf — nur eine Sekunde, aber mit einem flimmernden Glutblick.

Dicht neben ihr saß Gabriele Tarchow in einem kleinen Kreise, in dem auch Gerden nicht fehlte.

Serrenberg hielt den Kuchenwagen an, zersäbelte mit wütenden Streichen die letzten Bleche — und dann ließ er alles stehen und liegen, zog sich einen Schemel neben Gabriele und begann ihr in einer Weise den Hof zu machen, die fast die Grenze der Schicklichkeit streifte. Er sprach laut, er bewunderte ihr Kostüm, er pries den Gegensatz zwischen ihren schimmernd weißen Schultern und dem dunkeln Schwarz der Spitzen, er fand ihr Goldhaar bezaubernd, er schwärmte von der Tiefe ihres Blicks. Er wunderte sich dabei, daß dies kühle Mädchen das alles nicht nur über sich ergehen ließ, daß Gabriele sogar dazu lächelte. Scheinbar ganz wohlgefällig lächelte, anstatt achselzuckend aufzustehen und ihm zu sagen: ‚Professorchen, machen Sie sich nicht lächerlich —' Und dieser Gerden saß dabei und zog ein Gesicht, als bisse er auf eine Tollkirsche. Oder bildete er sich das nur ein — das Ganze war ja doch wie ein wüster Traum.

Bis dann endlich Karl Gustav quer durch den Raum mit schweren stilgerechten Landsknechtsschritten angestapft kam.

„Gabriele... Mama wartet schon! Herr Professor ... es war wieder einmal reizend bei Ihnen" — und auch dieser gute Tarchow hatte solch Gesicht, als ob er den ganzen Mund voll Essig hätte.

Und dann war plötzlich der rote Fleck unter dem Torso verschwunden. Mit einem Male. Hexen verschwinden eben im Nu — den Besen zwischen die schlanken Glieder, und fort sind sie — zum Blocksberg — hui —

Aber er stand und stand und mußte sich nach rechts verbeugen und nach links und die fremdesten Hände drücken und Phrasen drehen: „Zu gütig, Baronin!“ — „Wenn Sie sich nur ein wenig amüsiert haben —“

Draußen in der Garderobe war ein fürchterliches Durcheinander, ein Schwirren und ein Gedränge wie auf dem Subskriptionsball. Mitten darin saß Minona auf zwei Stühlen und keuchte, denn sie hatte sich ihren Abendmantel selbst heraussuchen müssen.

Gottlob — endlich kam Karl Gustav. Aber er sah erregt und finster aus. Entweder er hatte sich schwer geärgert oder er hatte zuviel von dem deutschen Sekt getrunken, den er nun einmal nicht mehr vertragen konnte — oder beides. Beides: so sah er aus. Sie kannte ihren Karl Gustav! Und dabei nicht einmal fragen dürfen. Denn das konnte er noch schlechter vertragen wie den Schaumwein. Gott, diese Künstler! Immer soll das nach was aussehen — ohne Sekt geht es nicht —, und er bekommt doch nun mal Karl

Gustav nicht! Das gab eine schöne Nacht ... Sodbrennen natürlich und Schnarchen ... und der Kater morgen früh ... nein, heute früh ...

In tiefem Schweigen fuhren sie nach Hause.

Als aber Karl Gustav seine Minona ausgeladen und der harrenden Zofe übergeben hatte, wandte er sich um und sagte sehr ernst: „Gabi, ich habe mit dir noch zu sprechen!" Dabei schritt er, wieder mit seinen schweren Landsknechtsschritten, in das Arbeitszimmer voran, ließ das elektrische Licht hell aufleuchten und lehnte sich mit vor der Brust gekreuzten Armen an den Schreibtisch. Die Haltung war mehr Julius Cäsar oder Marc Anton als Frundsberg, aber das tat nichts. Wenn sie nur würdig war, ernst, feierlich.

Die Tochter war ehrlich neugierig gefolgt. „Nun, Papa?"

Er räusperte sich.

„Mein liebes Kind," begann er dann, „ich habe dir alle Freiheit gelassen, und ich muß zugeben, du hast diese nicht mißbraucht. Du warst immer verständig. Hm — manch andrer Vater würde vielleicht sagen: du warst zu verständig. Manch andrer Vater hätte gewünscht, daß du nicht gar so kühl und zurückhaltend sein möchtest, nicht so abweisend, wenn sich ein ehr-

licher Bewerber dir naht. Denn wie sagt der Dichter:

,Efeu und ein zärtlich Gemüt
Heftet sich an und grünt und blüht;
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.'

Ja, meine Gabi, ich hätte gern einen guten Schwiegersohn gehabt. Aber ich beschied mich. Auch Mama beschied sich. Immer haben wir gedacht: nur warten ... der Rechte wird schon noch kommen. Der Rechte — verstehst du ... wie Halm sagt:

,Zwei Seelen und ein Gedanke —
Zwei Herzen und ein Schlag —'"

Er räusperte sich wieder.

„Ja, mein Kind, so war es," sprach er dann mit starker Betonung weiter. „Und was muß ich nun erleben? O — ich bin nicht prüde, ich bin nicht kleinlich. Nichts Menschliches ist mir fremd. Aber, Gabriele, die Ehe ist eine heilige Sache. Heilig vor Gott und Menschen. Weh dem, der auch nur in Gedanken mit frevlem Sinn in eine Ehe hineingreift. Siehst du, Gabi — und darum hat es mich in tiefster Seele geschmerzt — geschämt habe ich mich, wie du dich vergessen konntest, — ja — du und dieser alte Sünder — dieser Serrenberg —"

Weiter kam Karl Gustav nicht.

Denn Gabriele, die ihn immer erstaunter angesehen hatte, fing plötzlich an, laut zu lachen.

„Erlaube —" sagte er noch.

Aber sie lachte weiter. Erst war's wie wirklicher Uebermut. Dann war's fast wie ein Krampf. Nicht mehr fröhlich klang es, sondern gallebitter.

Mit einem Male schlug es um. Aus dem Lachen wurde ein kurzes Aufschluchzen. Schneidend und schrill. Und gleich darauf sagte Gabriele scheinbar ganz gelassen: „Beunruhige dich nicht, Papa, und geh zu Bette. Meinetwegen kannst du sorgenlos schlafen — deine Fährte war ganz falsch! Gute Nacht —"

8

Großvater und Hanna saßen am Frühstückstisch sich gegenüber.

Es war doch später geworden als sonst. Der Oberförster hatte bereits einen tüchtigen Morgenmarsch durch den Tiergarten gemacht und sich die neuen Ausholzungen angesehen. Bis zum Brandenburger Tor war er marschiert und über Kroll und die Zelte zurück. Für ihn gab's dabei überall Erinnerungen aufzufrischen aus alter Zeit. Bunt durcheinander — wie er Anno 1866 auf dem Königsplatz in Parade gestanden, wie er 1871 durch das Brandenburger Tor als Haupt-

mann der Landwehr eingezogen war; an den schwarzen Engel bei Kroll, der so drollig sein Orchester dirigiert hatte, ja noch an manch Frühkonzert in den Zelten zu Anno Toback. Das und die kräftige Winterluft hatten ihn erfrischt. Er war so munter wie ein Fisch im Wasser. Nur von dem labbrigen Tee wollte er nichts wissen. Einen strammen Kaffee sollte Hanna ihm kochen lassen und ein paar Eier dazu —, „und wenn du 'n Stück Schinken da hast, wird's auch nichts schaden."

Hanna war ja so froh, ihr Großväterchen endlich einmal im eignen Hause betreuen zu können. Wie einst draußen in Lugow ihm selbst das Brot zu buttern, die Tasse einzuschenken, ihm alles bequem zurechtzustellen. Sogar an das Rückenkissen hatte sie gedacht, das er immer haben wollte und nie benutzte, denn er saß stramm aufgerichtet wie der Jüngste.

Froh war sie, daß sie ihn hier hatte. Und doch lag es ihr wie Blei in allen Gliedern — und im Kopf — und im Herzen —

Der Alte war entzückt, begeistert vom Fest. Er brummte immer wieder in seiner erschrecklich unmusikalischen Art eine der Zigeunermelodien. Famos war alles geglückt — alle Hochachtung. Bissel viel Geld gekostet — na, Serrenberg ver-

diente es ja. Nett und liebenswürdig die ganze Gesellschaft. Sogar diese Gräfin Wiggersen. Alles, was wahr ist — sie auch — kann man nicht anders sagen. Scharmante Frau — Dabei schielte er ein wenig unter den dichten Brauen nach der Enkelin — harmlos neckisch, ob sie irgendwie reagieren würde. Bewahre. Hanna saß ganz gelassen. Also von Eifersucht keine Spur. Wär' ja auch lächerlich gewesen. Die junge blühende Frau und die — na, allenfalls: diese schöne Matrone —

Er klappte sich seine Brötchen zusammen und biß kräftig mit seinen Eisenzähnen hinein. „Ja, du mein Schmaltierchen, da kam noch was Merkwürdiges heraus, als ich mich mit der Gräfin unterhielt. So ganz gefällig. Denk dir doch, mein Geroth ist ein Vetter von ihr. Das heißt, ein Vetter fünften Grades, oder so — was man durch sieben Scheffel Erbsen nennt. Persönlich kennt sie ihn gar nicht. Aber wie ich den Namen nannte, wußte sie gleich Bescheid. — Uebrigens hast du noch nicht einmal nach dem guten Geroth gefragt!"

Er blinzelte wieder neugierig. Aber Hanna nickte nur: „Ich bin ja überhaupt noch nicht zum Fragen gekommen, Großvater, und wenn ich erst anfangen würde, fänd' ich sicher gar kein Ende.

Seit wann ist er denn wieder in Lugow? Es geht ihm doch gut?"

Sie sagte das mit etwas allgemein gehaltener Anteilnahme. ‚Aehnlich,' dachte der Alte, ‚könnte sie auch nach Diana oder nach Karo fragen.' Es verdroß ihn ein wenig, und da es überhaupt nicht seine Art war, mit seinen Gedanken hinter dem Berge zu halten, sagte er: „Na ja . . . jetzt hat er's wohl langsam überwunden —"

„Was denn? Ueberwunden —"

Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Aber Hanna, so stell dich doch nicht dümmer, als du bist. Daß er dich liebhatte —"

Sie erschrak heftig. Mit großen Augen sah sie den Alten an.

Der lachte: „Na ja . . . aber, Irrwisch, das mußt du doch gemerkt haben! Bist doch sonst nicht blind. Na — ist ja nun abgetan. Du lieber Gott, es ist eben nicht jedem jungen Menschen beschert, daß er gleich die erste Liebe heimführen kann. Und er hat's wacker 'runtergekämpft. Deshalb nahm er ja damals den längeren Urlaub."

Noch immer sah Hanna starr vor sich hin. Vor ihrem geistigen Auge tauchte mit einem Male dies und jenes Zusammensein mit Geroth wieder auf. Harmlos wie Kinder waren sie gewesen, hatten sich gestritten und wieder vertragen. Sehr

gern hatte sie mit ihm geplaudert, gerad' weil er so weit in der Welt herumgekommen und so voller Interesse war. Allein mit ihm war sie durch Feld und Wald gewandert, zweistimmig gesungen hatten sie dabei und sich gefreut, wenn es hübsch widerhallte. Aber sonst —

Dabei überkam sie plötzlich ein leises Weh — etwas wie herzliches Bedauern, ihm einen Schmerz zugefügt zu haben.

„... ich kann nichts dafür," sagte sie. Es klang ganz kindlich, und der Großvater mußte unwillkürlich lachen.

„Nee — das glaub' ich dir, Hanna. Du kannst nichts dafür. Das ist nun mal so in der Welt ... Na, da bist du ja endlich, Fritz! Alle Wetter, du siehst aber hübsch verkatert aus. Haarweh, Kinnweh — was? 'Morgen! Ihr seid doch Schwächlinge, ihr Großstadtpflanzen!"

Der Professor hatte in der Tat kein Auge zugetan und fühlte sich körperlich und geistig todelend. So elend, wie noch niemals. Als ob alle Spannkraft in ihm erloschen wäre.

Vorhin, als Hanna aufgestanden war, hatte er unter den halbgeschlossenen Lidern hervor jede ihrer Bewegungen verfolgt. Sie war so leise, aber das kleinste Geräusch tat ihm weh. ‚Wenn sie doch erst hinaus wäre!' dachte er. ‚Und ich allein —'

Und dann lag er, und die Erinnerung an die Feststunden bohrte in ihm. Nicht die Augen zu schließen wagte er: immer sah er dann den einen rotleuchtenden Fleck vor sich. Zum Wahnsinnigwerden! Und immer der eine tolle Gedanke: ‚du mußt sie wiedersehen. Du mußt — mußt — mußt!‘ Und zugleich der andre: ‚was bist du doch für ein erbärmlicher Kerl! Hast eine junge, reizende liebe Frau — ein Schuft bist du! Weißt es, und wirst doch um einen Blick aus den schielenden Augen der Hexe dein Weib verraten! Pfui Geier! ...‘ Und dann wieder: ‚was will dieser Dämon eigentlich? Was spielt sie mit dir! Dahinter wenigstens mußt du kommen und sie dann zertreten, zu Boden treten! ...‘ Und endlich: ‚wie fängst du's nur an, daß du sie wiedersiehst — heut — heut noch —‘

Schließlich hatte er sich aufgerafft, eine Dusche genommen, so kalt sie die Wasserleitung nur hergab. Aber auch das löschte die Glut in ihm nicht. Ihm war, als rase ein Fieber durch seine Adern.

Vor der Tür des Frühstückszimmers war er dann stehen geblieben und hatte noch einmal tief Atem geschöpft. Er fürchtete sich vor den Augen seiner Frau.

Aber Hanna schien ganz ruhig. Ein Glück

noch, daß der Alte da war — das war doch eine Ablenkung. Nur zusammennehmen ...

Er küßte seiner Frau die Stirn. Wich sie wirklich ein wenig zurück? Es war wohl nur Einbildung —

„'Morgen, Ihr Lieben. Ja, alter Herr ... ich will's nur gestehen, ich hab' einen Riesenkater, einen Leoparden, einen Tiger. Scheußlich. Hanna, bitte, laß mir einen sauren Hering kommen und eine Weiße. Tee — um aller guten Götter willen! Hundehaare muß man auflegen, so wie man's in der goldenen Jugend machte."

„... nimm 'nen tüchtigen Löffel Natron bi, Fritz!" Dem Oberförster machte Serrenbergs Leiden geradezu Vergnügen. „Und dann getröste dich: selbst der schlimmste Kater stirbt am Abend."

„Lang genug bis dahin —" Serrenberg stützte den Kopf in beide Hände. Nur nicht aufsehen. Keinem von den beiden in die Augen sehen. Das war so ganz gut: mochten sie glauben, daß er körperlich leide. Die guten Toren. Was sind körperliche Leiden —

Eine Weile schwieg der Alte. Der Diener kam, mit verschmitzt maliziösem Gesicht, und brachte die schäumende Weiße und den Hering. Serrenberg würgte ein Stück hinunter, trank einen langen Schluck, schüttelte sich, stemmte wieder

die Ellbogen auf den Tisch und die Schläfen in die Hände. Nervös zausten dabei seine Finger im Haar.

Dann wurde es dem Oberförster doch zu viel. Er fing an, vom gestrigen Fest zu sprechen. Anfangs hörte Serrenberg nur mit halbem Ohr. Bis dann plötzlich ein Name aufklang — ihr Name —

„Was war denn das eigentlich für ein Pflänzchen, Hanna — die mit dem roten Kleid und dem roten Fächer? Ich hab' den Namen vergessen."

„Fräulein von Gellertshausen —"

Hanna hatte es leidlich ruhig gesprochen.

„. . . von Gellertshausen. Sieh mal an. Theaterdämchen wohl. Uebrigens ein schönes Mädel. Schade, daß sie so infam schielt . . ."

Also das hatte der scharfe Weidmannsblick auch bemerkt. Was, zum Teufel, gingen den Alten Karens Augen an! Diese Augen!

Laut aufstöhnen hätte er mögen. Oder mit beiden Händen die Tischdecke packen und sie herunterreißen mitsamt den Kannen und Tassen und Gläsern. All den Plunder. Nur daß es recht klappte und klirrte, daß es Scherben gab wie zum Polterabend.

Es bohrte und brannte in ihm. Irgendwie

mußte er sich Luft machen, etwas tun oder sprechen, was mit ihr zusammenhing. Und wenn es das dümmste war.

So sagte er schließlich, zwischen den fest über dem Gesicht zusammengeschlossenen Händen heraus: „Du ... Hanna, hast du eigentlich den Besuch ... der jungen Dame schon erwidert?"

„Ich traf sie nicht zu Hause. Meine Karte gab ich natürlich ab." Wieder sprach es Hanna ruhig. Trotzdem witterte er — und vielleicht nicht ganz mit Unrecht — etwas wie Abwehr in ihrem Ton. Das reizte ihn nur noch mehr. Eine Weile fraß er's in sich hinein. Dann zog er die eine Hand halb zur Seite und sagte: „Wir wollen sie zum Freitag zu Tisch bitten. Sie und den Baron. Schreib ihr das doch."

Er wartete, er lauerte förmlich auf Hannas Antwort. Eine wahnsinnige Lust, mit dem Feuer zu spielen, überkam ihn. Was würde sie sagen? Hatte sie schon Argwohn geschöpft? Sie war anders gewesen als sonst, schon seit dem Diner bei der Gräfin. Hing das mit Karen zusammen oder nur mit irgendwelchen Albernheiten Ullas? Nun würde das ja klar werden — und das war ganz gut —

Einen Augenblick zögerte Hanna.

Sie hatte wohl bemerkt, daß ihr Mann gestern

ein paarmal lebhaft mit dem schönen Mädchen gesprochen hatte. Sie hatte es auch bitter empfunden, daß er sie nach Tisch stehen ließ und sich nach jener umwandte. Aber eifersüchtig? Nein! Das nicht! Um Gottes willen — nein! Es drückte und quälte sie andres genug. Nur unsympathisch war ihr diese Karen im höchsten Grade. Sie hätte nicht einmal recht begründen können, weshalb. Nach allem, was sie gesehen hatte, benahm sich die junge Dame zurückhaltend, tadellos. Aber sie war trotzdem so auffallend; nicht ihr Wesen, aber ihr Anzug, ihre Art, sich zu bewegen, hatten etwas so Herausforderndes.

„Das möchte ich nicht —" sagte sie endlich. Es klang mehr wie eine Bitte.

Er ließ beide Hände schwer auf den Tisch niederfallen. „Nanu?!" stieß er brutal hervor. „Da möcht' ich denn doch wissen, weshalb nicht?"

Wieder zögerte Hanna. Sachlich begründen konnte sie ihre Ablehnung kaum. Eine Szene wollte sie in Gegenwart des Großvaters vermeiden. Aber eine Ausrede brauchen — lügen: nein, das erst recht nicht.

„Sie ist mir unsympathisch." Es kam etwas kleinlaut heraus. „Ich habe vielleicht unrecht. Aber ich möchte sie nicht als Gast in meinem Hause haben."

Er fühlte, daß sie unsicher war. Er fühlte auch, besser als sie selbst, weshalb Hanna dies Mädchen nicht bei sich sehen mochte: daß es die unbewußte Scheu der reinen Frau vor der raffinierten Kokette war! Aber ihr Widerspruch reizte ihn nur noch mehr.

„Erlaube mal!“ sagte er. „Da hört sich denn doch verschiedenes auf. Das ist doch kein Grund, eine Dame aus guter Familie aus deinem Hause auszuschließen. Unsympathisch? Was ist Frauen nicht alles unsympathisch? Und dein Haus? Unser Haus! Also hab' ich da doch auch mitzusprechen und zu entscheiden.“

In Hannas Gesicht stieg eine feine Röte auf.

Der Großvater kannte das. Es war immer das Zeichen gewesen, daß das sonst so sanfte Kind trotzig wurde, eigensinnig. Dann hatte kein Zureden, hatte keine Strafe geholfen.

„Kinder —“ warf er dazwischen. „Zankt euch nicht. Seid nicht ungemütlich. Es liegt ja gar kein Grund vor. Ist ja ganz gleichgültig, Hanna, ob du die rote Dame mal bei dir siehst oder nicht.“

„Nein! Ich will nicht!“

Diesmal kam es ganz kurz heraus, mit voller Entschiedenheit.

So hatte Serrenberg seine Frau noch nicht sprechen hören. Er starrte sie eine Sekunde stier

an. Dann lachte er auf, sprang auf, raste ein paarmal durch das Zimmer, daß die Tassen auf dem Tische klirrten.

„‚Ich will nicht!' Da hörst du's, alter Herr. Sie will nicht," rief er heftig. „Kein Grund, keine Vernunft. ‚Ich will nicht!' Wer ist denn Herr im Hause? Du oder ich? Ich denke doch: ich! Mir liegt der Geier an ... an diesem Mädel. Gar nichts liegt mir an ihr. Aber nun wird sie erst recht eingeladen. Ich will! Verstehst du, Hanna — ich will!"

Hanna saß ganz still. Sie hatte die Hände um die Tasse vor sich gelegt und drückte sie fest auf das Tischtuch. Das Klirren tat ihr weh, die laute Stimme ihres Mannes tat ihr weh. Die Scham quoll in ihr auf, daß der Großvater ihr gegenübersaß und nun doch Zeuge dieses Auftrittes war. Im Herzen empfand sie einen schneidenden Schmerz.

Der Alte stand langsam auf. Sie las auf seinem Gesicht: er gibt dir unrecht. Er kann ja auch kaum anders. Und dann — er ist in der Anschauung aufgewachsen, daß das Weib dem Mann untertan sein muß. Freilich auch in der andern, daß der Mann dem Weibe das durch Liebe und Treue zu vergelten hat. — Ernst und traurig sah er aus, und den Kopf schüttelte er.

Auch Serrenberg entzifferte das faltige Antlitz dort drüben ganz richtig. Ihm war's sehr recht, den Großvater zum Zeugen zu haben.

„Tut mir leid, alter Herr," sagte er. „Aber was soll ich anfangen! Der Deubel soll da nicht heftig werden. Und dann — ich muß dir erklären — das Mädel ist mir natürlich ganz gleichgültig, aber ich brauche sie notwendig für mein Kleist-Denkmal. Weißt du, als Modell für die Penthesilea . . . ich erzählte dir ja von der neuen Figur an meinem Denkmal. In der ganzen Welt find' ich nicht solch Modell! Und nun verpurrt mir Hanna die Sache — rein aus Eigensinn, aus kindischem Eigensinn —, zum Auswachsen ist's!"

In Hannas Augen stiegen die Tränen. Das war so ganz seine Art, das Eisen zu schmieden — sie noch tiefer ins Unrecht zu setzen. So klein war das —

Aber plötzlich quoll es siedend heiß in ihr empor. Mit einem Male kam ihr, wie sie in das gerötete Gesicht ihres Mannes, in seine zornigen Augen blickte, die Erkenntnis: er lügt ja! Es ist ihm gar nicht so um das Modell zu tun — für die ihm vorgeschriebene Gestalt gibt's schließlich hundert für eine —, eine rasende Leidenschaft hat ihn erfaßt.

‚Mein Gott,' dachte sie, ‚erinnere dich doch nur: wie war's denn, als er dich an sich riß!

Da warf er auch alles hinter sich. Maß und Selbstbeherrschung kennt er nicht. Und nun sind wenige Monate verflossen, und es flammt und lodert schon wieder in ihm. Du bist ihm nichts mehr. Auch dich wirft er fort —'

Großvater kam um den Tisch herum. Sie sah es nicht. „Du mußt wirklich verständig sein, Hanna —"

Sie hörte es nicht. Sie sah nur immer und immer nach ihrem Mann hinüber, und ihr Herz krampfte sich zusammen. Da stand er, fest und starr, groß und breit, die Hände auf der Stuhllehne vor sich, mit der Stirn von Eisen. Jetzt zog er die Achseln hoch und lächelte. Ganz deutlich sah sie es: er lächelte. Und dann sagte er: „Laß nur gut sein, Großvater" — zum ersten Male nannte er ihn Großvater —, „Hanna wird sich die Sache schon überlegen. Ihre Nerven sind wohl auch ein bissel 'runter nach der schlaflosen Nacht. Ich nehm's ihr nicht übel. Weißt du: wir wollen sie allein lassen und nach der Stadt fahren. Uns wird ein Männertrunk auch gut tun —"

Das war wieder ganz er! O, wie sie ihn nun kannte! Jetzt noch den Gütigen, den Verzeihenden spielen! Lügen! Heucheln!

Sie starrte ihn an. Ihre Lippen bebten.

Und nun kam auch er herum und wollte sich über sie beugen —

Da stieß sie ihn zurück. Mit aller Kraft. Und dann warf sie die Arme lang auf den Tisch und den Kopf darauf und weinte — weinte —

Dem impulsiven Ausbruch leidenschaftlichen Schmerzes gegenüber waren beide Männer gleich ratlos. Großvater konnte wohl über „Weibertränen" spötteln, sich auch über sie ärgern — widerstehen konnte er ihnen schlecht. Am liebsten flüchtete er vor ihnen. Doch das ging ja hier nicht. ‚Mitgefangen, mitgehangen,' dachte er. Und dann war in seiner Seele zuletzt doch auch ein Bedenken rege geworden, das nicht für Serrenberg sprach. In der Sache selbst hatte Hanna ja unrecht — gewiß! Aber daß der Professor sich so um das Mädel mit dem französischen Blick ‚hatte', das war eigentümlich —

In Serrenbergs Brust aber kämpften der Aerger und das schlechte Gewissen, kämpfte die Leidenschaft und der Verstand. Nachgeben — nein! Etwa jetzt die Hand küssen, die ihn eben so schroff zurückgestoßen hatte — nein! Aber es mußte doch einen Weg des Ausgleichs geben! Wenn Hanna jetzt nur vernünftig sein wollte — nachher mochte diese Hexe mit den berückenden Gliedern der Teufel holen — zum Blocksbergtanz meinetwegen. Diese

Weiber — diese Weiber! Und man bedurfte doch der Ruhe, des Friedens!

„Aber — Hanna —" sagte der Oberförster von der einen Seite. „So sei doch nur gut — so hör doch nur auf —" bat Serrenberg von der andern.

Der Alte nahm's im Grunde noch immer nicht tragisch. Das war ein Gewitter — das ging schon vorüber. Streit gab's in jeder Ehe einmal. Bald hatte er recht, bald sie — schließlich glich sich das aus. Morgen lagen die beiden sich vermutlich lachend in den Armen, und die Sonne schien wieder. Zu dumm war's nur, daß sie sich gerade seine Anwesenheit für ihren Zwist ausgesucht hatten.

Anders Serrenberg. Es war ihm, je länger er da hinter Hannas Stuhl stand, bald schwieg, bald zuredete, als verflöge ein Rausch in ihm. Er dachte zurück auf die wenigen Monate seiner Ehe. Wie anders war das gekommen, als er erwartet hatte. Ein liebliches, heiteres, anspruchsloses Waldvögelein hatte er heimzuführen gedacht; ein Mädchen, das auch als seine Frau in steter Begeisterung zu ihm aufsehen würde. Und nun — nun mußte er erkennen, daß Hanna denn doch ein Wesen für sich sei, ein Mensch, der mit eignen Rechten neben ihm stehen wollte, der Kritik an

ihm übte — der mit scharfem Auge bis tief in sein Innerstes zu blicken wußte.

Die Worte des Pfarrers von Lugow fielen ihm ein: „Uebrigens ist Hanna gar nicht so leicht zu deuten ...“ Hatte er nicht sogar gesagt: „Sie ist eine komplizierte Natur ...“ Hanna war gewachsen in diesen Monaten. Auch in seinen Augen. Das verhehlte er sich nicht. Er liebte sie ja auch noch — o gewiß! Aber anders wie früher. Mit der Leidenschaft, mit der er sie einst umfangen hatte, war es vorbei.

Die Lippe nagte er sich blutig, während er stand und sein Auge über den Rücken seiner Frau hinglitt, hinauf zu dem schlanken weißen Hals und dem dunkeln Haar, aus dem sich die kleinen Löckchen hervorstahlen. Diese Weiber! War es denn seine Schuld — war's nicht sein Verhängnis, daß der Besitz ihn immer ernüchterte? Wer kann gegen seine Natur?

Und es war doch auch sonst so manches anders gekommen, als er erwartet und gehofft hatte — und nicht durch seine Schuld. Die Fülle der künstlerischen Anregungen, die er von Hanna erwartet hatte, war ausgeblieben. Für das Käthchen ... ja ... da war sie das denkbar beste Modell gewesen. Aber seitdem lag er brach. Sie besaß wohl nicht die Wandlungsfähigkeit des Ausdrucks, die er bei ihr

vorausgesetzt hatte. Und eine gewisse Schwerfälligkeit lag auch in ihr — etwas Spießbürgerliches beinahe —

Mit einem Male stand wieder das schlanke Mädchen in dem roten Kleide vor ihm. Ja, Karen — diese Hexe — die konnte gewiß tausenderlei Gestalt annehmen! Aber — nein — er wollte, wollte jetzt nicht an sie denken — jetzt nicht, überhaupt nicht mehr —

Allmählich war Hanna ruhiger geworden. Wenigstens das schütternde Schluchzen verstummte. Und dann richtete sie sich langsam auf.

„Verzeiht," sagte sie leise.

Todtraurig sah sie aus, wie sie jetzt mit beiden Händen das Haar an den Schläfen glattstrich und die Arme dann wie mutlos wieder vor sich auf den Tisch sinken ließ.

Nicht nur dem Alten schnitt's ins Herz. „Du dummes liebes Schmaltierchen —" schmeichelte er und küßte sie auf die Stirn. Auch Serrenberg packte es. „Liebe Hanna," bat er, „sei nur wieder gut. Wenn du nicht willst, daß Fräulein von Gellertshausen —"

Aber er kam nicht weiter. Hanna fiel ihm ins Wort. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Ach . . . das ist ja nun ganz gleichgültig . . ."

In ihm kochte es schon wieder auf. Das

hatte man von seinem Einlenken! Aber er bezwang sich. Vielleicht war's am besten, man ließ sie gewähren und sich selber zurechtfinden. Vielleicht war's auch gut, eine Ablenkung nach außen zu suchen, irgend etwas Triviales einzuschieben. Schon um des Alten willen. So ging er ans Fenster, trommelte ein paar Takte an die Scheiben und meinte: „Prächtige Bahn draußen. Wie wär's, wenn ich an Beerman telephonierte und uns einen Schlitten kommen ließe, und wir führen auf zwei Stunden in den Grunewald?"

Er sprach es halb über die Achsel. Ansehen mochte er Hanna nicht. Wahrscheinlich verneinte sie ja doch.

Aber wider Erwarten sagte sie: „Mir ist es recht." Es klang freilich gerade so wie vorhin ihr: „Das ist ja nun ganz gleichgültig ..." und der wehe, starre Ausdruck in ihrem Gesicht vertiefte sich noch. Dann erhob sie sich: „Ich werde mich umziehen ..." und verließ rasch das Zimmer.

Sie hatte sich schwach erwiesen. Jetzt wollte sie stark sein.

Während der langen Fahrt durch den bereiften Forst, während sie schweigsam in ihrer Ecke saß, ihrem Manne gegenüber, den Großvater zur Seite, war ihr das klar geworden. Töricht war sie gewesen und schwach. Und pflichtvergessen. Denn sie mußte kämpfen. Jetzt war

der Kampf ihr Pflicht. Kämpfen mußte sie um die Liebe ihres Mannes. Kämpfen für das Kind, das sie unter dem Herzen trug.

Ganz klar stand das nun vor ihrer Seele: sie durfte nicht rechten mit dem Leben, weil es ihr Enttäuschungen gebracht hatte. Sie mußte ringen auch mit ihm, es zum Guten umzuformen. Sie mußte die Treue halten, die sie vor dem Altar gelobt hatte, auch im Unglück. Im ersten schmerzensvollen Erkennen hatte sie, zusammenbrechend wie ein schwankes Gras, gedacht: ‚Geh von ihm. Er liebt dich ja nicht mehr. Er wird aufatmen wie von einer Last befreit.‘ Nun wußte sie: ‚du mußt standhalten. Nur standhalten, und alles wird gut werden. Gut nicht im Sonnenglanz, wie du ihn dir erträumtest, aber doch gut. Du wirst dich auch daran gewöhnen müssen, daß dein Mann wieder und wieder, hier oder dort, in irgendeiner flackernden Leidenschaft auflodert. Das ist sehr traurig, aber du wirst auch das überwinden. Es ist ja wohl das Los so vieler Frauen. Vielleicht der Künstlerfrauen besonders. Vielleicht findest du in seinem Wesen, auch in seinem Beruf mancherlei Entschuldigendes, vielleicht trägst du es später leichter. Tragen mußt du es. Er ist dein Mann. Er wird der Vater deines Kindes sein —‘

Und bei dem Gedanken an dies Kind hob sich die trübe Resignation zu stiller, stummer Herzensfreude. Kein Leid ist unerträglich, wenn sich eine Hoffnung mit ihm verschlingt. — — —

Großvater war abgereist. Sichtlich beruhigt. Er hatte ja recht behalten: es war alles wieder im richtigen Gleise.

Die Tage verliefen ruhig. Serrenberg war von der ausgesuchtesten Rücksichtnahme auf seine Frau. Und Hanna war so mutig — o, so mutig!

Nur des Nachts, wenn sie schlaflos lag, kamen die quälenden Gedanken, Zweifel und Zagen. Aber sie rang sie immer tapfer herunter. Es mußte ja sein, und ihr Wille war stark. Wenn Gräfin Ulla dann und wann vorsprach, machte die freilich ein besorgtes Gesicht und sprach es wohl auch aus: Hanna sah elend drein. Doch das lag gewiß an ihrem Zustand. Man mußte nur wollen, dann ließ sich auch das überwinden. Und sie lachte Ulla aus und trug den Kopf hoch.

Es war auch ganz gut, daß Fritz sie oft allein ließ. Sie wußte, es gab viel für ihn zu tun, gerade jetzt. Sie wußte auch, daß er allerlei Verdrießlichkeiten hatte. Das ganze Kleist-Denkmal stand auf dem Spiel. Gabriele Tarchow erzählte ihr davon: Karl Gustav hätte am liebsten

seine Hände überhaupt von der Sache zurückgezogen, die ihm nur Aerger bereitete, um die sich ein förmlicher Preßkrieg entsponnen hatte. Mit einem bitteren Lächeln, das ihr jetzt manchmal eigen war, berichtete Gabriele von einem Artikel der „Stunde" unter der pikanten Doppelüberschrift: „Wieviel Orden hatte Heinrich von Kleist? Wieviel Orden hat Herr Karl Gustav Tarchow?" Auch bei Hofe gab es wieder starke Strömungen gegen das Denkmal — unterirdische Strömungen, die aber wie das Wasser im Karst plötzlich hervorbrechen konnten.

So sicher hatte Serrenberg auf das Kleist-Denkmal gerechnet! Recht nach Künstlerart mochte er es schon im voraus in seinen Etat eingestellt haben. Nun kamen zur Enttäuschung Geldsorgen —

Früher würde Hanna es schmerzlich empfunden haben, wenn Fritz nicht seine Sorgen mit ihr geteilt, sie nicht hätte mittragen lassen an ihnen. Jetzt schien ihr das alles viel ferner gerückt. Ferner gerückt auch seine Arbeiten. Nur selten ging sie nach dem Atelier hinüber. Die Käthchengestalt war ja abgeschlossen.

Aber daheim zeigte sie ihrem Mann stets ein freundliches Gesicht, suchte ihm das Haus angenehm zu machen. Er sollte nicht sagen dürfen, daß er vernachlässigt würde. Sorgsam, ängstlich

fast schob sie jede Möglichkeit eines Streites aus dem Wege. Und es schien, er war ihr dankbar dafür. Als sie ihm ihr süßestes Geheimnis anvertraute, war er sogar gerührt gewesen.

Alles war ganz gut — ganz gut: täglich sagte sie sich das selber; predigte es sich, um den eignen Widerspruch zu übertäuben; bog ihr Temperament, demütigte ihren Stolz, gab das eigne Ich auf — mehr und mehr. — — —

Eine bessere, bequemere Frau hätte Fritz Serrenberg gar nicht finden können.

Weihnachten sollten sie nach Lugow kommen.

Hanna schrieb ab. Es war eine Scheu in ihr vor dem Großvater, vor dem stillen Hause, vor dem Forst — sie wußte selbst nicht, wovor noch und weshalb. So leuchtete der Baum ihnen beiden allein. Fritz hatte ihr einen ganzen Tisch voll wertvoller Gaben aufgebaut; auch sie hatte ihn beschenkt — er sollte nicht finden, daß sie seiner nicht gedacht hätte. Und sie dankte — und er dankte. Dann saßen sie zusammen im Eßzimmer, während nebenan der Baum noch brannte und der Tannenduft den Raum durchdrang. Fritz war sehr liebenswürdig, scherzte, lachte. Auch sie suchte sich zur Heiterkeit zu zwingen. Aber es mißlang wohl. Das Gespräch wurde langsamer und matter. Er stand auf, schaute nach

dem Baum, löschte ein paar Kerzen; sie saß und hörte ihn nebenan mit unruhigen Schritten auf und ab gehen. Endlich kam er wieder herein. „Bist du müde, Hanna?“ — Ja, sie war müde, matt zum Umsinken. Wieder kramte er unruhig umher, auf dem Tisch, am Büfett. „Weißt du, Hanna — wenn du es nicht übelnimmst — ein paar Kollegen, Junggesellen — auch Gerden — haben mich zu ihrer Bescherung im Künstlerhause aufgefordert ...“ — „Geh nur, Fritz, ich lege mich bald zu Bette ...“ — „Du bist wirklich ein liebes, verständiges Frauchen ... auf eine Stunde nur ...“

Dann stand sie lange, lange vor dem Baum, an dem die letzten Lichter langsam verglühten. Hier und dort glimmten ein paar Tannennadeln an. Es duftete immer stärker nach Harz und Wachs und dem süßen Gebäck. Wenn sie die Augen schloß, war ihr's wohl, als sei sie daheim, in Lugow — wieder ein Kind —

Aber sobald sie die Lider öffnete, sah sie die breite Pracht, sah sie den überladenen Geschenktisch und — war allein. Ganz allein —

Langsam ging sie bis an den Tisch, ließ seine Geschenke durch die Hände gleiten. Alles geschmackvoll, vieles kostbar, gar zu kostbar. Alles Tand im Grunde. Und nicht bei einem der Geschenke hatte er an das Kind gedacht —

Nur nicht mutlos werden! Das wird ja alles anders. Uebers Jahr, da strecken sich zwei rosige Händchen dem Lichterbaum entgegen, und zwei süße Lippen lallen, und zwei Augen glänzen! Nur in die Zukunft schauen — in der Zukunft liegt das Glück —

Zwischen Weihnachten und Neujahr kam Gräfin Ulla. Sie war zum Fest, wie alljährlich, auf ihrer Herrschaft Kloritten gewesen, um nach altem Brauch dort persönlich zu bescheren. Es schien, die frische Winterluft dort habe ihr wohlgetan.

Und sie hatte an die kommende Zeit gedacht. Ein zierliches Körbchen brachte sie Hanna mit allerlei Kleinkram, wie ihn vorsorgliche Liebe wählt.

Aber Hanna fühlte aus dem ganzen Wesen der Gräfin heraus, daß sie etwas auf dem Herzen habe, daß sie ihr irgend etwas sagen, anvertrauen wollte und sich nicht recht traute; daß sie unzufrieden war auch mit ihr.

Schließlich fragte Hanna geradezu.

Ulla saß am Fenster, in dem tiefen Biedermeierstuhl mit den breiten Seitenwangen. Der weiße schöne Kopf lehnte sich an den geblümten Stoff des Rückens, die feinen, durchsichtigen Hände mit den blauen Adern und den vielen Ringen lagen rechts und links auf dem Polster. Hanna

saß ihr gerade gegenüber. Das Licht fiel auf ihr blasses Gesicht — sie sah sehr elend aus.

Und wie Ulla ihr in die matten Augen blickte, überkam sie wohl die Besorgnis: sprich lieber nicht, ersinne eine Ausrede; es könnte ihr schaden. So tat sie, als habe sie die Frage überhört, und versuchte, gleichgültig und heiter zu plaudern. Von Kloritten und ihren alten treuen Leuten dort und von den bevorstehenden Hoffesten, und daß sie oben im preußischen Verwandtenkreise endlich auch ihren Neffen — oder Vetter — Geroth kennen gelernt, und daß der, übrigens ein prächtiger Junge, ihr so viel Liebes und Gutes von Lugow erzählt hätte.

Einen Augenblick schoß Hanna durch den Sinn: wollte sie darauf hinaus? Etwa auch darauf, daß Geroth sich einst . . . nein . . . sicher nicht! Der war viel zu stolz dazu, von seiner stillen Neigung zu sprechen. Der hatte ja auch längst überwunden und sie vergessen — hoffentlich! Das war es nicht. So fragte sie noch einmal, hartnäckig: „Du wolltest mir noch etwas andres sagen, Ulla . . .“

Wie sie gefragt hatte, mußte sie die Augen schließen. Denn ihr war's mit einem Male, als ob die Gräfin von Karen Gellertshausen sprechen würde. Und die Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Aber Ulla versuchte einen scherzenden Ton anzuschlagen.

„Ja ... richtig! Vorwürfe wollte ich dir machen, kleine Frau. Bitterböse Vorwürfe! Du vergräbst dich ja völlig; niemand sieht dich; alle Welt wundert sich —"

„Aber Ulla ..."

„... das hat doch alles seine Grenzen, Hanna. Sieh mal, Kind — einmal muß ich dir das sagen — du läßt deinen Mann zuviel allein —"

Da war schon wieder die herzbeklemmende Angst. Was kam jetzt?

„... du mußt ihn mehr ans Haus fesseln. Erschrick nicht, Hanna — es ist nicht das Schlimmste. Aber ich habe gehört, aus guter Quelle ... er spielt ..."

Der Eindruck, den diese Eröffnung machte, war ganz anders, als die Gräfin erwartet hatte. In Hannas Zügen spiegelte sich kein Schreck — sie atmete vielmehr wie erleichtert auf.

„... er spielt hoch und meist mit Unglück. Hanna, es scheint, du machst dir nicht klar, was das bedeutet. Euern wirtschaftlichen Ruin bedeutet es ..."

Aber Hanna lächelte nur. Arm werden, arm sein — war denn das so schlimm? War's nicht vielleicht ein Glück?

Ulla hatte gut reden. Hanna verstand sie wirklich nicht. Sie schüttelte nur den Kopf ... „Das ist nicht meine Sache ... Fritz muß wissen, was er tut ..."

Schließlich verstummte die Gräfin. Schweigend saßen sie sich eine Weile gegenüber, jede mit ihren eignen Gedanken beschäftigt.

Dann fragte Ulla plötzlich — leidenschaftlich: „Liebst du ihn denn nicht mehr?" Und gleich darauf: „Wenn du ihn liebtest, müßten dir sein Wohl und eure Zukunft mehr am Herzen liegen!"

Hanna wurde totenblaß. Schwer atmend lehnte sie sich zurück.

Es war dieselbe Frage, die sie sich in all den letzten Tagen und Wochen immer wieder vorgelegt und die sie immer wieder gewaltsam zurückgedrängt hatte.

War denn das noch Liebe, was sie für ihren Mann empfand?

Großer, guter Gott, mit welch heißer Liebe, mit welch unendlichem Vertrauen, mit welch überreichem Glücksgefühl war sie in ihre Ehe getreten! Und nun waren nacheinander das Vertrauen auf ihn, der selige Glaube an ihn erloschen und ertötet worden. So viel Kleines und Nichtiges hatte sie an ihm kennen gelernt. So wenig war übriggeblieben von seiner Größe, von der Festig-

keit seines Charakters, von der erträumten Güte seines Herzens.

Grausam klar stand das alles vor ihrer Seele. Auch das andre, wie sie nun jetzt nebeneinander her lebten —

Und dennoch! Dennoch! Wie hatte sie vorhin gebebt und gebangt bei dem Gedanken, Ulla könne ihr von jenem Mädchen sprechen! Wie hatte sie befreit aufgeatmet, als sie hörte: er spielt! Was tat ihr das?!

Ja — ja! Sie liebte ihn immer noch! Der Pflichtenmantel geduldigen Tragens war eitel Selbstbetrug. Wie die Glut unter der Asche, so lag die Liebe in ihrem Herzen. Anders wie ehedem, eine Liebe mit tausend Qualen, und doch Liebe!

Was wollte diese Frau? Was gab ihr das Recht, zu fragen, zu zweifeln?

Nein — Ulla sollte, durfte sich nicht, auch nicht in Gedanken, zwischen sie schieben, zwischen Mann und Frau! ‚Meine Kämpfe will ich allein auskämpfen! Meine Leiden allein tragen! Mein Glück allein genießen — wenn mir noch einmal ein Glück werden sollte!'

Und Hanna richtete sich auf. Sie wuchs förmlich.

„Ulla —" sagte sie ernst und ruhig, „du meinst es gewiß gut. Aber ich bitte dich, erspar

mir alle Auseinandersetzungen. Deine Frage hat fast etwas Beleidigendes —"

Die Gräfin hatte sofort empfunden, daß ihr Temperament sie über alle Klugheit hinweg zu weit fortgerissen hatte. Sie nickte stumm, mit zusammengepreßten Lippen. ‚Hanna hat recht,' dachte sie. ‚Sie ist doch die feiner Organisierte von uns beiden. Meine Frage war brutal und unklug zugleich. Müßt' ich nicht von mir selbst es wissen, wie eine Liebe das Herz des Weibes mit so eng verästelten Wurzeln durchzieht, daß sie gar nicht zu lösen ist? Oder daß doch Jahre und Jahre und ein langsames Absterben all der feinen Wurzeladern dazu gehören, sie zu töten — wenn das arme Herz nicht darüber früher stirbt.'

Sie streckte Hanna beide Hände hinüber. Gleich einer rührenden Abbitte war es. Langsam legte die junge Frau die ihren hinein, die wie im Fieber glühten. Und Ulla dachte weiter: ‚Sie ist doch die ärmere von uns beiden. Unglücklich sind wir beide. Aber ich härme mich und gehe zugrunde um ein Glück, das ich nie besaß. Sie sitzt am vollen Bronnen und möchte vergehen vor brennendem Durst . . . Und er schreitet durchs Leben mit hocherhobener Stirn, unberührt und ungerührt . . . und nicht einmal hassen kann man ihn!'

In Hannas Seele klang dies Gespräch mit

der Gräfin lange und tief nach. Es hatte ihr eine Klarheit gebracht, die sie sich selber zu geben immer gescheut hatte.

Mit der stillen Resignation, mit der bloßen Pflichterfüllung, mit dem Einspinnen in den einen Gedanken an ihr Kind war sie auf einen ganz falschen Weg geraten. Jetzt wußte sie das. Kämpfen um die Liebe ihres Mannes hatte sie wollen und war doch nur schweigend und duldend neben ihm her gegangen. Es war gut, daß die impulsive Frage Ullas sie aufgerüttelt hatte.

Sie begann sich wieder für ihren Mann zu schmücken; sie suchte die Unterhaltung mit ihm; sie trachtete, jedes Gespräch auszuspinnen; sie zeigte Interesse für seine Arbeiten, seine Kunst. Kleine Wünsche, unausgesprochene, wollte sie ihm ablauschen; ihm kleine Annehmlichkeiten, kleine Freuden bereiten; seine Freunde wieder einmal bei sich sehen, mit ihm ausgehen — ja, und wenn es möglich war, seine Sorgen teilen, sie ihm erleichtern helfen.

Es mußte ja gehen. Der rechte Weg mußte sich finden lassen.

Und sie schöpfte wieder Mut. Nur Vertrauen haben, Selbstvertrauen auch!

Anfangs glückte es. Serrenberg machte zwar etwas verwunderte Augen, als sie ihn einmal

bat: „Bleib doch zu Haus. Es ist so einsam ohne dich —“, aber er blieb, und er schien sich wohl und behaglich zu fühlen.

Dann ging sie in das Atelier hinüber, sah sich ein paar Büsten an, die er begonnen hatte — „Brotarbeit“, wie er bitter meinte —, stand vor dem großen Modell des Kleist-Denkmals, das verhangen war.

„Darf ich es sehen?“

Er nickte.

Nun war, als die Hülle fiel, doch eine große Angst in ihr. Wie sie dann aber die Penthesilea sah, die ganz Karen war und doch auch ganz nicht Karen, hätte er nicht wieder mit dem bitteren Lächeln zu sagen brauchen: „Ohne Modell — nach der Erinnerung.“ Sie erkannte das auch ohnedem. Es pulsierte kein Leben in der Figur.

Da standen sie nun vor dem Werk, nebeneinander, und er beschrieb mit der Hand einen großen Kreis und sagte: „Wie gefällt es dir? Das Ganze?“

Alles drängte in ihr, schnell zu antworten: ‚Vortrefflich. Es ist ein Meisterwerk.‘ War das nicht eine erlaubte Lüge? Durfte, mußte sie nicht mit der die Schaffensfreudigkeit ihres Mannes neu beleben, stützen und stärken? Einzelheiten gefielen ihr ja auch. Das Käthchen war gewiß gut, die Seitenreliefs mit Szenen aus der Her-

mannsschlacht und dem Zerbrochenen Krug waren fein ausgewählt und durchgeführt. Aber der ganze Aufbau erschien ihr heut gänzlich verfehlt, allzusehr auf den äußeren Effekt herausgearbeitet, allzu theatralisch, und in dem Antlitz Kleists selber lag mehr der Ausdruck des verfehlten Daseins als der des starken frohen Schaffens.

Lügen — nein, sie konnte es nicht. Zag und lahm kam von ihren Lippen: „Du wirst den Preis schon gewinnen, Fritz."

Er sah sie mit einem finsteren Blicke an, lachte wieder und sagte kurz: „. . . Wenn er überhaupt je verteilt wird! Sonst können wir nämlich beide Hungerpfoten saugen!"

Er sprach das so laut, daß es die Arbeiter im vorderen Raum hören mußten.

Eine Sekunde schwieg sie. Dann trat sie näher an ihn heran, faßte seine Hand und bat leise: „Fritz, laß uns doch vernünftiger wirtschaften. Ich kann mich ja einschränken, so sehr du willst. Mir ist's eine Freude. Du machst dir wirklich unnötige Sorgen. Wir wollen eine kleinere Wohnung nehmen, den Diener entlassen —"

„Unsinn!" unterbrach er sie barsch. „Das Törichtste, was ich tun könnte. Damit alle Leute davon reden, wie schlecht es mir geht . . . ich

möchte wissen, wer dir die Kindereien in den Kopf gesetzt hat!"

Ein Anlauf, den sie nahm, scheiterte nach dem andern.

Vielleicht war sie ungeschickt. Vielleicht war der Zeitpunkt schlecht gewählt.

Ein paar Bekannte bei sich sehen ...

„Wenn du durchaus willst!" meinte er achselzuckend und streifte sie mit einem Blick, der ihr das Blut in die Wangen trieb.

Nein! Nein! Es wollte kein Ton mehr aufklingen, kein reiner Akkord. Die Saite war gesprungen —

Und wieder vergingen Wochen.

Die Saison stand auf der Höhe. Sie waren fast an jedem Abend eingeladen. Zuerst hatte er gezögert, allein zu gehen. Jetzt ging er ohne Bedenken und ohne zu fragen. Und sie saß daheim, nun ganz mutlos.

Sie sah, wie er von Tag zu Tag von einer brennenderen Unruhe geschüttelt wurde. Sie sah, daß auch er litt, daß seine Eisennerven zu versagen drohten. Es kam ihr vor, als lebe er unter einem beständigen Rausch, in unausgesetzter Betäubung. Bisweilen starrte er viertelstundenlang vor sich hin; bisweilen lachte er plötzlich ganz unmotiviert auf. Dann und wann wandelten ihn seltsame Launen an: er sprach davon, sie

wollten nach Italien ziehen, bald, gleich womöglich; oder er blieb einen ganzen Tag im Bette liegen, ließ den Arzt holen, fragte, ob er nicht in eine Kaltwasserheilanstalt sollte? Oder Hanna hörte, daß er mitten in der Nacht plötzlich aufsprang und Stunde auf Stunde durch die öden dunkeln Zimmer raste —

Fragen durfte sie nicht. Wenn sie Teilnahme äußerte, lachte er sie aus. In seinem Lachen lag jetzt ein grausamer Unterton, den sie nicht anders deuten konnte, als: Du bist der Irrtum meines Lebens! Du bist der Ballast meines Schiffleins!

Und trotzdem fachte sie mit ihrem schwachen Odem immer noch die eine letzte Hoffnung, die ihr geblieben war, an. Es konnte ja doch alles besser — es konnte vielleicht noch alles gut werden. Sie dachte und hoffte nur noch auf ihr Kind.

In der Sturmnacht des letzten Februartages, gegen Morgen, wurde Hanna ein Kind geschenkt, ein Mädchen. Es kam zu früh zur Welt, das kleine zarte Geschöpfchen. Der in der Eile herbeigerufene Arzt zuckte die Achseln.

Fritz Serrenberg tanzte zur selben Stunde bei Karl Gustav Tarchow.

9

Seit drei Monaten hatte Serrenberg Karen nicht gesehen. Heut würde er sie sehen — endlich — endlich —

Nach dem Atelierfest war er ihr nur noch einmal begegnet, ganz flüchtig, auf der Straße; unweit der kleinen Pension, in welcher der Onkel wohnte und die er umschlichen hatte wie ein junger dummer, eifersüchtiger Student die Wohnung seiner Grisette. Da war sie an ihm vorübergegangen, den Kopf hoch und schneidend hochmütig im Gruß, und doch mit dem eignen, ganz winzigen Lächeln auf den Lippen. Nicht anzusprechen hatte er sie gewagt — er! —, aber ihr nachgeschaut, bis sie im Menschengedränge verschwand. Nur gestreift hatte ihn ihr Blick. Aber er hatte ihn völlig gebannt, daß er stand und ihr nicht nacheilte — dieser ironische Blick, der herausforderte und abwehrte zugleich.

Dann war er mit innerstem Widerstreben, ein paar Tage später, in der Dämmerstunde in die niedrige Portierloge gekrochen, hatte der schmutzigen, grinsenden Frau ein Goldstück in die Hand gedrückt. Als ob er nicht die Treppen hinaufsteigen dürfte, sich bei dem Onkel melden zu lassen — unter irgendeinem Vorwand. Aus-

gehorcht hatte er die Alte wie ein Detektiv und sich geschämt wie ein Schulbube, der auf verbotenen Wegen ist, und doch weiter gefragt, wo es eigentlich gar nichts zu fragen gab. Erst recht nichts zu erfahren — nur daß die Augenoperation der Frau Baronin geglückt sei. Die Herrschaften wären gestern früh nach Hause gereist.

Mit den Zähnen knirschte er. Abgereist, ohne daß er sie noch einmal gesprochen hatte!

Die wahnwitzigsten Pläne trug er mit sich herum. Schreiben wollte er ihr — nein, ihr nachreisen! Nein — dann war alles verloren, dann war er ihr rettungslos verfallen. Und er haßte sie ja, haßte sie, wie man die Sünde hassen soll. Oder liebte er sie, wie man die Sünde liebt? Aber Liebe oder Haß: knechten sollte sie ihn nicht! Ihn nicht, der über alle Frauen triumphiert hatte!

Ihre Stunde kam schon noch — und die seine kam —

Nur betäuben muß man sich, die Zeit töten und die Gedanken. Arbeiten? Wer kann arbeiten mit solch einer brennenden Qual in der Brust, mit der Furcht vor dem Kommenden und der Sehnsucht nach dem Kommenden und der Scheu vor der Gegenwart, vor dem eignen Hause. Aberes gab ja gute oder schlechte Freunde, und es gab ja die Karten —

Dann hatte er sich in den tollsten Gesellschaftstrubel gestürzt. Karen kam ja sicher im Lauf der Saison wieder nach Berlin: er wußte nichts darüber, aber er empfand das wie eine Gewißheit. Ja, mehr noch: er fühlte, sie kam seinethalben. Und wenn er sich hundertmal sagte: Das ist der tollste Unsinn! Er wußte doch, sie kam. Es war Fatum, war Schicksal.

Abend um Abend wartete er darauf, sie zu treffen. Ihre Kreise mußten sich ja berühren.

Bis gestern Exzellenz Brun, ganz beiläufig, zu ihm gesagt hatte: „Gestern war übrigens die hübsche Gellertshausen beim brasilianischen Gesandten.“ Und gerade gestern war er nicht zu Marieri gegangen, trotzdem er eine Einladung hatte, nur weil Hanna nicht recht wohl gewesen war. Diese ewigen Rücksichten —

Heut früh war Tarchow im Atelier gewesen, in rosigster Stimmung. Das Kleist-Denkmal „wurde“ dennoch; trotz alledem; die Sammlung lieferte sogar fortgesetzt gute Erträge; die Preßkulis bekamen allmählich die Nörgeleien satt. Dabei hatte der alte Karl Gustav herumgeschnüffelt, wie er das liebte, mit aufgeblähten Nasenflügeln; hatte sich nach Gerden erkundigt: was das eigentlich für ein Männchen wäre, ob er etwas könne, ob er etwas habe? Und hatte dann mit seinem

listigsten Schmunzeln gesagt: „Professorchen, heut abend bei mir ... Zucker! Ihre rote Siegellackstange, Ihre Mohnblume! Gestern machte sie Besuch. Donner und Doria! Beim Himmel, dieses Weib ist schön — um den unsterblichen Goethe zu zitieren. Mir ja ein bissel zu dünne, mein Geschmack ist vielleicht durch Minonas Fülle etwas verdorben worden. Na — natürlich haben wir sie gleich eingeladen."

Den ganzen Tag war Serrenberg in zitternder, bebender Erwartung gewesen, in der unausgesetzten Sorge, er könnte noch in letzter Stunde verhindert sein. Aber Hanna schien ja leidlich wohl. Angegriffen natürlich, wie immer; still und stumm und langweilig, wie immer; mit der Miene, die wie immer zu sagen schien: Bitte, meinetwegen genier dich nicht. Zum Rasendwerden!

So fuhr er gegen zehn Uhr zu Tarchow.

Als er die kleine Freitreppe im Vestibül der Villa emporstieg, überholte er die Gräfin Wiggersen. So erregt war er, daß er ihre hohe Gestalt nicht einmal von rückwärts erkannt hatte. Nun war kein Ausweichen möglich. Er zog den Hut, mußte stehen bleiben.

„Guten Abend, Gräfin —"

Es packte sie, wie immer, wenn sie ihn un-

vorbereitet sah, wenn sie plötzlich den Klang seiner Stimme hörte. Auch sie blieb stehen, faßte nach dem Geländer. Aber sie bewahrte ihre Haltung, beherrschte sich. „Guten Abend, Professor. Wie geht es Hanna?"

Fluchen oder lachen hätte er mögen. Wie ein übles Omen kam ihm diese Begegnung vor, diese Frage. Und der besorgte und doch auch vorwurfsvolle Ausdruck der großen, fast blinden Augen indignierte ihn.

„Danke, gnädigste Gräfin. Meine Frau ist ganz wohl," sagte er kurz und wandte sich links in die Garderobe, warf dem Diener den Pelz hin, strich sich vor dem Spiegel über den Bart. ‚Wie du aussiehst! Ein Jammerbild!' dachte er dabei. ‚Hohle Backen und rote Flecken darauf und ganz eingefallen an den Schläfen. Laß dich auslachen, du Hansnarr!'

Dann wollte er in den Saal. Aber da stand plötzlich neben ihm vor dem Spiegel der Portugiese, reckte sich, nickte ihm zu:

„Bon soir, monsieur le professeur. Was hab' ich bedauert, daß Sie mir nicht gegeben haben die Ehre ... vorgestern. Sie haben versäumt so viel. Als Künstler ... als Mann! Dies Fräulein von Gellertshausen — tout à fait ravissante!" Und während er sich die Ordens-

bänder auf der Brust zurechtzupfte, tuschelte er weiter: „Aber passen Sie auf, cher ami ... das entzückende Mädchen ist heimlich verlobt. Trägt einen Ring ... wie es bei euch Brauch ist. Schade ... verloren für diese Welt ... vorläufig ..." Er lachte und zwinkerte sich selber im Spiegel zu mit seinen listigen Orientalenaugen. Der Professor neben ihm war verschwunden. —

Karl Gustav Tarchow liebte den großen Stil.

Als er zur letzten Weltausstellung in Paris war, hatte er als „Exposant" auch eine Einladung zu einer der Massensoireen im Palais der deutschen Botschaft erhalten, und es hatte ihm riesig imponiert, wie dort im sonst ganz leeren Vorzimmer der greise Fürst — nein, damals war er noch Graf — Münster stand, neben ihm die Vertreterin der Hausfrau, wieder daneben die kleine reizende Nichte, und wie der Botschafter jedem der fünfhundert Gäste die Hand drückte.

Genau so stand er jetzt im ersten Zimmer, stattlich anzuschauen mit der ordengeschmückten Brust, und neben ihm die arme Minona in pfauenfarbener Seide, mit großen Brillantboutons und noch größeren Schweißperlen auf der Stirn. Nur Gabriele hatte sich entschieden geweigert mitzutun.

Die nächsten Räume waren stark besetzt, aber

nicht übermäßig voll. Es war ja ein Eliteabend, und Karl Gustav hatte in den Einladungslisten mit dem Rotstift förmlich gewütet. Der Mensch sollte bei ihm heut — mit einigen Ausnahmen — auch erst beim Baron, Kommerzienrat, Professor anfangen.

Serrenberg eilte mit fast unpassender Hast durch die ersten Zimmer. Aus dem Saal klangen schon die Geigen. Hier und dort wurde er festgehalten, fertigte den und jenen Bekannten durch ein fiebriges Wort ab, drückte eilends diese und jene Hand.

Ehe er den großen Saal noch erreichte, brach die Musik ab. Ein kleiner Strom von Gästen flutete ihm entgegen, plaudernde Tänzer und Tänzerinnen, die in dem kühlen Vorzimmer etwas Luft schöpfen wollten. Er reckte sich in seiner Ungeduld, um über ihre Köpfe hinweg auszuspähen. Vergebens. Dann sah er plötzlich dicht vor sich die Tochter des Hauses am Arm eines Offiziers und neben ihnen Gerden; und Gabriele kam auch gleich auf ihn zu und fragte nach Hanna. Immer dieselbe Frage! Als ob sich und ihm die Leute das nicht ersparen könnten!

Nun stand er endlich an der Türpfoste des Saales und durchmusterte den Raum. Nichts als gleichgültige Menschen — in den üblichen

Gruppen an den Wänden, in den vier Ecken, plappernd, lachend, flirtend — und ein paar Lakaien mit Riesenbrettern voll Erfrischungen.

Ob er umkehren, ob er Gabriele nach Karen fragen sollte? Es war etwas in ihm — Scheu oder Scham —, das ihn hemmte.

Mit einem Male fand sein Auge sie doch. Ganz drüben, schon im Wintergarten. Er konnte nur die Umrisse ihrer Gestalt sehen. Aber unter Tausenden hätte er die heraus erkannt.

Das Blut siedete in ihm auf — und dann ging er, sich gewaltsam zu recht langsamen Schritten zwingend, quer durch den Saal. Einmal hielt er an, um einem Diener ein Glas Wasser abzunehmen und es hastig hinunterzustürzen. Und immer haftete sein Blick auf den schlanken Gliedern —

Sie hatte wieder den richtigen Hintergrund für sich gewählt, die dunkelgrünen Palmen und Farren. Wie sie das verstand! Und wie sie sich zu kleiden wußte! Eine Symphonie in Rot damals, eine Symphonie in Weiß heute. Ein ganz loses, weißes Gewand, in weichen Falten, tief im Rücken ausgeschnitten, die Arme völlig frei — diese herrlich geformten Arme, an denen auch nicht ein Gran Fleisch zu viel war. Im Haar nur ein paar weiße Blumen. Keine Hand-

schuhe — wirklich, sie wagte das! Die rechte Hand hing zur Seite herab — er sah es — keine Handschuhe! Aber wie paßte der feine Hautton, der ihn immer an ganz lichte Bronze erinnerte, zu dem Weiß des Kleides!

Noch einmal blieb er stehen.

Dann trat er rasch heran und sagte fast atemlos: „Guten Abend, gnädigstes Fräulein."

Sie wandte sich um — und er meinte deutlich zu erkennen, wie ein frohes Erstaunen in ihrem Gesicht aufleuchtete. Doch etwas wie Freude am Wiedersehen! Sie gab ihm auch sofort die Hand. Wieder ganz wie sonst, lang ausgestreckt die kühlen, feinen Finger; aber sie sagte doch freundlich: „Ah ... Professor Serrenberg! Guten Abend, Herr Professor!" Dann freilich sprach sie gleich mit ihrem Herrn, dem Assessor von Wilten vom Auswärtigen Amt, weiter. Und dann klang auch schon die Musik ... zur Gavotte ... und sie wollten beide an ihm vorüber in den Tanzsaal.

„Heut tanzen Sie, gnädiges Fräulein?"

„Gewiß —"

„Und Sie haben noch einen Tanz für mich frei?"

Sie schüttelte den Kopf. Doch sie sah ihn zugleich mit ihrem sprechenden, zündenden Blick

an, mit dem eignen Aufleuchten der dunkeln Pupillen. Jetzt schielte sie wieder — es machte ihn rasen und entzückte ihn.

Ihr Begleiter wurde sichtlich ungeduldig, sie blieb ruhig stehen, als ob sie Serrenberg erst ihre ganze Macht fühlen lassen wollte. Dann lächelte sie gnädig und sprach ganz langsam: „Sie sind zu spät gekommen, Herr Professor. Aber ... obwohl ich heut sonst keine Extratour tanze — Sie dürfen mich nachher um eine bitten ... Kommen Sie, Herr von Wilten ...“ Und sie rauschte weiter. Doch nach drei Schritten blieb sie wieder stehen, sah über die Achsel zurück — ‚wie schön sie im überschnittenen Profil ist,‘ dachte er — und winkte. Sofort war er an ihrer Seite: „Ach, Herr Professor ... mein Fächer ist mir unbequem. Würden Sie ihn mir aufheben? Oder wenn er Ihnen lästig ist, ihn dort drüben auf das Fensterbrett legen ... Danke sehr ...“

Nun stand er und hielt den Fächer in der Hand. Es war wieder ein billiges Stück — schneeweiß natürlich, schlechte Seide, wohl von Wertheim oder Tietz — sehr groß. Aber es war ihr Fächer, ihn hatten diese schmalen, unheimlich schmalen Finger umschlossen!

‚Du Narr!‘ sagte sich Serrenberg. Denn er fühlte, daß er zitterte.

Und dabei sah er im ganzen Saale nur sie. Wie sie sich zu der altertümlichen Melodie drehte, sich verbeugte, sich aufrichtete, zierlich das winzige Füßchen vorsetzte, das Kleid graziös erhob. Wie der weiche Stoff sich um ihre Glieder schmiegte, wie ihre Haut leuchtete in der dunkleren Tönung, wie die drei weißen Blüten in ihrem Haar leise sich bewegten, als kosten sie mit den dunkeln Wellen. Den feinen Knöchel sah er, den schlanken Hals, die schöne Linie des Rückens. Bald sah er sie im Profil, bald sah er sie en face — und immer war sie gleich schön! Plötzlich zuckte er zusammen: ihr Blick hatte ihn gesucht, gefunden. Kein Zweifel, sie lächelte ihm zu! Ihm? Oder war's nur, weil er so getreulich gehorsam ihren Fächer trug —

Mit einem Male schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: ‚Soll denn das nun den ganzen Abend so bleiben? Daß du sie immer nur siehst und siehst, im Arm der andern; daß du höchstens einmal mit ihr herumtanzest auf eine flüchtige Minute; daß du kaum zwanzig Worte mit ihr sprechen kannst?‘

Unmöglich . . . unerträglich . . .

Draußen im Vorzimmer hatte er das große Tableau gesehen für das Souper. An kleinen Tischen wurde gegessen, jeder in andrer Farbe

mit entsprechenden Blumen dekoriert. Er hatte Karens Namen gesucht: Wilten führte sie, und sie saß am Tisch der roten Tulpen. Ihn aber hatte der gute Tarchow natürlich zu den älteren Herrschaften, ganz an der andern Seite des Saales, placiert.

Da mußte Rat geschafft werden.

Und er durchquerte den Ballsaal, suchte in den anstoßenden Räumen den Hausherrn. Endlich faßte er ihn ab — fatal genug, er stand gerade im Gespräch mit Ulla Wiggersen. Aber das half nun nichts.

„Liebster Tarchow . . . auf ein Wort! Verzeihung, Gräfin."

„Hören Sie, Tarchow, liebenswürdigster aller Gastgeber — ich hab' eine große Bitte —" er zog Karl Gustav am Frackarm etwas beiseite — „Sie müssen mir einen Gefallen tun. Sie müssen mich umplacieren. Einschieben . . . bitte . . . rechts neben Fräulein von Gellertshausen."

Karl Gustav zuckte die Achseln: „Professorchen, das geht doch nicht! Wie soll ich denn das deichseln bei fast zweihundert Personen? Sie gehören doch zu den Wauwaus — ich hatte Ihnen ja auch einen besonders hübschen Platz ausgesucht. Ich glaube, Sie sollen Frau von Cramer führen . . . von der bayrischen Gesandschaft . . ."

„Tarchow, Sie müssen mir den Gefallen tun! Müssen! Unter uns gesagt: Ich muß mit der jungen Dame sprechen ... wegen der Penthesilea, Tarchow ... ich muß sie als Modell gewinnen ... ich muß ..."

„Sie schmeißen mit dem ‚Muß' herum, lieber Freund, als ob's 'ne Kartoffelschale wäre. Kein Mensch muß müssen. Ich weiß jedenfalls nicht, wie ich's anfangen soll ..." Der arme Tarchow zog ein recht verdrießliches Gesicht.

„Es geht schon, wenn Sie nur wollen! Ich schlage Ihnen einen Tausch vor, ein Geschäft: Wenn Sie mir den Platz verschaffen, modelliere ich für Sie die Penthesilea noch einmal und schenke Sie Ihnen —"

Nun lachte Karl Gustav doch und nickte: „Topp! Geschäft bleibt Geschäft. Ich will's jedenfalls versuchen — Sie sind übrigens doch ein unverbesserlicher Schwerenöter, Professor! Hol' mich der Geier ... immer muß, muß, muß er die Jüngste und Schönste haben —"

Serrenberg war schon wieder fort, mit dem Fächer in der Hand, auf seinen Beobachtungsposten im Ballsaal. Aber Tarchow lachte immer noch, als er zur Gräfin zurückkehrte und ihr von des Professors „Muß-Wünschen" erzählte. Nicht ohne den geheimen Nebengedanken: ‚Wie

sie's wohl aufnehmen wird? Das Neueste und Allerneueste ...'

Er irrte. Ulla wußte sich zu beherrschen. Keine Miene ihres Gesichts zuckte, und sie sprach sofort von etwas anderm. Dann freilich wandte sie sich bald — „So gehen Sie, Herr Tarchow, schaffen Sie für die liebenswürdige Frau von Cramer einen andern Tischherrn —" und schritt langsam dem Ballsaal zu.

In der Tür traf sie auf einen Herrn, der sie mit anscheinend besonderer und ein wenig ungewandter Beflissenheit begrüßte. Sie sah nur, daß er blond war und groß; zu erkennen vermochte sie ihn bei ihrer Kurzsichtigkeit nicht oder konnte sich seiner doch nicht erinnern. Aber er sprach sie an: „... ich hatte die Ehre, Frau Gräfin, Ihnen bei Professor Serrenberg vorgestellt zu werden. Möllbach ist mein Name ... Kurt Möllbach ..."

Jetzt war sie orientiert: der Münchner Bildhauer, der so schroff über die Berliner Kunst gesprochen hatte ...

„Sie noch in dem bösen Berlin, Herr Möllbach? Ich glaubte Sie längst wieder an der Isar."

„Man hat mich festgehalten, Frau Gräfin. Ich habe hier einige schöne Aufträge erhalten."

„Und was, wenn ich fragen darf?"

Nun wurde er etwas verlegen. „O ... eine Büste für die Ruhmeshalle ... und dann einen Nischenbrunnen für das Schloß ..."

Sie nickte ihm zu: „Gratuliere herzlich. So werden Sie hier Boden fassen. Sie fühlen sich wohl in Berlin?"

„Man lebt sich ein, Frau Gräfin. Schließlich ... jeder Schaffende freut sich, wenn er anerkannt wird, Gelegenheit zur Betätigung findet. Das Wo? steht erst in zweiter Linie ..."

„Gewiß, Herr Möllbach ... viel Glück ..."

Sie ging weiter. Lächeln mußte sie doch: ‚Wie schnell sich menschliche Ansichten wandeln ... der Volkstribun wird zum Tyrannen, wenn er das Ministerportefeuille erreicht hat ... der freiste Künstler beugt sich, wenn er Gelegenheit findet, einen Gedanken in weißen Marmor umzusetzen ... es muß wohl in der menschlichen Natur liegen ... brechen wir nicht den Stab über Herrn Möllbach ...‘

Dann stand sie im Saal. Ein paar Herren beeilten sich, ihr einen Stuhl heranzuschieben. Die Tochter des Hauses, die gerade im Tanz pausierte, eilte zu ihr, um nach ihren Wünschen zu fragen.

Die Gräfin hatte Gabriele immer gern gehabt. Sie plauderte auch jetzt freundlich mit ihr, fand sie vortrefflich aussehend ... „Mich dünkt, Sie

sind jetzt heiterer als früher, Fräulein Gabi ... aber ich will Sie nicht vom Tanz abhalten ... da steht schon Herr von Gerden und macht ungeduldige Augen ..." Dabei suchte ihr Lorgnon doch immer nur den einen und die eine —

Endlich fand sie beide. Sie tanzten gerade, und Ulla brauchte nur zu sehen, wie sie tanzten, um mit ihrem geschärften Herzensempfinden zu wissen: in Serrenberg gärte und siedete es wieder einmal.

Wie sie es geahnt, gefürchtet hatte! Nicht mehr so für sich als für Hanna. Für sich?! Was tat's, wenn zu dem vielen Leid noch ein neues hinzukam? Vielleicht ... wer konnte es wissen? ... vielleicht hätte es dich weniger geschmerzt, wenn du diese beiden da vor einem Jahre so hinschweben gesehen hättest. Vielleicht hättest du dir damals gesagt: Laß ihn ... das ist nur eine vorübergehende Leidenschaft, ist ein jähes Aufflackern, der Johannistrieb des ewig jungen Künstlers! Die Ernüchterung wird nicht ausbleiben ...

Nun war das anders. Nun einte sich mit dem flüchtigen eignen Schmerz die bittere Empörung. O gewiß ... dies Mädchen dort war schöner als Hanna. Aber wie konnte ein Mann um dieses gefallsüchtigen, eiteln Schmetterlings willen eine Hanna zur Seite schieben, mißhandeln?

Und sie dachte wieder zurück: ‚Wär's vor einem Jahre gewesen! Um Hannas willen konntest, mußtest du kampflos zurücktreten; Hanna konntest du liebgewinnen. Dies Ding dort drüben, das ihn nur durch geschmeidige Glieder und eine außergewöhnlich schöne Larve berauscht, hättest du zu Boden getreten ... gehaßt hättest du sie und verachtet. Denn sie spielt mit ihm ...‘

Deutlich sah sie das: wie er Karen auf ihren Platz zurückführte, wie sie ihn stehen ließ, dann doch wieder zurückkam; wie sie bald eine abweisende, hochmütige Miene aufsteckte, bald ihm zulächelte; wie ihre Augen ihn lockten und ihn dann zurückstießen; wie er noch um einen Tanz bat und sie sich ihm versagte, um dann im Arm eines andern sich zu wiegen, als tanze sie doch nur für ihn.

Was wollte diese Person?

Ja — diese Person! Ulla wußte ganz genau, daß sie selbst wahrscheinlich die einzige im ganzen Saale war, die dies Spiel bemerkte. Wußte, daß sie es nur bemerkte, weil sie seelisch beteiligt war. Denn dies Mädchen dort im weißen Unschuldskleide spielte so raffiniert, daß es die äußeren Grenzen des Salonanstandes auch nicht um eines Haares Breite überschritt. Eine Seiltänzerin des Flirt —

Seit Karens erstem Auftreten in Berlin waren

doch allerlei Nachrichten über sie durchgesickert und auch zur Kenntnis Ullas gelangt. Durchaus nichts Böses. Sie lebte mit ihrer Mutter und einer ganzen Anzahl Geschwister in recht beschränkten Verhältnissen; auch der Onkel war ohne nennenswertes Vermögen. Sie sollte einmal verlobt gewesen sein, blutjung, mit einem armen Offizier, und hatte, hieß es, die aussichtslose Verbindung selbst gelöst. Die Mutter, erzählte man, sei eine kleine polnische Schauspielerin gewesen, auch bildschön — aber niemand konnte ihr etwas nachsagen. Wie hatte der Kammerherr aus Weimar geschrieben, als sich Exzellenz Brun erkundigte: „Was wollen Sie, mein Lieber? Die Schönheit des Mädchens ist das Kapital der ganzen Familie. Traurig aber wahr. Uebrigens muß man der jungen Dame lassen, daß sie, in so engen Environs aufgewachsen, sich großartig zu benehmen weiß. Ich will ihr wünschen, daß sie noch einen Milliardär findet. Im Notfall tut's auch eine Eurer Berliner Finanzgrößen."

Das klang in der Gräfin noch nach, als der alte Modderstedt sich zu ihr gesellte, und sie zwang sich zu einem Lächeln: „Herr Geheimrat, sehen Sie das junge Mädchen dort drüben — in dem weißen Kleide? Sie gelten ja als

feiner Kenner. Wie gefällt Ihnen dieser neueste Star?"

„Verwandt — bekannt, gnädigste Gräfin?"

„O nein! Oberflächlich bekannt höchstens. Jedenfalls bin ich gänzlich uninteressiert."

Der alte Herr schmunzelte. Manchmal konnte er aussehen wie ein bejahrter Satyr. „Mir ist dies Fräulein von Gellertshausen schon zu Anfang der Saison aufgefallen," meinte er. „Wenn ich nicht irre, zuerst bei unserm Freunde Serrenberg. Kann ich wirklich ganz offen sprechen, Gräfin?"

„Aber gewiß —"

„Also: Posito, gesetzt der Fall, ich wäre Ludwig der Vierzehnte, le roi soleil ..."

„Sie holen etwas weit aus —"

„Richtig — ich will mich lieber auf eine etwas näher liegende Zeit beschränken. Posito, gesetzt also, ich wäre vierzig Jahre alt und ich lernte das schöne Geschöpf — denn wunderschön ist es — kennen ... nehmen wir einmal an, zwischen der dritten und vierten Kulisse oder etwa auf dem famosen Dienstbotenball im Kaiserhof oder auch in Monte Carlo ... bei der ewigen Aphrodite, es sollte mir auf ein Brillantarmband nicht ankommen."

„Herr Geheimrat, wie unmodern. Wer trägt heut Armbänder!"

„Bitte, gnädigste Gräfin: Erstens sprach ich von der schönen Zeit, wo ich vierzig Jahre alt war, und dann sind Brillanten immer modern. Im Etui steht ja die Adresse des Juweliers, und ein solider Geschäftsmann nimmt sie stets mit fünfundzwanzig Prozent Abschlag zurück."

„Mir sind zuviel ‚Wenn's' in Ihrer Rede, mein Herr Geheimrat. ‚Wenn ich vierzig Jahre alt wär'' — ‚wenn ich die junge Dame auf der Bühne träfe.' Schöpfen Sie, bitte, aus dem momentanen Eindruck!"

„Gräfin, wie kann man so grausam sein! Ich versetze mich so gern um ein Vierteljahrhundert zurück. Aber es sei. Also, wenn — da ist schon wieder ein ‚Wenn' — wenn ich einen Sohn hätte, so würde ich ihn in eine Ecke nehmen und ihm sagen: ‚Mein lieber Junge, sei ein einziges Mal verständig und verliebe dich nicht in Fräulein von Gellertshausen. Ich gebe dir zu, das ist nicht leicht. Aber traue den Erfahrungen deines Vaters, die ihm teuer genug zu stehen gekommen sind. Dies Mädel ist so kalt... wie die Nase eines Jagdhundes. Sie hat nicht für ein Dittchen Herz. Aber sie sieht aus in ihrem harmlosen billigen Mullfähnchen, als ob sie Vanderbilt zum armen Manne machen könnte.' Ich habe gesprochen, gnädigste Gräfin. Und nun bitte ich um Ihren

Arm. Ich bin so glücklich, Sie zu Tisch führen zu dürfen. Tarchow mußte natürlich die neueste Mode mitmachen: wir sitzen am gelben Hyazinthentisch."

Das Souper fand in den Gesellschaftsräumen des oberen Stockwerks statt, die in einen Blumenhain verwandelt waren. Palmen an den Wänden, in den Ecken; langgestreckte Rabatten längs der Fensternischen; auf jedem der Tischchen flache große Schalen mit den Blüten, die zur Farbe des Tisches gehörten, dessen kleine elektrische Leuchter wiederum Schirme in den gleichen Nuancen trugen. Blütengirlanden von den Kronen zu den Tafelaufsätzen; vor jeder Dame ein lose gebundener Strauß.

„Ihr Herr Papa ist ein Meister. Wunderschön ist das Arrangement mit all dem Flor —" sagte Gerden zu der Tochter des Hauses.

Sie lachte. Neuerdings lachte sie wirklich manchmal ganz herzlich. „Hüten Sie sich, Herr von Gerden. Die Blumen hier verbergen manchen Dorn."

„Pah! Ich fürchte die Dornen nicht, wenn ich nur die Rosen haben darf. Man muß mit dem stachlichten Zeug umzugehen wissen. Dann ist's gar nicht so schlimm — im Gegenteil, es erhöht den Zauber der Blüte —"

„Keine Phrasen, Herr von Gerden. Sonst ist's mit dem leidlichen Vertragen zwischen uns gleich wieder zu Ende. Es steht so wie so auf schwachen Füßen —"

„Ich werde ihm einen soliden Untergrund zu geben suchen, Fräulein Gabriele —"

Sie errötete, schlug mit dem Fächer nach ihm: „Jetzt sind Sie aber still, bitte ich mir aus. Man darf sich wirklich nicht mit Ihnen einlassen."

„Ich gehorche ja schon, Allerungnädigste — außerdem lockt mich diese Auster in Kaviar gar zu übermächtig. Was es nicht alles Gutes und Schönes auf dieser schlechten Welt gibt —"

Karl Gustav hatte Wort gehalten, wie er immer Wort hielt. Serrenberg fand den Platz rechts neben Karen frei.

Sie sah erstaunt auf, als er Platz nahm, und es wollte ihm scheinen, als rückte sie unwillkürlich ein wenig ab. Aber dann sah sie ihn an und sagte in ihrem leisen langsamen und doch scharf akzentuierten Tonfall: „Wenn ich nicht irre, so sollte hier ein Herr von Wiltersheim sitzen."

„Wie Sie sehen, sitze ich hier —" gab er trotzig zurück. Es bäumte sich doch manchmal alles in ihm gegen ihre Art auf.

„Wie kommt das?"

„Weil ich neben Ihnen sitzen wollte."

Sie zog die Achseln hoch, drehte ihm den Rücken zu, sprach mit Wilten. Recht absichtlich liebenswürdig, verbindlicher als sonst. Ihn beachtete sie gar nicht. Er hörte sie wohl leise lachen, aber er konnte ihr Gesicht, ihre Augen nicht sehen, und sie sprach auch so leise, daß er nicht verstehen konnte, was sie sagte. Vielleicht spottete sie über ihn?! Das Blut stieg ihm schon wieder siedendheiß zu Kopfe. Und dabei starrte er auf die schönen Linien ihres Nackens, sah dann und wann ihre feinen schmalen Hände, glaubte den Duft ihres Haares zu atmen.

Endlich hielt er es nicht mehr aus. Er beugte sich zu ihr und sagte heiß: „Fräulein von Gellertshausen —"

Sie sah sich um und ihn nun plötzlich wieder mit ganz verändertem Ausdruck an, mit einem kurzen Aufleuchten.

„Warum behandeln Sie mich so schlecht, gnädiges Fräulein?" grollte er.

„Ich? Aber ich bitte Sie! Ich muß mich doch zunächst dem Herrn widmen, der mich zu Tisch führte. Sonst — ich wüßte nicht, Herr Professor —"

„Doch! Es lag Absicht darin, wie Sie mir den Rücken zukehrten. Ich fühlte das."

„Aber, Herr Professor —" Sie lachte und zeigte ihre Zähne. „Wie kann man sich so etwas einbilden! Aber," — sie sprach noch leiser — „aber, um ehrlich zu sein, es ist nicht recht, daß Sie den Platz hier suchten. Das muß auffallen."

„Und wenn es auffällt!"

„Ihnen mag das gleichgültig sein — mir nicht." Und wieder wendete sie sich ab.

Karl Gustav war doch ein weiser Mann. Oder hatte es der Zufall so gefügt, daß neben Serrenberg einer jener liebenswürdigen jungen Herren saß, die man in jeder Gesellschaft trifft: tadellos angezogen, mit der Tuberose im Knopfloch, in immer korrekter Haltung und mit stets geschlossenen Lippen. Solange nämlich, bis man zu Tisch geht; dann aber öffnet sich ihnen Herz und Mund, obwohl sie nach wie vor schweigsam bleiben. Serrenberg streifte seinen Nachbar mit einem flüchtigen Blick: Von dem war nichts zu befürchten; der war nur mit der Gabel und dem Glase beschäftigt. Wie ein Raubtier am Morgen nach dem Hungertage arbeitete er.

Gegenüber saßen Gabriele und Gerden. Pah, die beiden führten ja doch nur ihren verliebten Kleinkrieg, der wohl nächstens mit dem Friedensschlusse endigen würde. Sie dachten auch nur an sich. Und schließlich — es war ja alles ganz gleichgültig —

„Fräulein Karen —“

Wieder wandte sie sich um. Nur mit einem halben Blick, fast spöttisch, und gleich bog sich der Kopf zurück. Dabei schob sich ihre rechte Hand vor, faßte nach dem Sektglas, und — wahrhaftig! — sie trug einen Ring. Sollte der Brasilianer doch recht haben? Es war ein Ring mit einem kleinen rötlich schimmernden Stein, ganz glatt und schlicht. Es konnte wohl ein Verlobungsring sein!

Wie fasziniert starrte er auf den Stein. Er meinte seine Art herauszuerkennen. Einer jener merkwürdigen und seltenen Halbedelsteine war's, die bei Tageslicht grün scheinen wie ein Smaragd, bei künstlicher Beleuchtung aber rot leuchten. Die Chamäleons unter den Juwelen. O . . . er paßte für sie . . . sie schillerte auch in den verschiedensten Farben . . .

„Wo haben Sie den Ring her, gnädigstes Fräulein?“

Diesmal sah sie ihn mit gelassenem Lächeln an. „Er ist ehrlich erworbenes Eigentum, Herr Professor —“ scherzte sie.

„Darf ich ihn sehen? Der Stein interessiert mich.“

Sie nickte, streifte den Ring ab und schob ihn sacht auf dem Damast ihm zu — mit der

äußersten rosigen Fingerspitze. Sorgsam betrachtete er ihn, spähte nach einer Gravierung im inneren Reifen. Nichts! Ein Verlobungsring war es kaum.

„Danke sehr. Der Stein ist selten. Es ist ein Alexandris."

„Ich weiß," sagte sie gleichgültig. „Er gehörte meiner Mutter. Sie erzählte oft, daß man am Tage, wo Alexander der Zweite geboren wurde, den ersten Stein dieser Art im Ural gefunden habe. Daher der Name." So viel hatte sie noch nie ohne Unterbrechung zu ihm gesprochen. Aber mehr entzückte ihn die zierliche, lässige Art, wie sie den Ring ein Weilchen zwischen den Fingern drehte, bis sie ihn endlich aufschob. Dann wandte sie sich wieder Wilten zu.

Serrenberg irrte übrigens, wenn er meinte, seine Erregung wäre Gabriele entgangen. Die sah trotz ihrer Neckerei mit Gerden alles, und plötzlich fragte sie leise: „Wenn ich nicht irre, sollte doch Herr von Wiltersheim mir gegenüber sitzen?"

„Ich glaub's gern. Aber der Professor wird wohl getauscht haben, um neben das schöne Mädchen zu kommen. Er liebt — solche kleine Schiebungen."

„Und flirtet wie der Jüngste. O Ihr Männer!

Ihr Künstler im besonderen! Wer euch traut, hat auf Sand gebaut."

„Gnädigstes Fräulein —" Gerden legte mit komischer Miene die Rechte auf die glänzend weiße Hemdenbrust. „Es gibt Ausnahmen —"

„Unter den Künstlern gewiß nicht."

„O—ja ... wir sind doch auch Menschen. Gute und schlechte. Warum sehen Sie immer nur den Künstler, Fräulein Gabriele, warum sehen Sie so wenig auf den Menschen ... auch in mir? Ich bin solch ein ausgezeichneter Mensch. Gut, brav, häuslich, liebevoll, zärtlich; ich spiele nicht; ich bin kein Schürzenjäger —"

Sie lachte. „Nun hören Sie aber endlich auf. Wer sich selbst so lobt, muß es sehr nötig haben."

„Ich gehorche. Sehen Sie: gehorsam bin ich auch. Das bietet die höchste Garantie für den Ehestand. Das und mein ausgezeichneter Appetit. Diese Wachtel hier zum Beispiel ... famos ..."

Serrenberg ließ ein Gericht nach dem andern vorübergehen. Nur ein paar Gläser Sekt stürzte er hinunter. Immer starrte er nach links, auf den Nacken Karens, auf ihr reiches Haar, auf das kleine Ohr, durch dessen feingeformte Muschel das Licht rosig hindurchschimmerte. Sie kümmerte sich gar nicht um ihn.

Dann aber sah er, wie plötzlich neben ihr

ein weißes Etwas auf den Teppich glitt, und bückte sich hastig. Es war ein winziges seidenes Tuch. Eine Weile hielt er's fest umspannt, wollte es dann, wie ein Tanzstundenjüngling, als süßen Raub in der Brusttasche bergen, sprach sie endlich darauf an. „Ach so ... danke, Herr Professor ...“ Wieder sagte sie das ganz kühl, aber ihre Hände berührten sich doch, als sie das Tuch in Empfang nahm. Und er benutzte die Gelegenheit, um hastig auf sie einzusprechen:

„Sie wissen, gnädiges Fräulein, daß ich an einem Kleist-Denkmal arbeite. Was Sie nicht wissen, ist, daß Sie auf dem Denkmal verewigt werden. Jawohl — als Penthesilea — ganz im Vordergrund.“ Er schöpfte tief Atem. „Aber ich mußte aus der Erinnerung schaffen. Es ist nichts geworden, steif und hölzern, ohne Leben. Und darum muß ich Sie bitten: Gewähren Sie mir einige Sitzungen ... ich flehe Sie an ...“

Karen hatte den Kopf ein wenig vorgeneigt. Einmal hob sie die Lider, sah ihn mit einem kurzen Aufleuchten an. Eine Frage lag in dem Blick: Spricht der Künstler zu mir oder der Künstler und der Mann? Sie schien zufrieden zu sein mit dem, was sie aus dem erregten Gesicht herauslas. Aber sie antwortete nicht gleich. Er sollte warten. —

„Herr Professor," sagte sie dann sehr langsam. „Das ist gewiß ehrenvoll. Ich will auch nicht geradezu nein sagen . . ."

„Dank! Innigen Dank! Wie glücklich Sie mich machen. Morgen — bestimmen Sie die Stunde —"

„. . . natürlich nur unter der selbstverständlichen Bedingung, daß Ihre Frau Gemahlin zugegen ist."

„Meine Frau ist krank!" grollte er.

Sie zuckte mit den Achseln: „Dann geht es eben nicht."

„Ich werde für eine andre Chaperon sorgen —"

„Das käme darauf an, wer es ist —"

Ihm brausten alle Möglichkeiten durch den Kopf. „Hundert für eine," sagte er schnell. „Unsre liebenswürdige Wirtin zum Beispiel — Frau Minona" —

Hochmütig krauste sie die Lippen. „Die gnädigste Frau in Ehren. Aber ich würde doch eine Dame vorziehen, die meinen Kreisen näher steht. Exzellenz Mohlband etwa oder Gräfin Wiggersen."

Er biß sich auf die Lippen. Ulla — lächerlich! Exzellenz Mohlband mit dem glatten Diakonissenscheitel. Eine wunderliche Chaperon. Und doch nicht unmöglich, wenn man's richtig anfing. Sie half so gern, wo sie helfen konnte.

Zum Erwidern kam er nicht, denn die Tafel wurde gerade aufgehoben. Aber er fühlte aus einem Blick Karens heraus, aus der Art, in der sie ihm die Hand reichte, daß er Boden gewonnen hatte. Es war ihm jetzt ganz klar: bei ihrer Eitelkeit war sie zu fassen; der Gedanke, daß ihre Gestalt in seinem Werk der Nachwelt überliefert werden könne, reizte sie. Vielleicht malte sie sich schon aus, daß alle Zeitungen, alle Kunstzeitschriften künden würden: Für seine Penthesilea stand dem Meister freilich auch ein unvergleichlich schönes Modell zur Verfügung —

Gräfin Ulla hatte gleich nach dem Souper aufbrechen wollen. Als der Gästestrom aber die Treppe hinunterflutete, bemerkte sie Karen und Serrenberg. Zwar wurde jene von dem kleinen gleichgültigen Assessor geführt, doch der Professor hielt sich dicht an ihrer Seite. Und er sah anders aus als vor einer Stunde. Ulla, die jeden Zug in diesem leidenschaftlichen Antlitz kannte, wußte sofort: Es spiegelt sich ein Triumph in seinem Gesicht.

Das hielt sie fest. Sie ließ sich von Modderstedt in den Tanzsaal zurückführen.

Es war schon spät geworden. Baron Greutze, der sich auf einige Minuten zu ihr gesellte, meinte naserümpfend: „Daß diese guten Leutchen nie ein

Ende finden können! Nun noch der endlose Blumenwalzer, wahrscheinlich mit den übertriebenen geschmacklosen Arrangements, die ihn zu dem veralteten Kotillon umstempeln. Man sollte sich an der relativen Einfachheit unsrer Kreise ein Vorbild nehmen. Dazu gehört freilich Feinempfinden, das nicht jedem gegeben ist. Nicht wahr, Gräfin?"

Ulla hörte kaum, was er sagte. Sie sah auch kaum das riesige Automobil, das in den Saal rollte, mit den kostbarsten Blumen gefüllt, sah kaum den Ansturm der tanzenden Herren auf das fauchende Ungetüm, auf dem Tarchow höchstselbst als Chauffeur saß. Sie sah nur nach drüben — nach dem Wintergarten, wo Karen unter den Palmen wieder ihren Platz gesucht hatte, als ginge sie das bunte Treiben im Saal gar nichts an.

Weit zurückgelehnt saß sie in einem der Rohrstühle; wie sie das liebte, die Füße nach vorn ausgestreckt und übereinander gelegt. Hinter ihr stand Serrenberg und sprach hastig und erregt auf sie ein. Dann und wann legte sie den Kopf noch weiter zurück, sah zu ihm auf, lächelte —

Wie unerbittlich scharf die Lorgnette dies alles zeigte!

Dann verschob sich das Bild. Karen wurde

zum Tanz geholt. Serrenberg irrte wie suchend im Saal umher. Er fragte hier, er fragte dort. Einmal sprach er längere Zeit mit der kleinen guten Mohlband, die in ihrer hausmütterlichen Weise getreulich hinter ihrem Töchterchen Wacht hielt. Jetzt eilte Serrenberg zum Blumenauto, brachte Karen einen Strauß weißen Flieders; sie legte alle andern Blumen beiseite, behielt nur den Flieder in der Hand; sie tanzten — knapp um den halben Saal; nun führte er Karen zur Mohlband. Verbeugungen verstand dies Mädchen zu machen — erstaunlich. Exzellenz lächelte ... immer ihr mildes, freundliches Lächeln ... und nickte. Dann tanzten sie noch einmal; und dann saß Karen wieder drüben im Grün, lehnte all die Bitten der andern Herren ab, stets mit dem gleichen müden Kopfneigen; in ihrem Schoße lag der weiße Flieder, ihre schlanken Hände strichen dann und wann darüber hin, oder sie hob die Blüten, wie um sich an ihrem Duft zu erfreuen. Und sie sprach nur noch mit Serrenberg. Nur mit ihm —

Vorhin hatte sie mit ihm gespielt. Jetzt war es, als habe sie alle Trümpfe in der Hand. Sie gab sich freier, bewußter.

Ulla konnte nicht mehr hinübersehen. Die Augen waren es nicht allein, die sie schmerzten.

Das Auto fauchte aus dem Saal. Aber dafür erschien ein kleiner Zwergelefant, der, von einem indischen Knaben geführt, nur rote Rosen trug — rot in allen Schattierungen. Hoch oben im mächtigen Korbe die ganz dunkel leuchtenden, dann im breiten Kranze die Lafrance, unten in Girlanden kleine Moosröschen. Und wieder begann der Ansturm.

Exzellenz Mohlband kam an dem Platz Ullas vorüber und lächelte ihr zu. Den ganzen Arm hatte sie voll Blumen: „Ich muß das in Sicherheit bringen. Meine Kleine ist selig, wenn sie morgen beim Tee diese Pracht vor Augen hat. Die guten Kinder!"

„Ich gehe mit Ihnen, Exzellenz. Ich will mich so wie so heimlich empfehlen."

„Ja, wer das kann! Ich bin auch so müde. Aber man bringt ja solch liebem Töchterchen gern das Opfer einer Nacht. Morgen muß ich freilich um ein Uhr schon wieder au fait sein . . ."

Es durchzuckte Ulla.

Sie waren schon in der Garderobe angelangt. Die Gräfin ließ sich den Pelz umlegen. Da fragte sie wie beiläufig: „Arme Exzellenz — so früh schon? Ich denke einen langen Schlaf zu tun. Was reißt Sie denn so früh aus Morpheus' Armen? Eine Sitzung?"

„Bewahre, Gräfin. Herr Professor Serrenberg kam zu mir und bat mich, die hübsche Gellertshausen zu chaperonieren. Seine arme Frau ist ja krank. Es handelt sich nur um eine Ateliersache. Sehen Sie, Gräfin, ich konnte nicht gut nein sagen. Er bat so nett, und das Mädchen steht so allein —"

‚Ich hab' mich nicht getäuscht! Ich hab' mich nicht getäuscht!' Es klang gleich Hammerschlägen hinter den Schläfen Ullas, als sie durch die Vorhalle schritt. An der Tür standen schon, mit Umhängen und Decken über dem Arm, harrende Diener. In der ersten Reihe, ganz vorn, der Serrenbergs. Sie hätte ihn nicht erkannt, aber er trat hervor, dicht an sie heran:

„Frau Gräfin — Verzeihung —"

Da hob sie ihre Lorgnette und sah, daß der Mann ganz verstört dreinblickte. Er fuhr auch gleich fort:

„Frau Gräfin wollen gnädigst vergeben ... Ich habe aber schon dreimal zum Herrn Professor hineingeschickt ... unsre gnädige Frau ... ist sehr krank geworden ..."

„Mein Gott!"

„Ich habe gleich den Herrn Doktor geholt ..."

Sie stand einen Augenblick wie erstarrt. Das

alte, elende Schwindelgefühl kroch in ihr herauf, es flimmerte vor den Augen, und die roten Ringe tanzten. Wie zum Hohn klang von oben her die rauschende Musik — jeder Ton eine Pein —

Aber gleich hatte sie die Schwäche überwunden.

„Lassen Sie dem Herrn Professor sagen, er müsse sofort kommen. Ich — verstehen Sie — ich wäre zur gnädigen Frau gefahren —"

Dann stürzte sie hinaus. Ihr eigner Diener folgte ihr. Draußen mußte sie eine Sekunde stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Ah — die frische Winterluft —

„Clemens ... der Wagen ..."

„Ist schon da, Frau Gräfin ..." Er winkte. Aus der langen Doppelreihe der Equipagen lösten sich zwei Laternen, schoben sich heraus und heran. Wie langsam das ging —

„Clemens ... was die Pferde hergeben! Händelstraße — Professor Serrenberg —"

„Zu Befehl, Frau Gräfin ..."

Und dann saß sie endlich im Coupé, krampfte die Hände ineinander, drückte sich ganz fest in die eine Ecke. ‚Jetzt nur stark bleiben! Jetzt nur stark bleiben — — —‘

10

Der Morgen dämmerte grau und trübe durch die Scheiben, als Gräfin Ulla aus Hannas Zimmer trat.

Vier lange bange Stunden hatte sie am Bett der jungen hilflosen Frau gesessen, gewartet, getröstet, beschwichtigt, mit Arzt und Wärterin verhandelt, den Schrank und jenen geöffnet und wieder verschlossen, das arme kleine neugeborene Wesen mit der Scheu der Frau betrachtet, die nie selbst ein Kind ihr eigen nannte und deren Herz doch voll Zärtlichkeit ist.

Hanna war tapfer und verhältnismäßig ruhig gewesen. Nur ein paarmal hatte sie mit ängstlichen Blicken und schwacher Stimme gefragt: „Wo ist denn Fritz?" Dann einmal: „Will er denn sein Kind nicht sehen?" Und immer wieder hatte Ulla gut zugesprochen: „Nicht aufregen, Hanna . . . ganz still liegen . . . nicht sprechen . . . nur an dein Kind denken . . .", hatte ihre Hand in der ihren gehalten, sie sanft und leise gestreichelt. Nun war Hanna endlich eingeschlummert. Lag wenigstens ganz still, mit geschlossenen Augen, wie von langem Kampf überwältigt. Die Wärterin, die der Arzt als verläßlich gelobt, blieb bei ihr und dem Kinde.

Vorsichtig, leise drückte die Gräfin die Tür hinter sich zu.

Als sie nach dem matten künstlichen Licht des Krankenzimmers in den kühlen dämmernden Morgen schaute, fröstelte sie. In all den Stunden hatte die unmittelbare Sorge um Hanna und um das schwache, winzige junge Menschenkind alles andre in ihr zurückgedrängt. Jetzt tauchte es langsam, wie ein graues Gespenst, wieder auf und trat in ihr Bewußtsein.

Sie ging bis zum nächsten Fenster, schob mechanisch die Scheibengardinen zurück, starrte hinaus. Das Wetter mußte gegen Morgen umgeschlagen sein. Die Bäume drüben trugen noch vereinzelte Schneekuppen, aber gegen das Fenster peitschte der Märzregen; auf dem Asphalt der Straße lag der graue Großstadtschmutz. Der Himmel hing voll dunkler schwerer Wolken.

Geraume Zeit starrte Ulla hinaus. Sie wollte sich sammeln, einen Entschluß vorbereiten, ihre Stellungnahme in einem Kampf, den sie voraussah. Aber die Gedanken jagten in ihrer Seele wie die Wolken am Horizont. Nur über eins staunte sie selbst und empfand es fast gleich einem Wunder: daß sie sich persönlich *über* den Dingen fühlte. Ihre Seele war voll Leid und Schmerz; doch das galt nur Hanna; nur mit ihr und um

sie litt sie, nur um Hanna sorgte sie sich, erwog sie immer aufs neue die Frage: ‚Was soll nun werden?‘

Der Chirurg scheut ja wohl heut vor einem Eingriff selbst in das Herz nicht zurück. Ihr war's, als sei aus ihrem Herzen auch durch irgendeinen scharfen Schnitt all die Leidenschaft, die Jahre und Jahre darin getobt hatte, herausgehoben worden. Vielleicht täuschte sie sich: Das hatte sich langsam vorbereitet, es wurde ihr nur jetzt, in dieser grauen Morgenstunde, mit einem Male bewußt. Aber es gab ihr gleichsam eine neue Kraft und innere Ruhe.

Endlich wandte sie sich. Sie wollte ihren Diener, der gewiß im Vorflur oder in der Küche saß, nach Hause schicken, sich einige notwendige Sachen kommen lassen; denn sie war entschlossen, mindestens die ersten Tage bei Hanna zu bleiben, sei es auch nur, um sich als Puffer zwischen Hanna und Serrenberg zu schieben.

So ging sie durch Hannas Salon und das Speisezimmer. Plötzlich schrak sie zusammen. Nur in undeutlichen Umrissen sahen ihn ihre kurzsichtigen Augen. Er saß am Speisetisch, noch im Gehpelz, der auf der Brust weit geöffnet war; der Klapphut lag neben ihm auf dem Teppich; vor ihm stand eine Flasche — das Büfett war geöffnet.

Zuerst glaubte sie, er schliefe. Dann sah sie, daß er wach war und nur tief in Gedanken versunken; nicht einmal ihr Eintreten bemerkte er. Er hatte den Halskragen halb aufgerissen, die weiße Krawatte hing gelöst über die verbogene, zerknitterte Hemdenbrust; eine breite Haarsträhne fiel tief in die Stirn; mit der linken Hand umspannte er das Kognakglas. Die Füße hatte er weit vorgestreckt, der Kopf war bis auf die Brust herabgesunken.

Ein unwiderstehliches Gefühl des Ekels überkam sie. Aber sie überwand sich, trat näher zu ihm heran und fragte: „Serrenberg ... wollen Sie denn Ihr Kind nicht sehen?"

Da schrak er auf, warf den Kopf zurück. Mit einer unwillkürlichen Bewegung faßte er nach dem Halskragen, knöpfte ihn fest. Dann stand er schwer auf und starrte sie an. Und dann sagte er endlich, rauh und hart: „Nein — jetzt wenigstens nicht!"

Der Gedanke durchzuckte sie: ‚Ist er betrunken?' Aber sie stand jetzt nahe genug, um zu erkennen, daß er ganz nüchtern war. Das Auge war klar, der Blick scharf und ungetrübt. Und doch: wie sah der Mann aus! Diese Runen hatte kein Leid — die Leidenschaft hatte sie in das Gesicht gerissen. Fahl war die Farbe, die

schwarzumränderten Augen lagen tief in ihren Höhlen, bis zu den Schläfen hinauf zog sich Falte an Falte. Der schöne Bart schien wie zerzaust von fiebrigen Händen.

Hatte er doch schwer gekämpft? War vielleicht doch schon die Reue in ihm wach geworden?

Einen Augenblick standen sie sich wortlos gegenüber. Dann bat Ulla noch einmal: „Serrenberg — wollen Sie Ihre Frau und Ihr Kind nicht sehen?"

Nun sah sie es: In seinen Augen flackerte der Haß auf.

„Das ist doch wohl meine Sache, Gräfin Wiggersen," rief er brutal. „Was kümmern Sie sich um meine Angelegenheiten! Die pflege ich nach meinem Ermessen zu ordnen. Ich brauche keinen Vormund!"

Wieder war ein Moment des Schweigens zwischen ihnen.

Und wie sie so vor ihm stand, da konnte sie mit einem Male in diesem verwüsteten Antlitz, das sie einst so geliebt hatte, lesen wie in einem offenen Buche. Ganz deutlich stand da geschrieben: Frei will ich sein! Frei muß ich werden! Was schert mich Sitte, Moral und Brauch — ich will! Weg mit all euerm Ballast — Platz für mich und meine Zukunft!

Nein — dieser Mann hatte nicht wider sich selbst gerungen. Nur wie er dem Toben in der eignen Brust Raum und Freiheit schaffen könnte, nur das hatte ihn beschäftigt, ihn hypnotisiert. Nichts — nichts andres —

Es schrie in ihr auf: ‚Schurke —‘

Und da schleuderte sie ihm den Schimpf auch schon ins Gesicht. Und dann stand sie ganz still und wartete.

Sein Gesicht wurde noch fahler. Seine linke Hand griff wütend in das Holz des Tisches. Aber plötzlich lachte er auf: „Gegen Beleidigungen aus Frauenmund ist man wehrlos. Nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, Gräfin Wiggersen, daß ich hier das Hausrecht besitze —“

Gräfin Ulla war es, als wüchse ihre Kraft. Noch stolzer hob sie das Haupt.

„Sie werden mich nicht vertreiben, solange ich es für meine Pflicht halte, hier zu bleiben.“

Fest ruhte ihr Blick in dem seinen. Etwas wie Kampfeslust war in ihr wach geworden.

‚— du hast ihm ja nichts mehr zu sagen, nachdem du ihm das gesagt hast,‘ sprach es in ihr. ‚Bescheide dich und kehre ihm den Rücken —‘

Aber sie blieb stehen, sah ihm in die Augen, starr und gerade und zwingend. Bis sein Blick

sich vor dem ihren senkte. Ueber sein graues Gesicht flog eine rasche Blutwelle.

Dann trotzte er gleich wieder auf. „Was wollen Sie eigentlich von mir, Gräfin Wiggersen? Unsre Wege haben sich doch schon seit langem getrennt!“

„Jawohl!“ gab sie rasch zurück. „Aber Beziehungen, wie sie zwei Jahrzehnte zwischen uns bestanden, hinterlassen einen Rest von Rechten! Verstehen Sie das, Serrenberg? Ich könnte auch sagen: Einen Rest von Pflichten — wenn Sie nicht alles, was Pflicht heißt, längst verächtlich hinter sich geworfen hätten. Ich war immer zu stolz, es auszusprechen — jetzt muß ich es Ihnen doch sagen: Wer waren Sie denn, als ich Sie fand? Einer von vielen. Ein junger Künstler mit einigem Talent. Wer hat Sie herausgehoben aus der Masse? Wer hat Ihnen alle Wege geebnet? Wer ermöglichte Ihnen, die zahllosen Lücken Ihrer Bildung — der künstlerischen, der gesellschaftlichen — auszufüllen? Wer erschloß Ihnen den Blick für die wahre Weite Ihrer Kunst? Wer gab Ihnen die Möglichkeit — direkt und indirekt —, Anregungen zu sammeln? Wer verschaffte Ihnen die Beziehungen und Verbindungen, ohne die, leider vielleicht, auch ein Meister sich heut nicht Bahn brechen kann? Wer

tröstete Sie, wenn es nicht vorwärts gehen wollte? Wer blies Ihnen immer aufs neue Selbstbewußtsein und Kraft ein?

„... ja, lachen Sie nur, Serrenberg! Dies höhnende Lachen schafft die Tatsachen nicht aus der Welt. Und wie haben Sie mich dann geknechtet, vielleicht auch verlacht, als Sie Boden unter den Füßen fühlten! Wie hab' ich um Sie geduldet und gelitten — bis zur Erniedrigung, als Sie sich Herr fühlten! Wie haben Sie das ausgenutzt — erbärmlich ausgenutzt, Serrenberg, daß ich Ihre Sklavin geworden war!

„... so lachen Sie doch nur! Das ist ja die bequemste Art, über alle Wahrheit fortzukommen. Ich hätte mich auch lachend von Ihnen abwenden sollen, als ich Sie zu durchschauen anfing in Ihrer hohlen Eitelkeit, in Ihrer grenzenlosen Selbstsucht, in Ihrem Sichüberheben, in Ihrer Jagd nach allen Aeußerlichkeiten dieser Welt! Daß ich es nur getan hätte — daß ich es nur gekonnt hätte!

„... aber der Tag der Abrechnung sollte nicht ausbleiben. Heut ist er da, Serrenberg — heut ist er da! Mich konnten Sie treten und knechten, ich mußte schweigen, solange es sich um mich handelte — das war mein Los, mein Fatum. Da fehlte mir die Kraft. Aber nun, wo Sie

Ihr junges gutes Weib, das Sie so heiß liebte, mißhandeln: jetzt will ich reden. Ich hatte kein Recht auf Sie — auf Hannas Seite steht göttliches und menschliches Recht. Ihr gelobten Sie Treue und sie in Ehren zu halten! Serrenberg und Treue! Fritz Serrenberg und sein Weib in Ehren halten! Um einer Dirne willen stößt er sie von sich!"

Hochaufatmend schwieg sie.

Serrenberg hatte den Stuhl vor sich mit beiden Händen an der Lehne gefaßt, hob ihn an und stieß ihn hart zu Boden: „Ich verbiete Ihnen —"

„Heut haben Sie mir gar nichts zu verbieten, Serrenberg," begann sie leidenschaftlich von neuem. „Heut ist meine Stunde! Heut gilt eben mein Rest von Recht Ihnen gegenüber. Ich habe in dieser Nacht Sie nicht aus den Augen verloren. Nicht aus diesen leiblichen Augen, als Sie sich zum Spielball einer gefallsüchtigen Person ohne Seele und Herz erniedrigten; nicht aus meinem seelischen Auge, als ich zwischen dem Bett Ihrer armen Frau saß und der Wiege Ihres Kindes; bis zu dem Moment, in dem ich vorhin in Ihrem Auge all die Erbärmlichkeit las, die in Ihrer Brust lebt! Wenn in mir noch ein Funke der unseligen Liebe wohnte, die ich einst für Sie empfand und

mit der Sie schnöden Wucher trieben, dann müßte ich weinen um Sie. Aber gottlob, auch diese Liebe haben Sie ertötet. Heute ist nichts mehr in mir als Abscheu! Ja, und noch eins freilich, Serrenberg: Die Gewißheit, daß Ihre Schuld sich schon auf Erden rächen wird. Die traurige Gewißheit, daß eine kokette Dirne Hannas Rächerin sein wird. Wir beide, Hanna und ich, wir waren zu rein für Sie, darum mußten wir Ihrer Selbstsucht unterliegen. Aber gegen die Ketten, die Ihnen jetzt Rosenketten dünken, werden Sie einst vergeblich anknirschen. Fräulein Karen von Gellertshausen wird auch den stärksten Trieb, der in Ihnen ist, Ihren Egoismus, zu zwingen wissen. Unser Herr waren Sie — ihr Knecht werden Sie sein —"

Bis zum letzten Wort hatte Ulla Aug in Aug mit ihm gestanden. Hochaufgerichtet, den Kopf im Nacken. Einem Feuerregen gleich waren ihre Worte über ihn hingegangen. Immer wieder, wenn er unterbrechen wollte, hatte ein Heben ihrer Hand ihm Schweigen geboten; immer wieder hatte er zähneknirschend gehorcht.

Auch er hatte den Kopf nicht gebeugt. Nur daß seine Rechte mit zitternden Fingern im Vollbart wühlte, verriet äußerlich, was ihn innerlich erregte.

Nun wollte er sprechen —

Es gärte und kochte in ihm. Niederschmettern wollte er sie —

Aber da zwangen ihre Augen ihn doch wieder zum Schweigen. So gebieterisch, so hoheitsvoll blickten sie ihn an. Und dann wandte sich die Gräfin kurz, und sie schritt an ihm vorüber zur Türe. Als Siegerin —

Er fühlte das selbst, und es bohrte vielleicht am tiefsten in seiner Brust. Sie hatte ihn dennoch gedemütigt, hatte ihn bezwungen. Ihr nachstürzen hätte er mögen, sie mit rauher Hand zurückreißen, ihr zurufen ...

Ja — was denn zurufen? Höchstens doch: Was geht's dich an, daß Fritz Serrenberg ein Schurke geworden ist? Ist's nicht sein gutes Recht, sich auszuleben! Sein gutes Recht auch dann, wenn er dabei Sitte und Anstand mit Füßen tritt, wenn er über Leichen geht, um sich neue Erregungen und Anregungen zu erkaufen. Sein Recht als Mann und doppelt sein Recht als Künstler!

Noch immer stand er, die zausende und zerrende Hand im Bart, und starrte auf die Tür, hinter der Ulla verschwunden war. O ... wie er sie haßte! Wie er sie haßte um der Wohltaten willen, mit denen sie ihn überhäuft hatte!

Um der Rechte willen, die sie sich anzumaßen wagte! Um der Stütze willen, die sie nun für Hanna darbot in dem Austrag, der ja jetzt doch unvermeidlich war.

Denn es gab kein Zurück!

Hinübergehen — am Bett Hannas niederknien — „Vergib!" sagen — sich beugen und bücken — ein plärrendes Kind auf dem Arm wiegen: nein, nein, nein — tausendmal nein! Das Kind! Es würde ja gut aufgehoben und behütet sein auch ohne ihn. Besser wahrscheinlich, als wenn er seine fiebernde Hand über ihm hielt. Wenn's noch ein Junge wär' — aber solch sieches Mädel: Das hatte an der Mutterliebe genug.

Er warf sich wieder auf den Stuhl, trank hastig ein Glas Kognak, stützte den Kopf in beide Hände, brütete vor sich hin.

Was sollte er hier noch? Mochten sie ihm doch nachrufen: „Du Schurke!" Das verklang und verhallte. Sie hatten ja wohl recht nach den landläufigen Begriffen. Ja — gewiß! Aber die Ketten dieser freudlosen Ehe hinter sich herschleppen bis in alle Ewigkeit: Nein! Es war eben ein Unglück gewesen, eine Täuschung, diese ganze Ehe. Schlimm für Hanna — aber die kam gewiß darüber hinweg. Schlimmer doch

noch für ihn. Ein verlorenes Jahr — und das Leben ist so kurz . . .

Und das Leben kann so schön sein. Karen ist so schön —

Er knirschte mit den Zähnen. Wie hatte die Gräfin sie genannt? Unsre Rächerin! Er verstand das wohl — er wußte, Ulla war keine schlechte Prophetin. Es würde nicht fehlen an Dornen und Stacheln. Aber hinter den Dornen lagen die Rosen. Nur sich nicht schrecken lassen, nicht feig sein! Und war er nicht Manns genug, um mit eiserner Hand die Dornen und Stacheln zu zerreißen? Mußte das nicht die höchste aller Wonnen sein, wenn er diese hochmütige, eitle . . . die wunderschöne Karen bezwang, sich stärker zeigte als sie, bis sie zu seinen Füßen lag . . .

Das war etwas andres, als ihm seine Ehe gebracht hatte. Oede und leer war die ihm geworden und gewesen: jetzt winkte der Kampf, und an dessen Ende stand der Sieg.

Lächerliche Pedanten! Mochten sie zetern und schreien. Durch! hieß es — durch! Im Leben, wie es ist, ist sich doch jeder der nächste.

Eine Weile saß er mit geschlossenen Augen ganz still. Und da sah er sie deutlich vor sich — im roten Kleide erst, dann in den schneeweißen Falten, die um ihre Glieder kosten; sah ihr klassisch

schönes Gesicht, die tiefen dunkeln Augen mit dem faszinierenden Fehlblick; sah den feinen Bronzeton ihrer Haut und ihre hinreißend anmutigen weichen Bewegungen; hörte ihre lockende Stimme mit den eignen Akzenten, ihre leisen, aufreizenden Worte: „Herr Professor, Sie vergessen, daß Sie verheiratet sind!" — „Wenn ich mich einmal verheiraten sollte, will ich einen Mann heiraten, keinen jungen Fant!" — „Wie sagen Sie, Herr Professor? Ein geschiedener Mann? Ah — was ginge das mich an, was vor meiner Ehe liegt." — Und dann plötzlich wieder dies brüske, hochmütige Zurückwerfen des Kopfes: „Nun ist's genug. Ich lasse nicht mit mir spielen!" Und dann das weiche, verheißungsvolle Lächeln: „Also ... um ein Uhr in Ihrem Atelier ... unter gnädiger und fürsorglicher Obhut ..."

Plötzlich sprang Serrenberg auf. Mit einem Male war der Entschluß in ihm gereift. Er war nun ganz ruhig, ganz kaltblütig. Den Hut nahm er auf vom Teppich, die Halsbinde schob er mit sicherem Griff zurecht, knöpfte den Pelz zu. Dann ging er hinaus und in die Dienerstube, hieß seinen Handkoffer packen — „nur das Allernötigste —", ließ sich eine Droschke holen.

Oben am Fenster des Krankenzimmers stand Gräfin Ulla, als er abfuhr. Den kleinen Koffer

sah sie aufladen, Serrenberg einsteigen, den Wagen sich in Bewegung setzen, nach der Stadt zu.

Schmerzlich bitter lächelte sie vor sich hin. Sie wußte ja ganz genau: Serrenberg war um ein Uhr in seinem Atelier. Er fuhr nach irgendeinem Hotel, vielleicht zu einem Freunde, vielleicht zu einem Anwalt. So inszenierte man ja wohl unter anständigen Leuten die Komödie der „böswilligen Verlassung". Und das war dann der Anfang vom Ende —

Arme — arme Hanna —

Einen Moment durchraste sie ein Angstgefühl: Hast du's verschuldet? Warst du zu hart gegen ihn? Hast du ihn zum Aeußersten getrieben? Sie preßte die Stirn gegen die kühlen Scheiben... im Nebel verschwand gerade die Droschke hinter den Baumreihen... und es war ihr, als müsse sie die Fenster aufreißen und ihm nachrufen: ‚Bleib doch nur — es kann ja noch alles gut werden!'

Aber es war nur das Schmerzempfinden, die Schwäche eines Augenblicks.

Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich wieder neben das Bett Hannas. Links neben ihr stand die Wiege mit dem Kind.

Das war nun ihr Platz, und hier lagen ihre Aufgaben. Und trotz allem — es war das doch auch ein Vermächtnis von ihm.

schönes Gesicht, die tiefen dunkeln Augen mit dem faszinierenden Fehlblick; sah den feinen Bronzeton ihrer Haut und ihre hinreißend anmutigen weichen Bewegungen; hörte ihre lockende Stimme mit den eignen Akzenten, ihre leisen, aufreizenden Worte: „Herr Professor, Sie vergessen, daß Sie verheiratet sind!“ — „Wenn ich mich einmal verheiraten sollte, will ich einen Mann heiraten, keinen jungen Fant!“ — „Wie sagen Sie, Herr Professor? Ein geschiedener Mann? Ah — was ginge das mich an, was vor meiner Ehe liegt.“ — Und dann plötzlich wieder dies brüske, hochmütige Zurückwerfen des Kopfes: „Nun ist's genug. Ich lasse nicht mit mir spielen!“ Und dann das weiche, verheißungsvolle Lächeln: „Also ... um ein Uhr in Ihrem Atelier ... unter gnädiger und fürsorglicher Obhut ...“

Plötzlich sprang Serrenberg auf. Mit einem Male war der Entschluß in ihm gereift. Er war nun ganz ruhig, ganz kaltblütig. Den Hut nahm er auf vom Teppich, die Halsbinde schob er mit sicherem Griff zurecht, knöpfte den Pelz zu. Dann ging er hinaus und in die Dienerstube, hieß seinen Handkoffer packen — „nur das Allernötigste —“, ließ sich eine Droschke holen.

Oben am Fenster des Krankenzimmers stand Gräfin Ulla, als er abfuhr. Den kleinen Koffer

sah sie aufladen, Serrenberg einsteigen, den Wagen sich in Bewegung setzen, nach der Stadt zu.

Schmerzlich bitter lächelte sie vor sich hin. Sie wußte ja ganz genau: Serrenberg war um ein Uhr in seinem Atelier. Er fuhr nach irgendeinem Hotel, vielleicht zu einem Freunde, vielleicht zu einem Anwalt. So inszenierte man ja wohl unter anständigen Leuten die Komödie der „böswilligen Verlassung". Und das war dann der Anfang vom Ende —

Arme — arme Hanna —

Einen Moment durchraste sie ein Angstgefühl: Hast du's verschuldet? Warst du zu hart gegen ihn? Hast du ihn zum Aeußersten getrieben? Sie preßte die Stirn gegen die kühlen Scheiben ... im Nebel verschwand gerade die Droschke hinter den Baumreihen ... und es war ihr, als müsse sie die Fenster aufreißen und ihm nachrufen: ‚Bleib doch nur — es kann ja noch alles gut werden!'

Aber es war nur das Schmerzempfinden, die Schwäche eines Augenblicks.

Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich wieder neben das Bett Hannas. Links neben ihr stand die Wiege mit dem Kind.

Das war nun ihr Platz, und hier lagen ihre Aufgaben. Und trotz allem — es war das doch auch ein Vermächtnis von ihm.

11

Berliner Abendblatt:

„... unter den leuchtenden Strahlen der Augustsonne fand um elf Uhr die Enthüllung des Kleist-Denkmals statt, das, der Initiative eines unsrer verdientesten Mitbürger entsprungen, recht eigentlich von dem ganzen deutschen Volk den Manen des großen Dichters gewidmet wurde. Die hervorragenden Schönheiten des geistvoll entworfenen, wundervoll durchgeführten Denkmals besprach schon unser künstlerischer Mitarbeiter anläßlich der Preisverteilung, die vor Jahresfrist Professor Fritz Serrenberg die Krone zuerkannte. Aber das prächtige, aus dem vollen heraus geschaffene Werk wirkte doch auch auf uns, die wir es im Modell kannten, heut überraschend: Unter den zahlreichen Denkmälern, mit denen die Reichshauptstadt sich in den letzten beiden Jahrzehnten schmückte, steht es in vorderster Reihe. Glänzend verlief auch die Enthüllungsfeierlichkeit. Der Kaiser war leider verhindert; ihn vertrat Herzog Adalbert, der schon an dem Zustandekommen des Werkes regsten Anteil genommen hatte. Die städtischen Behörden waren fast vollständig vertreten. Professor Emich Mejer, unser berühmter Literarhistoriker, hielt die schwungvolle, von wahrer

Poesie durchglühte Weiherede. Mehrfache Ordensverleihungen wurden bekannt; so erhielt Herr Kommerzienrat Karl Gustav Tarchow den Roten Adlerorden vierter Klasse, Herr Professor Fritz Serrenberg den Kronenorden dritter Klasse mit der Schleife; ihm verlieh außerdem Herzog Adalbert das Komturkreuz seines Hausordens ..."

Der Landbote:

„Gestern wurde endlich auch das Kleist-Denkmal im Tiergarten enthüllt — jenes vielberufene, mit viel Reklame ins Werk gesetzte Denkmal eines großen Dichters, der zugleich leider ein kleiner, innerlich haltloser Mensch war. Wir wollen auf die Entstehungsgeschichte des Monuments heut nicht näher zurückkommen, es findet sich wohl noch anderweitige Gelegenheit, die moderne Denkmalsmacherei zu erörtern. Das Denkmal an sich ist nicht besser und nicht schlechter als die ähnlichen Werke des Professors Fritz Serrenberg. Die Beteiligung an der Enthüllungsfeier war trotz all der Posaunenstöße der Macher mäßig. Als ein erfreuliches Zeichen können wir nur registrieren, daß der Hof sich fernhielt ..."

Die Stunde:

„Schwüler Herbsttag. Schwüle Stimmung. Schwüle Kunst. Mehr ist eigentlich zu sagen unnötig. Kleist — ein großer Dramatiker! Serren-

berg — ein Epigone! Herr Serrenberg, wo nahmen Sie nur den Mut her?! Schwülstige Weiherede. Emich Mejer, Literaturpapst, selbstverständlich. Großer Pontifex, wo nehmen Sie nur den Mut her?! Fanfarenstöße. Der Vorhang — Hülle wollt ich sagen — fällt. Wieder Fanfaren. Ah ... vielstimmig. Händedrücken. Ordenssegen. Morgen sieht's kein Mensch mehr an. Ich habe gesprochen. Schon zu viel der Worte für dies Machwerk ..."

Deutsche Schauwarte:

„... immerhin ein Werk, das eingehender Würdigung wert ist. Ohne Zweifel ist es stark theatralisch im Aufbau; über die Gestalt und den Kopf des Dichters wird man recht verschiedener Ansicht sein können. Reizend sind die Reliefs, wundervoll ist die Gestalt der Penthesilea; aber auch bei ihnen tritt der Barockkünstler nach unserm Geschmack etwas zu sehr hervor. Köstlich, anmutig, frisch will uns eigentlich nur eine Figur erscheinen: das entzückende Käthchen auf der rechten Seite des Aufbaus. Hier schuf Professor Serrenberg wirklich ein kleines Meisterwerk von hinreißendem Zauber. Ehrlich gestanden: das Schönste, Reifste und Reinste, das wir von ihm kennen ..."

*

Hanna faltete die Blätter zusammen. Unter Kreuzband waren sie ihr zugegangen, der Absender hatte sich nicht genannt; vielleicht war es Gabriele Gerden.

Zwei Jahre —

Manchmal schien es ihr, als sei ihre kurze Ehe ein Traum gewesen. Als liege der schon weit, weit hinter ihr mit allem Glück, mit allem Leid. So redlich und kräftig hatte sie zu überwinden gesucht. Vergessen würde sie ja nie können, aber sich zu einem neuen Leben hindurchzuringen: Das war ihr Wille.

Draußen, zwischen den neu angelegten Rabatten, ging der Forstmeister auf und ab; neben ihm her trudelte drollig Klein-Edith und krähte. Das süße Kind war ja ihr eigenstes Eigen. Kann ein Leben arm sein, in dessen Mitte dies Kind stand?

Da lag noch ein Zeitungsausschnitt. „Randglossen zur Enthüllungsfeier des Kleist-Denkmals. Von unserm Spezialberichterstatter“:

„... auf der Estrade des Zoologischen Gartens einte ein glänzendes Festmahl das Komitee und den Kreis derer, die sonst dem Werden des Werkes nahe gestanden: ein Ausschnitt aus den geistigen und künstlerischen Kreisen Berlins war's, wie man ihn selten beisammen sieht. Neben dem

Herzog Adalbert, der wenigstens auf eine Stunde erschien, saß rechts der Kommerzienrat Tarchow, der das Unternehmen allen Hindernissen zum Trotz mit seltener Energie und Umsicht zu so schönem Gelingen geführt hat. Aus seinem charakteristischen Gesicht voll Bonhomie leuchtete die helle Freude. Links vom Herzog saß der Meister, unser allverehrter Professor Serrenberg. Auf beiden Seiten Herren und Damen im reichsten Kranz. Exzellenz von Knobbe sahen wir im Glanz seiner Orden, Geheimrat Wernher und Professor Emich Mejer von der Universität, den Kammerherrn von Greutze, den brasilianischen Gesandten, den Bildhauer von Gerden mit seiner reizenden Gattin, aber wozu all die Namen aufzählen! ... Nachdem die Tafel aufgehoben war, fand ich Gelegenheit, mit Professor Serrenberg ein Viertelstündchen zu verplaudern. Was er demnächst vorhabe? ‚Ich will die nächsten Wochen der Erholung widmen, lieber Freund!' Der Meister sah wirklich angegriffen aus — kein Wunder nach der Vollendung des großen Werkes. ‚Ich gehe mit meiner Frau an die Riviera.' Ah — da war sie ja selbst — diese schönste aller Frauen, das vielbewunderte Urbild der Penthesilea. Wieder in einer köstlichen Toilette, malvenfarben mit prächtigen Valenciennespitzen und den beneidens-

werten Brillanten! Auch sie erinnerte sich meiner sofort und daß ich ihr im Frühjahr in Monte Carlo vorgestellt worden war, wo ihre Schönheit und ihr unvergleichlicher Schick allgemeine Bewunderung erregten . . ."

Hanna las nicht weiter. Sie schob beide Hände über dem Blatt zusammen und senkte in leidvollem Sinnen den Kopf. Ja — es war schon so: Mochte die Wunde äußerlich verharscht sein, es gab doch noch mehr als eine Stelle, wo sie schmerzte.

Ueberwinden — ja! Vergessen — nein!

Was sind denn auch zwei Jahre?

Allzu frisch war noch die Erinnerung, und der gute Großvater hatte keine sonderlich linde Art. Er riß wider Willen leicht einmal die Wunde auf, wenn er sich erregte und ins Erzählen kam: Wie er damals gewütet habe, als Ulla an ihn schrieb. Vor die Pistole den Kerl! Wie ihn dann Magnus Geroth, der damals noch bei ihm gewesen oben in der Oberförsterei, allmählich besänftigt habe — hinterlistig gut. Wie der ihm ausredete, selbst nach Berlin zu fahren, wie der statt seiner gefahren sei. „Und wie er und die Gräfin dich dann brachten und das Kind, Hanna — großer Gott! Großer Gott!"

Zwei Jahre! Daß sie es hatte überstehen können! Solch junger Körper muß doch eine

merkwürdige Widerstandskraft haben ... ‚Könnt' ich doch sterben, wär' ich tot!‘ denkt man zuerst ... und dann kommt leise, leise der Wunsch und das flehentliche Gebet: „Laß mich doch leben und gesund werden für mein Kind ...“

Qualvolle Tage, schlaflose Nächte. Eine Flut von Gedanken: ‚Bist du auch frei von Schuld? Hast du dir nichts vorzuwerfen?‘ Schmerzensreiches, endloses Grübeln: ‚Wie war es nur möglich? Wie ist es nur gekommen?‘ Herzzerreißende Sehnsucht neben Abscheu und Empörung. Ein stummes, scheues — ein trotziges Ablehnen all der hundertfältigen Liebe, Nachsicht, Geduld der andern, und doch das heiße Verlangen nach ihr, das Sichklammern an die dargereichten helfensfreudigen Hände. Ein langsames Bergauf endlich — so matt und müde —

Ja, wenn das Kind nicht gewesen wäre! Das schwache Kind war doch die stärkste Helferin!

Dann griff das Leben ein. So einfach es hinfloß, es barg seine Forderungen in sich, und auch sie hatten Heilkraft. Als Großvater den Abschied genommen hatte und hinunterzog ins Dorf, da regte sie zuerst wieder die Hände. Seitdem war nun auch schon wieder fast ein Jahr verflossen.

Die heiße Sehnsucht war erstorben; die tiefe

Empörung war niedergeebbt. Aber immer noch kamen die Stunden, in denen ihre Gedanken, oft wider Willen, zurückwanderten. Es lag ja wie ein dunkler Schleier zwischen dem Damals und Jetzt, und der Schleier wurde wohl von Monat zu Monat dichter; doch es genügte noch ein leiser Windstoß, und er klaffte von neuem auseinander. Wie heute!

Vor wenigen Tagen, nach Ullas Ankunft, hatten sie von der Zukunft sprechen wollen und waren doch zur Vergangenheit zurückgekehrt. Wie verschieden die Charaktere sind! Ulla konnte nicht vergeben. So sanft sie geworden war, es gab einen Punkt, der nur berührt zu werden brauchte — und sie loderte empor. Hanna vermochte an Serrenberg zu denken ohne Zorn, sie hätte ihm trotz allem wünschen mögen, daß er noch ein Glück und innere Zufriedenheit fände. Ulla haßte ihn, und es klang wie ein Triumph, wenn sie prophetisch sagte: „... und alle Schuld rächt sich auf Erden!"

Vor dem offenen Fenster tauchte Großvaters Greisenkopf auf, und der Alte — recht alt war er geworden — hob die Kleine empor. Die war jetzt sein Irrwisch, sein Liebling —

„Hanna, wir wollen zur Gräfin. Es ist sechs Uhr."

Ein wunderliches Bild, wie der Forstmeister dann höchstselbst den Kinderwagen durchs Dorf schob. Nicht nehmen ließ er sich das. Wunderlich und rührend. Und dabei erzählte er dem Kinde, das viel lieber schon selber gehen wollte und immer unruhig war, die wundersamsten Mären.

Hanna schritt langsam hinterher.

An dem Kirchlein vorbei — das hatte sie auch erst überwinden lernen müssen. Wie hatte es sie zuerst geschmerzt, als sie das Altarrelief wiedersah, vor dem sie ihn kennen gelernt hatte, vor dem sie getraut worden war! Jetzt störte nichts mehr ihre Andacht. Und die Gräber unter dem Maulbeerbaum, den Friedrich der Große hatte pflanzen lassen, pflegte sie. Es kümmerte sich ja sonst niemand um die beiden Hügel mit dem schlichten Kreuz.

Ein alter Mann kam die stille Dorfstraße entlang, die Kiepe auf dem gekrümmten Rücken. An dem Forstmeister zog er devot die Kappe lüftend vorüber. Der hielt immer noch auf den Respekt und konnte grob werden, als sei er noch im Dienste; schielte sogar im Vorübergehen in den Tragkorb, ob er nicht verbotenen Inhalt berge. Vor Hanna aber blieb der Alte stehen, grinste über das ganze bauernschlaue, verwitterte Gesicht: „n' Abend ooch, gnä' Frau —"

„Guten Abend, Stelling. Wie geht's Euch?"

Er machte sich's bequem, hockte die Kiepe auf den Zaun und lehnte sich an.

„O ja! O ja! Das Reißen, gnä' Frau. Und dann ... die verfl— Bengels! Kein Suppernation mehr ... immer finse hinter mich her ... verzählen soll ick, und jlauben tun tut das Volk nischt mehr ... reine nischt."

„Aber, Stelling ... es wird schon nicht so schlimm sein."

„Schlimm is, gnä' Frau! Wollen die verfl— Bengels doch nich mal mehr glauben, daß mein Freund Berndt, der Fritze Berndt, und ick Anno Sechsundsechzig oder so 'rum mit 'n Luftbalong uff'n Mond jewesen sin. Un dabei hab' ick ihnen doch den Stein jezeigt, den wir 'runterjebracht hab'n. Das eene Stück. Das annere hat ja der Sultan sich in Gold fassen lassen für 'n Mondorden. Nee ... die Jungens sin a schlimm ..."

Hanna mußte lächeln. „Ihr lügt aber auch zu sehr, Lügenfranz."

Der Alte spuckte verächtlich aus. „Lüjen! Ick verzähl' doch man bloß. Na, un überhaupt, gnä' Frau, das is sohne Sach mit dem Lüjen. Wie ich in Sibirien war, wo das Eis wächst, da hat mich n' oller Zaubrer jesagt: ‚Ohne Lüje ist nischt in der Welt!' hat er jesagt. ‚Se

lüjen alle. Bloß manche lüjen un bedrüjen. Das sin die Schlimmen.'" Und er huckte seine Kiepe wieder auf. „n' Abend, gnä' Frau. Ick hol' mich balde mal vom Herrn Forstmeester den Balsam von wejen des Reißens —"

Langsam ging Hanna weiter. ‚Sie lügen alle!' Guter Gott — nein! Nein! Nicht alle! Nicht den Glauben an die Menschheit sich rauben lassen ... nicht bitter werden! Nicht, was der einzelne erleben und erleiden mußte, auf die Allgemeinheit übertragen ...

Vorne war Großvater stehen geblieben und wartete, bis sie heran war und nun neben ihm herging, immer die Augen auf das Kind gerichtet. Nein: die Lüge lag nicht im Menschen. Erst das Leben legte sie hinein. Und davor den blauäugigen Schatz dort zu bewahren ... das war nun ihre Aufgabe ...

Schweigend gingen sie den Hang zur Oberförsterei hinauf. Großvater schob kräftig, denn die Wagenräder mahlten tief im märkischen Sande.

„Ja ... so!" meinte er endlich. „Was ich noch sagen wollte, Hanna. Vormittag war der Kretscham also bei mir. Er will das Haus pachten. Ich hab's ihm so halb und halb zugesagt. Wir ziehen dann also im Herbst —"

Sie blieb unwillkürlich stehen und hielt den Atem an, so erschrocken war sie. Und es war doch ihr eigenster Wunsch gewesen. Ueber die grüne duftende Wiese sah sie hinweg zum schattigen Waldrand empor, auf die braunen Dächer unten. So lieb war ihr das alles gewesen und wieder so lieb — so lieb. Hier war Edith gesundet. Hier war der Großvater mit dem Boden, mit seinem Walde verwachsen. Und nun sollte er, sollten sie in die Stadt ziehen, in die Mauernwälle —

War's nicht unrecht, war's nicht eine Laune?

Aber dann sah sie hinauf zur Oberförsterei. Das alte Haus im neuen Anstrich — und davor zwei große grüne Möbelwagen —

Der Alte blinzelte sie unter seinen schweren Lidern listig an. „Also im Herbst ..."

Da stieß sie kurz hervor: „Ja, Großvater ... im Herbst ..." Und schweigend legten sie die letzte Wegstrecke zurück.

Es war eine so seltsame Fügung, daß Magnus Geroth gerade diese Oberförsterei erhalten hatte. Wenn es eine Fügung war? Wenn es nicht sein Wunsch gewesen ist und Ulla mit ihren Verbindungen nachgeholfen hat? Denn Ulla mußte ja immer helfen, immer jemand haben, dem sie die Hände unter die Füße breiten konnte. Nun war's eben ihr Vetter —

Die Gräfin stand auf der Veranda und winkte schon von weitem.

Zwei Jahre!

Wie eine Greisin sah sie nun wirklich aus. Aber auch recht wie eine schöne alte Landedelfrau. Stattlich und gesund. Das Antlitz gefurcht, aber so lieb und so durchgeistigt. Das schlohweiße Haar ganz schlicht gescheitelt. Die Augen hell leuchtend, wie einst nur in ihren besten Stunden.

„So spät, Hanna! Guten Abend, Forstmeister! Natürlich wieder unzertrennlich vom Enkelkind. Ihr beide wachst noch zusammen." Und sie erzählte frisch und resolut. Heute waren die letzten Möbel angekommen. Drinnen sähe es noch ziemlich wüst aus. Aber Anfang nächster Woche könne der gestrenge Herr einziehen. „Wollen wir mal durch die Zimmer gehen, Hanna?"

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Sehr still und ernst war sie geworden.

Dann ging der alte Herr an den Waldrand und nahm Edith mit. Eine Bank hatte er sich dort zimmern lassen, auf der saß er gern beim Sonnenuntergang und blickte ins Tal hinunter.

„Komm nur," bat die Gräfin noch einmal und faßte Hanna unter den Arm.

Die alten lieben Räume. Jeden Fleck und jede Ecke kannte sie in ihnen. Da hatte Groß-

vaters Schreibtisch gestanden und hier sein Gewehrschrank. Das war das Eßzimmer gewesen und jenes das Wohnzimmer mit der grünen Ripsgarnitur, dem steiflehnigen Sofa, auf dem sie nie hatte sitzen dürfen, auf dem die Teckel aber dann desto ärger hausten. Die Kindheitserinnerungen hafteten, obschon die Zimmer von Grund auf umgestaltet, neu tapeziert und moderner eingerichtet waren.

Dann ging's die Holztreppe hinauf, die bei jedem Tritt immer noch so heimelig sang wie ehedem; an den alten Eichenstufen, die in der Mitte ganz tief ausgetreten waren, hatte die Kunstfertigkeit des umbauenden Meisters versagt. Das Geländer war auch geblieben; dasselbe, auf dem sie einst so gern heruntergerutscht war; manch Katzenköpfchen hatte es dafür gegeben, und einmal band Großvater sie zur Strafe eine ganze halbe Stunde mit dem Zopf dran fest. Es klang noch in ihr nach: „Wart nur, du Irrwisch! Sollst schon Geduld lernen und Gehorsam —"

Oben hatte sich Ulla die Fremdenstube als Wohnzimmer eingerichtet und ihr, Hannas, früheres Mädchenzimmer als Schlafstube. Hier war schon alles fertig. Nichts, oder doch fast nichts aus dem Palais in der Wilhelmsstraße; schlichte helle Ahornmöbel und lichte Mullvorhänge an den kleinen Fenstern. Aber so wohnlich.

Im Schlafzimmer in einer Ecke ein seidener Vorhang. Sie sahen beide darauf hin. Dann trat die Gräfin schnell heran und zog die Hülle fort. Dahinter stand, wie es Hanna geahnt hatte, Ullas Büste.

‚Also davon hat sie sich doch nicht trennen mögen,' fühlte Hanna.

Wortlos standen sie beide davor und dachten zurück.

Im ersten Augenblick hatte es wieder in Hannas Herzen gezuckt. Aber es war nur der Schmerz einer einzigen Sekunde; gleich wandelte er sich in stille Wehmut, fast als ob die Hand, die dort den Meißel geführt, die eines Verstorbenen wäre. Derselbe Empfindungswechsel war's, den sie dem Altarrelief unten im Kirchlein gegenüber durchgemacht hatte; nur daß er dort langsam, allmählich gekommen war und hier in wenigen Minuten.

Ulla schloß den Vorhang. „Ich will daran das Schwerste lernen — das Verzeihen," sagte sie leise, wie erklärend und wie entschuldigend, und zog Hanna fort.

Das Wohnzimmer hatte einen kleinen weinlaubumsponnenen Balkon. Da saßen sie nieder, dicht nebeneinander. Schweigsam zuerst. Hanna sah hinaus ins Tal und aufs Dörflein, hinüber über die Baumwipfel, die sich wie ein Meer

breiteten. Und dann suchte und fand sie das Fleckchen drüben am Waldrand, wo Großvater sich seine Bank hatte zimmern lassen. Mit ihren scharfen Augen erkannte sie den alten Mann, wie er dasaß, die Hände im Schoß — und der kleine helle Punkt, der sich zu seinen Füßen bewegte, das war ihr Kind.

„Du bleibst nun hier, Ulla —" Es war nur halb eine Frage, halb war's doch auch der impulsive Ausdruck des Bedauerns, scheiden zu müssen.

Die Gräfin schien nur die Frage herauszuhören. Wenigstens antwortete sie: „Vorläufig — ja! Bis mich vielleicht doch wieder das Reisefieber packt ... oder bis einmal eine junge Frau hier einzieht."

Dann war wieder Schweigen zwischen ihnen. Aber Ulla fühlte wohl das Bedürfnis, zu deuten, zu erklären.

„Ich will dir sagen, Hanna —" begann sie, „Magnus ist mir sehr ans Herz gewachsen. Ich hab' ihn schätzen gelernt ... damals ... und dann während der Monate, die er bei mir in Cloritten war. Mehr noch, ich bin ihm dankbar, denn ohne seinen Zuspruch und seine Energie würde ich wohl rettungslos zugrunde gegangen sein. Du verstehst schon ... ohne ihn wäre ich niemals gesundet. Er hat schwer mit mir ringen

müssen, ehe er mich so weit hatte ... Das, und wie er's fertig brachte, vergess' ich ihm nie ...

„Siehst du, Hanna, da bat ich ihn, bei mir in Cloritten zu bleiben. An einem dankbaren Wirkungskreis hätte es ihm nicht gefehlt, denn meine Beamten dort sind mit mir alt geworden, und die Herrschaft brauchte eine junge Kraft. Aber er wollte nicht. Es wurde ihm dann eine Stelle in Rominten angeboten — oder, um ehrlich zu sein, ich wandte mich deshalb an meinen alten Freund, den Oberlandforstmeister. Es war Egoismus: Ich hätte Magnus so in der Nähe behalten. Aber er schlug auch diesmal aus. Er wollte ja nur hierher ..."

Ulla beugte sich weit vor, wie um mit ihren kurzsichtigen Augen besser in Hannas Gesicht lesen zu können. In dem ging und kam das Blut; wie ehedem, als sie noch kurze Kleider getragen hatte, konnte sie's nicht hindern. Und so mädchenhaft sah sie aus.

Zärtlich legte die Gräfin den Arm um ihren Nacken und zog sie an sich; und Hanna dachte: ‚Wie eine Mutter' — und fühlte: ‚Sie ist auch wie eine Mutter! Ach ... hättest du damals ... damals eine Mutter gehabt ...'

Aber dann durchschauerte es sie wieder. Nein — nein — nein! Wenn es geht, die Vergangen-

heit begraben! Vergessen — vergeben! Mit der Gegenwart sich abfinden; dem Großvater leben und meinem geliebten Kinde! Aber nichts weiter — nichts darüber hinaus —

Und Ulla erinnerte sich eines Gedankenbildes, das ihr einmal gekommen war: Wie die Liebe manch Frauenherz mit tausend feinen Wurzeladern durchdringt, schier unlösbar. Dann mag wohl bei der einen das Messer des Chirurgen Haß kommen und all die Verästelungen mit einem Male herausschneiden — auf Tod und Leben geht das, und das Herz bleibt unfruchtbar für alle Zeit. Bei der andern aber löst, wenn das zarte Pflänzchen Liebe nicht mehr gehegt und gepflegt wird, die Zeit langsam die Wurzeladern aus dem Herzen und macht es wieder reif zu neuem Keimen.

Nur nicht rühren daran! Zwei Jahre ... Was sind zwei Jahre? Die helfende Natur arbeitet langsam, aber sie heilt sicher ...

Hannas Kopf lag noch immer an der Schulter der Freundin. „Wir ziehen nun zum Herbst nach der Stadt —“ sagte sie, und es klang seltsam unsicher.

Die Gräfin lächelte still vor sich hin. Keimte es doch schon?

„Ja, liebes Kind ...“ meinte sie dann. „Viel-

leicht ist's ganz recht, daß du auch einmal an dich denkst ..."

„An mich?" Ganz erschrocken richtete Hanna sich auf.

„Nun ja: an dich! Ich kann's gut begreifen, daß du dich hier fortsehnst. Für den lieben alten Herrn freilich wird's schmerzlich und schwer sein. Für Edith wär's ja am Ende auch besser, sie bliebe noch ein paar Jahre hier in der gesunden Waldluft. Von mir will ich nicht sprechen, obwohl ich's mir schön ausgemalt hatte, auf Büchsenschußweite von euch zu wohnen ..."

Sie unterbrach sich. Denn sie las in Hannas Zügen, daß sie doch nicht den rechten Ton angeschlagen hatte. Auf einen Augenblick hatte sie vergessen, aus einem wirklich fast mütterlichen Gefühl heraus vergessen, daß diese junge Frau mit dem mädchenhaft jungen Gesicht durch Seelennot und Herzensleid gegangen und in Schmerzen gereift war. Wie durfte sie mit ihr sprechen wie mit einem Kinde, dem man eine goldene Brücke bauen will —

So faßte sie Hannas Hand, drückte sie herzlich und schloß ernst: „Verzeih! Ich wollte ganz etwas andres sagen: Man soll nie vor sich selber fliehen — das war es. Und nun komm, Hanna, wir wollen zu Edith gehen."

Der alte Herr saß noch auf seiner Bank, das Kind auf dem Schoß, als sie zu ihm herantraten. Aber er sah trübe drein.

„Wenn ich so denke —“ meinte er —, „daß ich vierzig Jahre hier war ... wie mir das Nestchen da unten ans Herz gewachsen ist und der Forst und alles ... und nun soll ich in die Stadt ziehen ... es ist doch schwer. Heut war nämlich der Kretscham bei mir, Gräfin. Er will mein Häuschen pachten, will auch ganz gut zahlen ... ja! Vielleicht ist's auch am besten so ... meint Hanna. Aber wenn ich da drüben ins Abendrot sehe ...“

Ulla blickte erwartungsvoll auf Hanna.

Die hatte dem Großvater das Kind abgenommen und hielt es im Arm. Ganz still stand sie und sah auch nach dem Osten, wo die Sonne sich gerade in das grüne Baummeer senkte. Purpurn leuchtete darüber der Himmel.

Und plötzlich sprach sie: „Ich hab' es mir überlegt, Großvater. Wir wollen in Lugow bleiben —“





Joh. Rich. zur Megede

Modeste. Roman. 6.—8. Tausend. Geheftet M. 4.—
gebunden M. 5.—

Hamburgischer Correspondent: „Der starke Skeptizismus, den Megede der sogenannten ‚Gesellschaft' entgegenträgt, spricht auch aus diesem Buch. Aber er trägt nicht die Handlung. Die ist doch verinnerlicht und psychologisch verkettet an den Herzenskampf der Modeste Lindt von Barginnen. Und darum auch, weil Megede hier einmal entschlossen ein Menschenschicksal zu gestalten unternahm, ist dieser Roman so gut geworden. Diese Modeste ist wirklich ein ganzer Mensch, der sich zum Leben gegen Konvention und Engherzigkeit durchringt."

Unter Zigeunern. Roman. Geheftet M. 3.—
5. Auflage. (7. Tausend) gebunden M. 4.—

Kismet. — Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska. 6. Tausend. Geheftet M. 3.—
gebunden M. 4.—

Quitt! Roman. 13. Tausend. Geheftet M. 5.—
gebunden M. 6.—

Von zarter Hand. Roman. 2 Bde. Geh. M. 6.—
6. Auflage. gebunden M. 8.—

Félicie. Aus den Briefen eines Thoren. Geh. M. 4.—
5. Auflage. gebunden M. 5.—

Das Blinkfeuer von Brüsterort. Geh. M. 3.—
6. Auflage. gebunden M. 4.—

Trianon und andere Novellen. Geheftet M. 4.—
5. Auflage. gebunden M. 5.—

Der Ueberkater. Roman. Geheftet M. 5.50
6. Auflage. gebunden M. 6.50

Josi. Drama in 5 Akten. Geheftet M. 2.50
gebunden M. 3.50

Bücher von Ernst Zahn

Helden des Alltags. Novellen. Geheftet M. 4.—
7.—9. Tausend gebunden M. 5.—

Tägliche Rundschau, Berlin: „Elf Geschichten enthält das Novellenbuch und keine davon ist mißglückt. Ernst Zahn ist ein Dichter, ein echter Volksdichter, vor dem mancher fingerfertige Artist der Literatur demütig den Hut ziehen müßte, wenn es sein Hochmut nur zuließe."

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. Geheftet M. 4.—
5. Auflage gebunden M. 5.—

Das literarische Echo, Berlin: „Der Roman weist geradezu glänzende Vorzüge auf, er darf den besten Schöpfungen Roseggers an die Seite gestellt werden."

Menschen. Neue Erzählungen. Geheftet M. 3.—
5. Auflage gebunden M. 4.—

Neue Zürcher Zeitung: „Zahns Buch ist ein in jeder Richtung erfreuliches, künstlerisch hervorragendes, ja meisterliches Werk."

Herrgottsfäden. Roman. Geheftet M. 3.—
6. Auflage gebunden M. 4.—

Allgemeine Schweizer Zeitung, Basel: „Zahn brauchte nichts als diesen Roman geschrieben zu haben, um zu den ganz großen erzählenden Schriftstellern nicht nur der Schweiz, sondern der deutschen Sprache überhaupt gezählt werden zu müssen."

Schattenhalb. Drei Erzählungen. Geheftet M. 4.50
7. Tausend gebunden M. 5.50

Deutsche Zeitung, Berlin: „Mit derber, oft grausamer Wahrhaftigkeit sind die Menschen und ihre Schicksale gezeichnet. Aber zu dem düsteren Schatten fehlt nicht das Licht: welch ursprüngliches sittliches Empfinden, welche Sehnsucht nach reinerem Leben und welche Kraft, Berglasten von Sorgen zu tragen."

Die Clari-Marie. Roman. Geheftet M. 4.—
6.—10. Tausend gebunden M. 5.—

Braunschweiger Sonntagsblatt: „Ein gehaltvolles, aber auch ein schönes und reiches Buch. Es will uns bedünken, als liege eine Ruhe, Klarheit und Sicherheit des Könnens über dem Buche, die es noch höher hebt als Zahns letztes Buch ‚Schattenhalb'."

